Biblioteka Uniwersytecka
w Toruniu
35348
II

[Le]uthen

Blätter der Erinnerung an den großen König und das Jahr 1757

von

Theodor Rehtwisch

Mit 60 Abbildungen und 1 Schlachtplan



Leipzig, Verlag von Georg Wigand

Rehtwisch

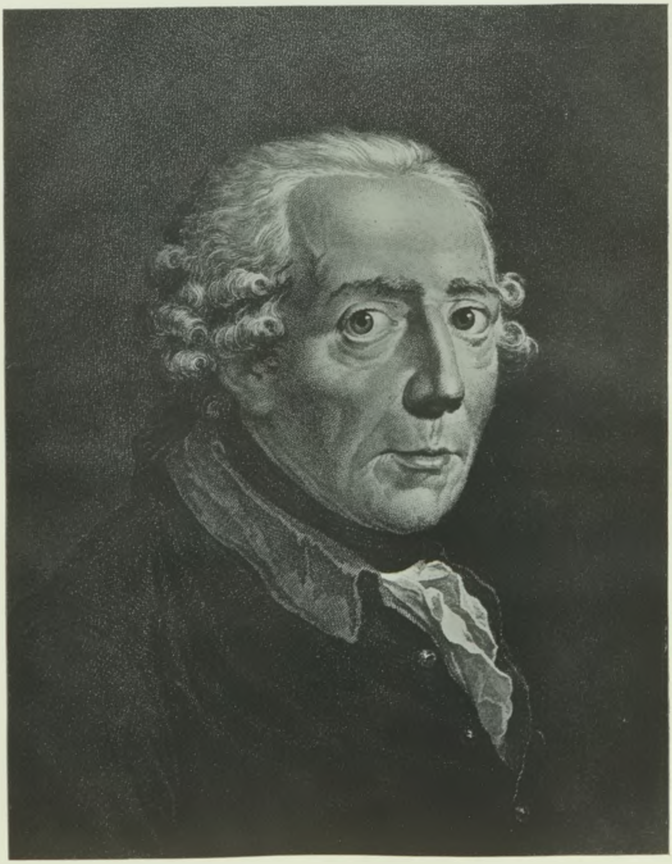
Leuthen

Verlag von

VI. B.
102.

~~VI 3~~

VI B 110.



Aus Rehtwisch, Leuthen. Verlag von Georg Wigand, Leipzig.

Friedrich II. König von Preußen.

Nach einem Gemälde von J. C. Frisch gestochen von L. Buchhorn.

KAISERL. DEUTSCHE OBER-POSTDIREKTION BERLIN
VI. B. ~~110.~~ 102.

Leuthen

Blätter der Erinnerung
an den großen König und das Jahr 1757

von

Theodor Rehtwisch

Mit 28 Porträts,
10 historischen Darstellungen und 22 Terrainstudien
nach Originalaufnahmen des Verfassers
auf dem Schlachtfelde von Leuthen
und einem Plan der Schlacht

Leipzig, Georg Wigand, 1907

35348
II

BIBLIOTEKA
W TORUNIU
UNIWERSYTECKA

Meines Vaters Bruder

Julius Friedrich Rehtwisch

in Lübeck

zugeeignet

Vorwort

Es ist im vergangenen Jahre übergenug die Rede gewesen von Preußens Zusammenbruch, wir aber wollen reden von Preußens Siegen, von Preußens Männern, von Preußens großem König, von jenen Tagen vor hundertundfünfzig Jahren, da Friedrich der Einzige allein stand gegen eine Welt in Waffen.

Das Buch enthält auch eine Reihe von Terrain-Studien, die auf dem Schlachtfelde von Leuthen aufgenommen sind. Das Schlachtfeld hat sich seit jenem 5. Dezember 1757 kaum verändert, von einigen Abholzungen und Neupflanzungen abgesehen. Auch am Tage der Schlacht lag Schnee auf den Feldern.

Friedenau, Mai 1907.

Theodor Rehtwisch

Verzeichnis der Abbildungen

a) Porträts

b) Historische Darstellungen

Friedrich der Große nimmt Abschied von Winterfeldt am 25. August 1757.
Friedrich der Große in der Schlacht bei Roßbach.
Friedrich der Große und der französische Grenadier bei Roßbach.
Friedrich der Große und der Deserteur am Morgen der Schlacht von Leuthen.
Leuthen, 5. Dezember 1757.
Friedrich der Große am Abend der Schlacht von Leuthen. „Wann werden meine Qualen sich enden?"
Friedrich II. und General Zieten bei Leuthen, den 5. Dezember 1757.
Friedrich der Große in Lissa.

c) Ortsaufnahmen und Terrainstudien

Siegessäule auf dem Schönberge, dem Standpunkt, wo der König den Schlachtplan entwarf.
Die katholische Kirche von Leuthen.
Der Krug von Saara.
Das Schloß von Deutsch-Lissa.
Schloß von Deutsch-Lissa.
Erinnerungskreuz an die Schlacht von Leuthen.
Groß-Heidau vom Schönberge aus.
Weg von Frobelwitz nach Leuthen.
Weg von Frobelwitz nach Nippern.
Der Zettelbusch, nordöstlich von Groß-Heidau, vom Schönberge aus aufgenommen.
Der Wachberg mit Windmühle.
Radaxdorf mit dem Butterberg.
Der Glanzberg zwischen Schriegwitz und Sagschütz.
Der Kiefernberg von Sagschütz.
Blick von der Höhe des Kiefernberges.
Sagschütz, vom Glanzberge aus gesehen.
Sagschütz vom Judenberge aus gesehen.
Der Judenberg, im Hintergrunde Schriegwitz.
Panorama des Dorfes Leuthen von der Südseite.
Leuthen mit den beiden Mühlen vom Westen aus.
Gefechtsfeld der Reiterschlacht Driesen-Lucchesi.
Lagerfeld der preußischen Armee nach der Schlacht.

Die preußischen Truppen, die am 13. November 1757 von Leipzig nach Schlesien aufbrachen, waren nur vierzehntausend Mann stark. In Eilmärschen stapften die Bataillone und Schwadronen durch den tiefen Morast der aufgeweichten Landstraßen dahin, einem ungewissen Geschick entgegen. Aber in ihren Herzen wohnte Zuversicht, denn in ihren Fahnen rauschte der Sieg von Roßbach, und bei ihrer Vorhut ritt König Friedrich.

Der König sorgte für diese Kerntruppen, diese altpreußischen Bataillone, die er mit sich führte, wie ein Vater. Soweit es anging, wurden die Soldaten nach vollendetem Tagmarsch in Bürgerquartiere gelegt und den Wirten gute Verpflegung anbefohlen. Auf diese Weise wurden die Truppen frisch erhalten. Innerhalb sechzehn Tagen wurden trotz der schwierigen Wege und der notwendigen Ruhetage einundvierzig Meilen zurückgelegt.

Am Mittag des 28. November näherte sich die Vorhut der Katzbach und dem dahinter gelegenen Städtchen Parchwitz. In Parchwitz herrschte das bunte Treiben eines Novembermarktes. Die österreichischen Husaren und Kroaten, die an fünfhundert Mann stark dort auf Vorposten lagen, hatten sich ahnungslos in das Gewimmel des Marktes gemischt, als plötzlich Vedetten heransprengten und zu den Waffen riefen. Es war zu spät. Wohl stürmten einige entschlossene Trupps gegen die Katzbach-

brücke vor, aber die blanken Pallasche preußischer Reiterei sausten auf ihre Köpfe, trieben sie durch die erschrockene Stadt und griffen sie jenseits der Tore mit Wucht an. Unter starkem Verlust an Toten und Verwundeten und hundertundachtzig Gefangenen mußte der kaiserliche Oberst von Gersdorff das Feld räumen. Er zog sich schleunigst auf Neumarkt zurück. Der preußischen Vorhut kostete der gute Anfang nur zehn Husaren.

Der König beschloß, in seiner Stellung bei Parchwitz die geschlagene schlesische Armee zu erwarten. Generalleutnant von Ziethen hatte Befehl erhalten, sie herbeizuführen. Schon am 29. November trafen die ersten Bataillone der ehemaligen Armee von Breslau mit Brot und Munition über Glogau bei Parchwitz ein. Am 1. Dezember ritten die Husarenregimenter Ziethen, Puttkammer und Werner an, alles in allem dreißig Schwadronen. Am nächsten Tage kam dann Ziethen mit der Hauptarmee. Der vorsorgliche General hatte von den Glogauer Wällen zehn schwere Zwölfpfünder und sieben Mörser mitgebracht, unter unsäglichen Mühen durch den tiefen Dreck geschleppt; die Fäuste der Musketiere mußten in die Speichen greifen, wenn die Gewalt von acht Pferden versagte. Diese Kanonen sollten in wenig Tagen für die Armee von großer Bedeutung werden. Als die „Brummer von Leuthen" sind sie berühmt geworden.

Als das geschlagene Heer von Breslau gegen Parchwitz anrückte, schlug den Offizieren angstvoll das Herz. Man kannte den König: er ging mit geschlagenen Leuten und namentlich dann, wenn sie Fehler gemacht hatten,

hart um. Die Generale von Kyau, von Katte und von Lestwitz waren verhaftet; ein Spruch auf Leben und Tod wartete dieser Männer, die im Dienste der preußischen Könige in Ehren grau geworden. Der Rittmeister von Bodgursky erzählt in seiner Selbstbiographie die denkwürdige Szene des Eintreffens der geschlagenen Armee vor Parchwitz:

„Wir scheuten den ersten Blick des Monarchen, wie der Verbrecher des Richters Blick scheuet. Die Gefangennehmung des Herzogs von Bevern, von der es ganz bestimmt hieß, sie sei freiwillig gewählt, um dem ersten Augenblick des königlichen Unwillens zu entgehen, die Ängstlichkeit und Unruhe, die wir an unsern Heerführern bemerkten, und von der selbst Ziethen nicht frei war, — alles dies verscheuchte jeden frohen Blick auf die erste Zusammenkunft mit dem Monarchen. Still und ernst ritten wir der furchtbaren Stunde entgegen."

Aber die Befürchtungen Bodgurskys und seiner Kameraden waren diesmal unnötig. Der König wußte ganz genau, was diesen Männern taugte, wenn er sie zu freudigen Mithelfern an der nahe bevorstehenden Schlacht gewinnen wollte. Er zog vor den Truppen achtungsvoll den Hut und rief ihnen entgegen: „Guten Tag, Kinder! Ihr habt viel gelitten! Aber alles soll gut werden!" Im Verein mit so freundlichem ermunternden Gruß des Monarchen wirkte die Stimmung des Heeres von Roßbach höchst günstig auf die Niedergeschlagenheit des Breslauer Heeres.

„Kaum fünfzig Schritt von uns entfernt", erzählt

Bodgursky weiter, „zog die Armee des Königs vor uns hin. Eine Schar von allen Waffen, eine Reihe fröhlicher Sieger, deren ans Ausgelassene grenzende Fröhlichkeit selbst die Gegenwart des Monarchen und seines Gefolges nicht zügeln konnte."

Der König nahm auch eine Anzahl von Beförderungen unter dem Offizierskorps vor. Sein jüngster Bruder Ferdinand wurde für sein tapferes Verhalten bei Breslau Generalleutnant. Als ihm das Pferd unter dem Leibe erschossen wurde, stürmte er mit der Fahne in der Hand, seinem Regiment vorauf, in den dichten feindlichen Kugelregen hinein. Dieser Prinz war der Vater Louis Ferdinands, der anno 1806 bei Saalfeld so rühmlich fiel.

Der Generalleutnant von Ziethen führte dem König dreißig Bataillone und hundert Schwadronen, im ganzen ungefähr achtzehntausend Mann zu. Dazu kam noch eine ganze Zahl Wiedergenesener und ein Transport Rekruten, die schon zur schlesischen Armee unterwegs gewesen waren, so daß die Gesamtstärke des königlichen Heeres sich auf rund 35 000 Mann belaufen haben mag. Das ist allerdings die höchste Zahl, die man annehmen darf, verschiedene Historiker wollen nur 30—32 000 zugeben.

Der König war entschlossen, auf jeden Fall zu schlagen. Er wollte die Österreicher angreifen, wo er sie traf, selbst wenn sie auf „dem Zobtenberge" ständen. Das war der große Entschluß, den der König trug und der ihn trug.

„Man mußte", schreibt er später selbst, „unverzüglich

die Österreicher um jeden Preis angreifen und sie aus Schlesien hinauswerfen oder sich entschließen, diese Provinz für immer zu verlieren."

Die Zuversicht des Königs zu seinem Vorhaben war unerschütterlich. All die Unglücksfälle, die ihn seit seinem Abmarsch aus Leipzig noch betroffen hatten, und die in ihrer Fülle wohl geeignet waren, das Gefäß des Unglücks zum Überlaufen zu bringen, konnten ihn nicht anfechten.

„Gott sei gelobt", schreibt am 1. Dezember der treue Eichel aus Parchwitz an den Minister von Finckenstein, „er ist davon nicht niedergedrückt, sein Herz ist zerrissen, sein Kopf bleibt frisch und gut, er denkt augenblicklich nur daran, das Glück zu korrigieren und die Fehler der andern wieder gut zu machen. Er zeigt gewiß und wahrhaftig eine Festigkeit, die fast übernatürlich und, ohne Schmeichelei gesagt, eben nur ihm selbst ähnlich und eigen ist."

Das ist ein wundervolles Zeugnis, das Eichel in diesen Sätzen seinem Könige ausstellt. Denn unter den Schicksalsschlägen des letzten halben Jahres, der Zeit, welche zwischen dem 6. Mai, dem Siegestage von Prag und dem 5. November, der den ersten glänzenden Waffenerfolg seit sechs Monaten brachte, dem Tage von Roßbach lag, wäre jeder andere zusammengebrochen. Man darf nicht vergessen, daß der König seinem Temperament nach ein ausgesprochener Sanguiniker war und als solcher viel mehr innere Kämpfe und Selbstqualen zu bestehen hatte, als jeder andere an Tempera-

ment ärmere Mensch. Aber der unbesiegbare Optimismus, der in diesem Hohenzollern wohnte, schnellte immer wieder empor und wandelte sich zu stahlharter Energie, die alles mit sich riß, was sie mit sich reißen wollte.

Alles, was der König hier im Lager von Parchwitz an Truppen versammelt hatte, war nicht ganz ein Drittel jener Kriegsmacht, die er im Spätsommer des vergangenen Jahres ins Feld geführt hatte.

Als Friedrich am 28. August 1756 morgens wenige Minuten vor fünf Uhr auf dem Paradeplatz zu Potsdam sein Pferd bestieg und seine Bataillone gegen die sächsische Grenze führte, glaubte er mit einigen schnellen Schwerthieben das Netz zerreißen zu können, das der unermüdliche Ränkeschmied Kaunitz in langjähriger mühevoller Arbeit um ihn und seinen Staat gesponnen hatte. Wenn Kaunitz geglaubt hatte, daß der König sich auf diese Weise in aller Gemächlichkeit umschnüren und erdrosseln lassen würde, so hatte er sich allerdings gewaltig getäuscht. Der Herzog von Nivernais, damals als außerordentlicher französischer Gesandter bemüht oder, wie man aus seinen Instruktionen schließen muß, nur scheinbar bemüht, das alte Bündnis zwischen Frankreich und Preußen zu verlängern, beurteilte den König vollkommen richtig, als er über ihn schrieb:

„Er wird sich niemals zuerst angreifen lassen, sowohl aus Ehrgeiz und angeborener Gemütsart als auch aus Klugheit. Sein fester Plan ist stets: Immer seinen Feinden zuvorzukommen und ihre Pläne durch einen

kühnen Angriff zu zerstören, bevor sie an die Ausführung gehen können."

Friedrich war schon seit Jahren darauf vorbereitet, daß noch ein drittes Ringen um Schlesien ihm bevorstehen würde. Am 4. Juli 1749 schrieb er bereits:

„Ich lasse Truppenbewegungen machen. Wenn die Österreicher mit dem Kriege schwanger gehn, wird man Geburtshelfer sein müssen; wenn sie sich aber nur mit ihren Demonstrationen übereilt haben, so werden sie schleunigst den Säbel wieder in die Scheide stecken."

Also toujours en vedette, — oder, wie er es auf latein nannte: praevenire quam praeveniri.

An den Prinzen August Wilhelm, der von einer kleinmütigen Partei schon damals beeinflußt wurde, schrieb der König vierzehn Tage vor dem Ausmarsch:

„Wenn unsere Feinde uns nötigen, den Krieg anzufangen, so gilt es für uns nur, zu fragen: Wo sind sie? Nicht etwa: Wieviel sind ihrer? ... Wir haben nichts zu fürchten, unsere Feinde laufen mehr Gefahr, zu verlieren, als wir."

In der Tat gebot Friedrich über ein Heer, das seinesgleichen suchte.

„Eine so exerzierte Armee als die unserige jetzt ist, hat noch nie existiert", schrieb um diese Zeit der preußische Hauptmann Ewald von Kleist, der Dichter des Frühlings, an Vater Gleim.

Die hochentwickelte Beweglichkeit des ganzen Heerkörpers und der einzelnen Verbände war einer der stärksten Vorzüge der königlichen Armee.

„Die ganze Force unserer Truppen besteht im Attackieren, und wir würden töricht handeln, wenn wir ohne Ursache darauf renoncieren wollten", sagte der König in klarer Erkenntnis des moralischen Übergewichts seiner Truppen über die anderer Armeen.

So hatte er denn auch, als der Hof von Wien die befriedigenden Erklärungen, die er verlangte, nicht geben wollte, ohne eine Stunde länger zu zögern, als nötig war, die Offensive ergriffen.

Graf Kaunitz hatte, als der König von Preußen so plötzlich mit starker Heeresmacht in Sachsen einbrach, im geheimen österreichischen Staatsrat einen schweren Stand. Besonders Graf Khevenhüller und Reichs-Vizekanzler Graf Colloredo waren sehr bedenklich geworden, und nur die treue Bundesgenossenschaft Maria Theresias, deren sich der Kanzler versichert halten durfte, ermöglichte es ihm, dem preußischen Gesandten nochmals jene ausweichende Antwort zu geben, die zugleich Krieg bedeutete.

Kaunitz war der Meinung, und die Entwicklung der Dinge gab ihm in der Folge recht, daß gerade der schnelle Entschluß des Königs, das Praevenire zu spielen, auf die Entschlüsse des französischen Hofs nur günstig einwirken könnte.

Graf Starhemberg war in Versailles fieberhaft tätig, alle Vorteile, die für das Erzhaus nur irgend zu erlangen waren, einzuheimsen. Aber seine Aufgabe war nicht leicht. Frankreich hatte seit 1741 mit dem König von Preußen ein Schutz- und Trutzbündnis unterhalten und

sollte nun auf einmal zur Gegenpartei übertreten und gemeinschaftlich mit Österreich und Rußland den ehemaligen Bundesgenossen auf Tod und Leben bekämpfen. Kaunitz' Ziel war nicht nur die Rückeroberung der Provinz Schlesien und der Grafschaft Glatz, — nein, er wollte das zu Boden geworfene Preußen zerstückeln und jedem der Bundesgenossen einen Brocken der Beute zuerteilen.

Er wollte das königliche Preußen auf die Grenzen des Kurfürstentums Brandenburg vor dem dreißigjährigen Kriege zurückdrängen, „daß ihm die Kraft benommen werde, vor das künftige einige Rache auszuüben". Der alte unermüdliche Ränkeschmied hatte schon in seiner Stellung als Gesandter fortwährend Zettelungen und Einfädelungen der verwickeltsten Art betrieben und alle nur denkbaren Bündnisse gegen Preußen angestrebt, und seit er im Jahre 1753 die Staatsgeschäfte übernommen hatte, ging seine ausgesprochene Politik nur dahin, „den König von Preußen über den Haufen zu werfen, damit das durchlauchtigste Erzhaus aufrecht stände".

In Frankreich fand sein Liebeswerben zuerst nicht die Aufnahme, die er wohl wünschen mochte. Der große König hatte am Hofe von Versailles viele Bewunderer und geheime Anhänger, und es fehlte in den Sitzungen des französischen Kronrats nicht an Widerspruch und skeptischen Einwänden.

„Anstatt uns den Frieden zu verschaffen, wie man es immer gewünscht hat, wird dieser Plan uns im Gegen-

teil allem Anschein nach in einen Krieg verwickeln, der wahrscheinlich ein allgemeiner, ja ein Religionskrieg werden könnte," rief der Kriegsminister Graf d'Argenson erschrocken aus.

Der Herzog von Broglie aber meinte sarkastisch: „Dieser österreichische Bundesvertrag riecht nach Pulver".

Man rechnete auch besorgt aus, daß dieser Krieg Frankreich jährlich dreißig Millionen kosten würde, und günstig standen im damaligen Frankreich die Finanzen wahrhaftig nicht mehr.

Außerdem war Ludwig der Fünfzehnte trotz seiner innerlichen Verlotterung durchaus nicht der Mann, dem der Blick für wesentliche Vorgänge im Staatsleben gefehlt hätte. Unter seinem Szepter wurde viel mehr regiert, als im allgemeinen angenommen wird. Er selbst hatte noch ein gut Stück von einem Herrscher in sich, mehr als sein unglücklicher Enkel. Sein Souveränitätsbewußtsein war stark ausgeprägt. So mußte auch sein Widerstand gegen gewisse Punkte des Vertrages mühsam überwunden werden. In eine gänzliche Zerstückelung Preußens wollte er nicht einwilligen: nur Schlesien und Glatz an Österreich zurück und damit fertig. Denn ein ohnmächtiges Preußen war für Frankreichs Politik kein Stein im Schachbrett mehr.

Ihren Hauptstützpunkt suchte daher die österreichische Diplomatie bei der Marquise von Pompadour, die den König damals ganz beherrschte. Es muß verneint werden, daß die Politik dieser Frau lediglich eine aus un-

überwindlichem Haß gegen den König von Preußen sich herleitende gewesen ist. Sie entbehrte sogar einer gewissen Großzügigkeit nicht. Bei einem glücklichen Ausgang des Krieges durfte die Marquise hoffen, für Frankreich die österreichischen Niederlande zu erhalten, in deren freiwillige Abtretung das Erzhaus von Österreich unter gewissen Voraussetzungen bereits eingewilligt hatte. Nur natürlich ist es und ebenso verständlich, daß eine Frau in ihrer eigenartigen Stellung sich auf die Verfolgung ihrer Ziele um so mehr versteifte, als Gegeneinflüsse auftraten, deren es genug gab. Eine Niederlage in diesem Falle konnte für die Pompadour zu einer Lebensfrage werden. So stellte sie sich ganz auf Seite des Grafen Starhemberg und gab ihm geheime Winke und Ratschläge. Der Botschafter nannte sie bezeichnend in einem Bericht nach Wien „den ersten Minister des Königs".

Dennoch kostete es diesen beiden und ihren Helfershelfern Mühe genug, den König von der preußischen auf die österreichische Seite hinüberzuziehen. Der König kannte seine Leute ganz gut und wußte sie richtig einzuschätzen. Das sarkastische Wort, das er einst an den Herzog von Richelieu richtete, als dieser lorbeerbedeckt heimkam: „Wie haben Ihnen denn die Feigen in Minorka geschmeckt?" ist bezeichnend. Aber dieser Enkel von sechzig Königen, hatte sein besseres Teil, die Manneskraft, längst in schwelgenden Umarmungen vergeudet, und sein Widerstand wurde überwunden.

So kam der famose zweite Vertrag von Versailles

zustande, der bereits eine förmliche Aufteilung der zu erwartenden Beute enthielt. Man teilte das Fell des preußischen Löwen, bevor man ihn noch erschlagen hatte. Die Lande Schlesien, Glatz und das Fürstentum Krossen sollte Österreich erhalten; Sachsen das Herzogtum Magdeburg und das Fürstentum Halberstadt, Schweden das preußische Vorpommern, Bayern die clevischen Lande, Polen das ganze Ostpreußen, wofür es aber einige gelegene Gebiete als Kriegsentschädigung für Rußlands Kriegshilfe abtreten sollte.

Ein Beweggrund mag die französischen Gewalthaber jener Tage mit dazu bestimmt haben, diesen Krieg anzufangen. Die große Revolution warf ihre Schatten weit voraus, und mit den 120 000 Hilfstruppen, die man stellen wollte, wurde man zugleich ebenso viele arbeitslose hungrige Vagabunden von den Landstraßen los und beschäftigte diese gefährlichen Elemente, die schon damals der Regierung unsägliche Schwierigkeiten bereiteten, außerhalb der französischen Grenze.

Aber trotzdem fielen die Werbungen in Frankreich schwer. Wohl las man viel Gesindel von den Landstraßen auf, aber in den Industriestädten hatten die Werber keinen Erfolg. Denn die Industrie war in der Entwicklung und gebrauchte Hände. Der Krieg war als Kabinetskrieg überhaupt außerordentlich unpopulär. Außerdem revoltierten die Parlamente fortwährend, und die Gärung im Lande, das erste Vorzeichen der späteren Revolution, war nicht unbedenklich. Man durfte das Land von zuverlässigen Truppenverbänden nicht ent-

blößen, ebensowenig durfte man die Küsten ohne genügenden Schutz lassen, denn man zitterte stets vor englischen Landungsversuchen. Es war daher gerade keine Elitearmee, die unter dem Marschall d'Estrées über den Rhein in unser deutsches Vaterland einbrach. Vom Feldherrn mit dem uralten französischen Adelsnamen hinunter bis zum namenlosen Musketier galt das Wort: Der Krieg ernährt den Krieg.

Als der Vertrag unterzeichnet war, geschah das Folgende: Die sittenstrenge Kaiserin Maria Theresia sandte dem königlichen Kebsweib ein Schreibkästchen, das sie höchsteigenhändig aus ihren Kostbarkeiten ausgewählt hatte. Auf dem Deckel war ein Porträt der kaiserlichen Frau angebracht, umrahmt von einer Edelsteinfassung im Werte von sechstausend Dukaten. Der französischen Hirschparkbegründerin ihr Porträt zu schicken, mag der Kaiserin hart angekommen sein, aber es galt ihr schönes Schlesien, um dessen Verlust ihr Herz blutete.

Weit gefehlt aber ist es, zu glauben, daß nun ein einmütiges Handeln zwischen Frankreich und Österreich die Folge dieser mühsamen Verträge gewesen wäre. Denn diese Verträge hatten eine unendliche Anzahl einzelner Punkte und Paragraphen: sie handelten von Hilfsgeldern und Hilfstruppen, Neutralitätsbedingungen, Gebietsaufteilungen, Städteabtretungen, Erbfolgen und weiß Gott, was sonst noch. Ihr Eckstein indes war nichts als ein gewaltiges „Wenn und Aber", nämlich, — daß der König von Preußen zunächst zu Boden geworfen würde. Selten in der Weltgeschichte haben sich wohl

das Löwenfell im Voraus verteilende Diplomaten nutzloser bemüht, selten haben sich Hunderte von Kurieren, die zwischen Versailles und Wien hin und her galoppierten, nutzloser in Schweiß geritten. Das Mißtrauen zwischen beiden Höfen erlosch niemals, denn in Wien war stets eine starke antifranzösische Partei, während in Versailles starke Sympathien für den König von Preußen herrschten.

In den militärischen Kreisen Österreichs ärgerte man sich vor allen Dingen über die ständige französische Bevormundung, welche man der österreichischen Kriegsführung von Versailles aus angedeihen ließ. Der Marschall Herzog von Belleisle, von dem das österreichische Erzhaus zeitlebens doch nichts wie Ärger gehabt hatte, denn er war der spiritus rector der Kaiserwahl Karls des Siebenten und Erstürmer von Prag (26. November 1741), vermaß sich sogar, dem Feldmarschall Grafen Browne brieflich längere Ratschläge für die Kriegführung zu geben.

Das Beste, was Browne tun könnte, meinte er, sei: stets einer Schlacht auszuweichen, sich möglichst ganz auf die Defensive zu beschränken und mit den Desertionen aus König Friedrichs Heer zu rechnen, denn die Hälfte der Truppen des Königs seien gepreßte Söldner.

Browne hörte das höchst ungern, denn er war ein Feuerkopf und hatte vor fünfzehn Jahren dem Feldmarschall Khevenhüller geholfen, eben diesen Marschall Belleisle, der ihm jetzt billigen Rat erteilte, mit seinen Franzosen aus Böhmen hinauszujagen.

Weit leichteres Spiel hatte Kaunitz in Rußland. Die diplomatischen Beziehungen zwischen Preußen und dem gewaltigen Nachbarreich hatten schon im November 1750 einen Bruch erfahren, nachdem der König eingesehen hatte, „daß alle Politessen, so wir dem petersburgischen Hofe getan haben, sind von keinem besonderen Effekt gewesen und haben uns nichts geholfen." Die ständige Minierarbeit des schurkischen Kanzlers Bestuschew hatte die früheren Sympathien der Kaiserin Elisabeth allmählich in persönlichen Haß gegen den König von Preußen gewandelt. Bestuschew war ein Schlemmer und Trunkenbold, eigennützig, bestechlich und rachsüchtig.

„Dieser interessierte Mann", schreibt der Botschafter Graf Esterhàzy nach Wien, „sitzt voller Schulden, macht ein großes Haus, hat sein Gehalt schon auf sieben Jahre voraus entnommen, spielt daneben stark und ist kein guter Wirt."

Die Kaiserin Elisabeth selbst kümmerte sich um nichts. Sie brachte ihr Leben in Ausschweifungen und leeren Vergnügungen zu, war meistens betrunken und gab sich mit jedermann ab, der ihr gerade paßte, gleichgültig ob Offizier oder Grenadier. Zum Lesen von Staatsschriften und Aktenstücken oder gar zum Unterschreiben derselben war sie viel zu faul. Die drei Brüder Schuwalow, deren jüngster ihr Galan war, „ihre männliche Pompadour", wie der Witz ging, obgleich sie reichlich seine Mutter sein konnte, hatten alle Macht in Händen.

Bestuschew als Großkanzler und Woronzow als Vizekanzler besorgten das Auswärtige. Beide waren

Bestechungen in aller Form zugängig. Woronzow hatte von König Friedrich den schwarzen Adlerorden und eine Dotation von dreißigtausend Talern erhalten, aber er verschmähte nicht, sich seine weiten Taschen auch noch von Exzellenz Esterhàzy, dem Österreicher, füllen zu lassen. Nach dieser Seite hin war Bestuschew zuerst etwas zäh, weil er neuerdings von England eine namhafte Bestechungssumme erhalten hatte, um dem sich allmählich anbahnenden Dreibund zwischen Österreich, Frankreich und Rußland entgegenzuwirken. Als aber Elisabeth die Kontreminen ihres ersten Kanzlers bemerkte, wurde sie wütend, und nur ein Kniefall der Gebrüder Schuwalow, die ihn einstweilen noch halten wollten, weil er ihnen bequem war, rettete ihn vor Sibirien. So sagte er, mürbe gemacht, alsbald zu allem, was man gegen England und Preußen ausheckte, sein Ja.

Übrigens machten diese Bestechungen nicht bei den Ministern Halt. Auf des Grafen Kaunitz Fürsprache versuchte man auch, den preußisch gesinnten Großfürsten Peter für Österreich zu ködern. Man nahm seine neunhundert Mann starken holsteinischen Truppen für vierzigtausend Rubel jährlich in den Sold, wozu sich die sparsame Maria Theresia nur sehr schwer bewegen ließ. Es ist bezeichnend, daß zur gleichen Zeit die Großfürstin Katharina, die spätere große Kaiserin, von dem mit Preußen verbündeten England zwanzigtausend Dukaten entgegennahm. Beide steckten das Geld ein und kehrten sich wenig an irgendwelche Verpflichtungen.

Nachdem die Kaiserin Elisabeth ihren Bestuschew,

den sie übrigens von ganzem Herzen haßte, gezähmt hatte, stürzte sie sich Hals über Kopf in diesen Krieg, ohne viel an Verträge und dergleichen zu denken. Sie wollte persönlich nicht einmal Gebietsentschädigungen, sie wollte nur Rache üben an diesem König, durch dessen vorschnellen, ihr geschäftig zugetragenen Witz sie sich tief gekränkt fühlte. Nie hat sie das schlimme Wort „Catin du Nord“ vergessen können, dazu war es zu bitterlich wahr. Trotzdem wurde in den diplomatischen Verhandlungen für den Fall eines erfolgreichen Friedens die Abtretung von Kurland und Semgallen seitens der Königreichs Polen vereinbart, wofür Polen dann ganz Ostpreußen überschlucken sollte.

Der Kriegseifer der Zarin war so wild, daß sie schon im Sommer 1756 losschlagen wollte. Graf Kaunitz hatte seine Not damit, abzuwiegeln, denn man wußte in Österreich wohl, wem der König zuerst auf den Hals kommen würde, und man war mit den Rüstungen noch zu weit zurück.

So hatte Kaunitz es fertig gebracht, sein „großes Dessein“ zu verwirklichen, und Preußen in ein Netz von Feinden einzuspinnen. Frankreich wollte mit 90 000 Mann auf Magdeburg marschieren und 24 000 zur Reichsarmee stoßen lassen. Rußland wollte zunächst mit 80 000 in Ostpreußen einrücken. Österreich selbst glaubte 150 000 Soldaten auf die Beine bringen zu können; dazu kamen 20 000 Schweden, die an der Ostseeküste im Trüben zu fischen hofften, und die Reichstruppen. Außerdem nahm Frankreich noch 6000 Mann Württem-

BIBLIOTEKA W TORUNIU UNIWERSYTECKA

berger und 4000 Mann Bayern in seinen Sold, die zur österreichischen Armee nach Böhmen marschierten. Die Württemberger revoltierten, als sie ausmarschieren sollten, denn es ging diesen evangelischen Leuten wider den Strich, gegen evangelische Glaubensgenossen kämpfen zu müssen. Ihnen und ihren Offizieren traute man daher im österreichischen Heerkommando nicht besonders, denn ihre Gesinnungen galten für preußisch.

So hatte Kaunitz mit seinen Zettelungen und Bündnissen es erreicht, daß den König von Preußen ein starkes, schwer zu zerreißendes Netz umspann. Über viermal hunderttausend Krieger brachen von allen Seiten gegen seine Staaten vor.

„Mit Gottes Hilfe", schreibt Kaunitz im September 1756 an den Botschafter Esterhàzy in Petersburg, „werden wir dem hochmütigen König in Preußen so viele Feinde auf den Hals ziehen, daß er darunter erliegen muß und es ihm wie vormahlen dem in der Historie berühmten Heinrich dem Löwen ergehe".

Ein feiner Plan, fein zugespitzt, nur schade, zu fein gespitzet, daß die Spitze brach! Denn Friedrich war nicht der Mann, zu warten, bis man ihn abwürge. Sobald er einsah, daß es keinen Ausweg mehr gab als das Schwert, schlug er los und brach dem Plan die Spitze ab bei Pirna und bei Prag.

Wohl konnte Friedrich den andrängenden Feinden kaum die Hälfte an Truppen entgegenstellen, aber dafür war ihm ein einheitliches Handeln und ein blitzschnelles Ergreifen günstiger Situationen möglich. Die fünf

Heere aber, die gegen ihn unterwegs waren, wurden von einem Dutzend verschiedenen Federbüschen kommandiert und mußten außerdem noch von Wien und Versailles, von Petersburg und Stockholm Ratschläge und Befehle entgegennehmen.

So stolz Kaunitz auf seine mühselig zusammengebrachte Koalition war, so klug war er doch auch, um deutlich zu empfinden, daß auch in der Politik und Kriegskunst viele Köche den Brei nur zu leicht verderben können. So sprach er denn im Staatsrat das kluge Wort:

„Österreich muß so handeln, als ob es in der ganzen weiten Welt keinen Verbündeten hätte."

Solches Handeln verstand sich bei Friedrich ganz von selbst, denn von seinem Verbündeten, England, erwartete er nicht allzuviel. Je dichter sich das Gewölk um sein Haupt zusammenzog, je mehr er einsah, daß Frankreich ganz zu seinen Gegnern überging, und daß in Rußland alle Bestechungen mit englischem Gelde nichts nützten, kam er zu der Erkenntnis, daß er nichts mehr erwarten könne als von seinem Schwert. Allerdings hatte dieser Preußenkönig außer England einen Verbündeten, der ganze Heere aufwog — *sein Genie.*

Als er im Herbst 1756 zu Felde zog, nannte er zwei Männer sein, die beide über außerordentliche militärische Fähigkeiten geboten: Schwerin und Winterfeldt.

Der zweiundsiebenzigjährige Feldmarschall Kurt Christoph von Schwerin galt damals in Europa als der erste Feldherr seines Jahrhunderts. Ludwig der Fünfzehnte wollte ihn anno 1745 an die Spitze einer Armee

stellen, und Schweden umwarb ihn und wollte ihm das Oberkommando übertragen, wenn ein russischer Krieg ausbrechen sollte. Schwerin erzählte gern, daß sein Vater, als er ihn ins Leben geschickt habe, ihm einen Taler und eine Ohrfeige mit auf den Weg gegeben mit der Weisung, sich eine solche Beleidigung von niemand mehr gefallen zu lassen. Der Feldmarschall war ein Mann von feiner Bildung, denn er hatte zu Greifswald, Rostock und Leyden die hohen Schulen besucht, war des Französischen, Italienischen und des Lateinischen mächtig und in seinen Allüren ein liebenswürdiger, die Herzen leicht gewinnender Weltmann. Noch im späten Alter war er ein flotter Tänzer und wegen seines galanten Lebenswandels bekannt. Dabei aber war er ein Mann von kindlicher, aufrichtiger Frömmigkeit. Er vertrat gegenüber dem alten Dessauer das „neue System“ im Heer und suchte die überharte Behandlung des gemeinen Mannes menschlicher zu gestalten. Trotzdem hielt er eine so gute Manneszucht, daß der Bauer getrost neben dem preußischen Feldlager sein Feld bestellen und sein Vieh auf die Weide treiben konnte. Den Krieg kannte der Alte wie das ABC. Er hatte auf den Schlachtfeldern des spanischen Erbfolgekriegs, hatte als holländischer Leutnant unter Prinz Eugen und Malborough bei Höchstedt und als mecklenburgischer Oberst an der Seite des wilden Steenbock bei Gadebusch gefochten. Man nannte ihn im Heer „den kleinen Malborough“. Schon bei Friedrich Wilhelm dem Ersten, der ihn in den preußischen Dienst hinübergezogen hatte, stand er in großer Gunst.

Seinen Ruhm gründete er durch Wiederherstellung der Schlacht von Mollwitz, die man wohl als den ersten Hammerschlag zu Preußens Größe bezeichnen mag. Denn hier kam der gewaltige Hammer, das festgefügte Kriegsheer, das Friedrich Wilhelm seinem großen Sohn hinterließ, zum ersten Male in größere Aktion zur Verwendung. Mit Recht schrieb der König: „Unßere Infanterie Seindt lauter Césars und die oficirs davon lauter Helden."

Seit dem Tage von Mollwitz aber war das bisherige gute Verhältnis zwischen Schwerin und dem König getrübt, denn der König konnte den Verdacht nicht überwinden, daß der Feldmarschall ihn zu früh vom Schlachtfeld entfernt habe, um die Siegeslorbeeren selbst einzuheimsen. Andere Reibereien im zweiten schlesischen Kriege und schließlich die Berufung des alten Dessauer ins Oberkommando brachten den Kelch zum Überlaufen. Schwerin verließ die Armee und ließ sich bei Hof nicht mehr sehen.

Die große Seele des Königs hat sich später selbst zum ersten Wort überwunden. Er redete einst den Landjägermeister von Schwerin, den Bruder des Generals, daraufhin an.

„Grüße Er ihn doch! Sein Bruder ist ein verdienstvoller Mann, das ist wahr, allein er ist auch eigensinnig und vergißt, daß ich König bin!"

Damit war der Frieden wieder hergestellt, und eine offene Aussprache brachte alles wieder in die Reihe. Wurde das Verhältnis des Königs zu seinem ersten

General auch nie ein innerliches, seine Wertschätzung der Verdienste Schwerins hat Friedrich immer unumwunden ausgesprochen.

Sein späteres Wort: „Die Armee wird nie vergessen, daß ein Schwerin sie befehligt hat", ist ein schönes Denkmal für den berühmten Feldherrn.

Eine wirkliche innerliche und warme Freundschaft, soweit die Majestät mit einem Untertanen Freundschaft halten kann, bestand dagegen zwischen Friedrich und dem Generalleutnant Hans Karl von Winterfeldt. Schon als Kronprinz im Rheinfeldzug anno 1734 war Friedrich Winterfeldt näher getreten. Ihre Beziehungen dauerten jetzt über zwanzig Jahre, und ihr Verhältnis war ein ausgeglichenes, eigentlich nie getrübtes. Viel gelernt hatte Winterfeldt allerdings nicht; man hatte auf seine Erziehung nicht viel angewendet, und es hatte ihm auch wohl an dem nötigen Sitzfleisch gefehlt. Aber andere angeborene Eigenschaften wogen diesen Mangel nicht nur gänzlich auf, sondern seine natürliche Klugheit und seine eigenen Gaben verliehen ihm Fähigkeiten, die kein Lernen und Studieren hervorrufen kann.

Ein Zeitgenosse sagte von ihm: „Er war immer fröhlich, immer aufgeweckt, immer scherzhaft. Sein Umgang wurde wegen seines Witzes ebenso stark als wegen seiner Einsichten gesucht. Er war von unerbebter Tapferkeit, er liebte, er beförderte diejenigen, bei welchen er Munterkeit und Mut vereinigt fand. Er wußte einen braven Soldaten zu schätzen, seine Freundlichkeit und Herablassung erwarben ihm die Herzen des Heeres."

In bezug auf das Verhältnis, in welchem Winterfeldt zu Friedrich Wilhelm und Friedrich dem Großen stand, heißt es weiter: „Er sah ihre Herzen völlig offen, denn er hat nie die Einsicht gemißbraucht. Mit ihm war alles auszurichten, er war so gut Staatsmann als auch Feldherr."

Aus diesen knappen Worten schon ersieht man, welch ein unschätzbarer Diener seines Fürsten dieser Mann war. Friedrich fühlte in militärischer Hinsicht in Winterfeldt eine kongeniale Ader. Dieser seltene Mann hatte Eingebungen und Entschlußkraft, hatte ein flüssiges, immer richtiges Gefühl für Wert und Unwert der Dinge, keine Spur von Schwerfälligkeit und Zopf.

Friedrich wußte wohl, was er an Winterfeldt hatte. Verwandte Begabungen und ein jahrelanger Umgang hatten einen wechselseitigen Einfluß hervorgerufen, der den König Winterfeldt und Winterfeldt den König sofort verstehen ließ. Er war sozusagen des Königs Generalstabschef, der den selbständig kommandierenden Generalen zuerteilt wurde und dem König über die Vorgänge beim Heer Bericht erstatten mußte. Verständige Männer, wie Schwerin und Keith, gestalteten ihr Verhältnis zu Winterfeldt durchaus gut. Von Winterfeldt, der damals Schwerin zuerteilt war, stammte auch der große Offensiveplan des Einmarsches in Böhmen im Frühjahr 1757. „Winterfeldt hat ein Projekt, das voll von guten Ideen ist!" schrieb der König damals an Schwerin. Für den kühnen General gab es keinen Zweifel am Sieg der preußischen Waffen.

Gegen diesen verdienstvollen Mann, über dessen Wert heute die Geschichtschreiber einig sind, machte sich damals eine starke Strömung geltend. Besonders Prinz Heinrich und seine Partei hatten einen förmlichen Haß auf diesen Mann. Auch der alte fromme Zieten, der in Friedenszeiten nicht so auf dem Posten gewesen war, wie es der König wünschte, haßte Winterfeldt, den er für seinen Hauptfeind hielt. Natürlich brachte die bevorzugte Stellung Winterfeldts es von selbst mit sich, daß ihm viele Feinde und Neider entstanden. Einen tüchtigen Mann ohne solche hat es auch wohl niemals gegeben. Aber der König wußte Bescheid; alle Einflüsterungen und Einflüsse, die sich gegen Winterfeldt richteten, fanden bei dem König taube Ohren. Er hielt dem seltenen Mann Treue, und Winterfeldt wiederum besaß den seltenen Takt, dem König in Friedrich stets zu geben, was des Königs ist.

Auch ihm haben königliche Worte ein Denkmal gesetzt, das uns wehmütig stimmen kann. In späterem Alter sagte der König einst zu Rüchel, dem bekannten General von 1806, als die Rede auf das Treffen von Moys kam: „Dort blieb Winterfeldt, — er war ein guter Mensch, ein Seelenmensch, — er war mein Freund!“

Diese beiden Männer sollte der König im Verlauf weniger Monate hintereinander verlieren, ein Verlust für ihn, der im Sinne des Wortes unersetzlich war. Denn beide Männer verstanden ihn und seine Pläne, beide hatten etwas in sich von jenem großen Zug, der des Königs Seele füllte, beide waren selbständige an=



Aus Rehtwisch, Leuthen. Verlag von Georg Wigand, Leipzig.

Madame la Marquise de Pompadour.

Nach einem Gemälde von F. Boucher gestochen von J. Watson.

griffslustige Feldherrn, auf die der König sich ganz und gar verlassen konnte. Er hat auch sie nicht immer geschont und gewähren lassen. Selbst den verdientesten Führern gegenüber ist er immer der befehlende, gebietende und, wenn es sein mußte, ungnädige König geblieben. Ach, wie ungnädig! Und welch eine klassische Wucht der Worte, hinter denen seine ganze königliche Person steckte, stand diesem Manne zu Gebote, wenn es sich darum handelte, aufzurütteln und vorwärts zu treiben. Gern pflegte er die Wendung zu gebrauchen: „Er respondieret mir mit seinem Kopfe dafür." Aber bei diesen beiden Leuten wußte er immer, wie er mit ihnen daran war.

Wie Balsam muß es sich in des Königs unruhige feurige Seele gesenkt haben, als Winterfeldt auf eine solche königliche Mahnung die prächtigen Worte fand:

„Haben Ew. Majestät nur die Gnade, unsererseits ganz ruhig zu sein, und versichern Sich allergnädigst, daß nichts soll verabsäumt werden."

So sprach ein Mensch zum Menschen.

Der Tod des Feldmarschalls Schwerin bedeutete für den König den Verlust eines Heeres, der Tod Winterfeldts bedeutete mehr.

Als der Feldzug des Frühjahrs 1757 mit dem großen Offensivestoß der preußischen Armee gegen Böhmen begann, stand diesen drei Feldherrn auf österreichischer Seite ein General gegenüber, der wohl für Maria Theresia ungefähr das war, was Schwerin für Friedrich war: Maximilian Ulysses Baron de Connus und Mountany

Reichsgraf von Browne, damals 52 Jahre alt, von schottischer Herkunft. Er galt als ein tapferer, ehrgeiziger, in seinen Plänen etwas leichter, aber in ihrer Ausführung vorsichtiger Mann. Man sagte von ihm, daß er seinen Vordermännern gern ein Bein stellte. Ein Zeitgenosse schreibt, vielleicht etwas überschwenglich:

„War je ein Feldherr im österreichischen Heere, von dessen Einsicht und Entschlossenheit der Hof einen so glücklichen Erfolg hatte erwarten dürfen, so war es sicher der Feldmarschall Browne, der größte Mann, der dem Kenner seit Eugens Zeiten in den österreichischen Jahrbüchern erscheint; der das Methodische eines Khevenhüller, die Klugheit und Vorsichtigkeit eines Traun mit der edelsten Kühnheit und Entschlossenheit eines Eugen verband.“

Jedenfalls hatte der Wiener Hofkriegsrat unter der stattlichen Zahl von zweiunddreißig Feldmarschällen die Auswahl. Die vielen Kabalen am Hofe, an denen Minister, Beichtväter, Kabinettsekretäre und Hofdamen sich beteiligten, erschwerte natürlich diese Auswahl wesentlich, so daß hernach unter den Generalen Eifersüchteleien und Uneinigkeiten genug ausbrachen.

Jedenfalls verstand Browne seinen Beruf. Er neigte zu tatkräftiger Offensive, und es waren ihm auch Listen und Manöver, wie der König von Preußen sie gern anwandte, nicht fremd.

Auf diese Listen war Browne außerordentlich stolz. Er ist schon allein merkwürdig wegen des seltsamen Urteils, das er noch Ende 1756 über Friedrich abgab:

„Ein Fürst, der mehr aus Kaprice als mit System handelt, er hat niemals einen bestimmten Plan, und das kleinste Manöver genügt, um ihn in Verwirrung zu bringen. Soweit ich ihn kenne, ist er ein Fürst, der große Eigenschaften haben mag, aber er ist nichts weniger als ein großer Kapitän, und ich würde mich sozusagen anheischig machen, wenn er ein Heer von vierzigtausend Mann hätte, mit achttausend Mann fortwährend vor ihm zu marschieren, ohne zu fürchten, von ihm belästigt zu werden, wenn die Truppen ihre Pflicht tun."

Und dies Urteil fällte der gute Graf noch, obgleich ihn bereits bei Lowositz die Pranke des preußischen Löwen getroffen hatte. Auch im Frühjahr 1757 glaubte Browne, trotz der Nachrichten, die ihm zugingen, daß die Preußen sich in der Defensive verhalten würden. Er wurde erst eines besseren belehrt, als die preußischen Heeressäulen programmäßig und mit größter Präzision in Böhmen einrückten und ihm über den Hals kamen. Friedrich stachelte den tapfern Herzog von Braunschweig-Bevern, gehörig auf — und Bevern, der seiner Veranlagung nach mehr Kunktator als Angreifer war, faßte sich ein Herz und packte den Grafen Königsegg bei Reichenberg an der Brust. Es half nichts: Königsegg mußte zurück und das Hals über Kopf, während Schwerin ihm in den Rücken kam.

Das gewaltige Magazin von Jungbunzlau, das Winterfeldt schon lange im Auge hatte, fiel mit Vorräten auf drei Wochen für vierzigtausend Mann in die Hand der Angreifer.

Friedrich schrieb entzückt alsbald an Bevern:

„Sie haben mir hierbei bewiesen, daß ich mir garnicht betrogen habe in der Opinion und das Vertrauen, daß ich zu Sie gehabt habe. Nun sehen Sie Selber, daß, wann man was auf seine Hörner nimmt, und eine schwere Sache, mit einer guten Disposition entrepeniert, daß es gut gehet."

Wer war über solche königliche Huld froher als Bevern! Der treue Mann hatte schon bei Lobositz gehörig mitgeholfen am linken Flügel, wo seine Grenadiere im rechten Augenblick die Österreicher „den Berg herunter kulbutierten und mit dem Bajonet in denen riebben und mit der Kolbe teils hinterherschlagend", wie er vergnügt schrieb. Die hohen Herren jener Tage standen mit der deutschen Sprache auf viel feindlicherem Fuße als mit der französischen. Der Herzog, ein feingebildeter Mann mit französischem Esprit, war ein Vetter der Königin Elisabeth Christine von Preußen und gleichzeitig ein Vetter von Maria Theresia.

Während Friedrich und seine Feldherrn sich die Hände rieben, ging es dem bedauernswerten Browne sehr kläglich. Er mußte wohl einsehen, daß der König doch dem System vor der Kaprice den Vorzug gab, er mußte sich mehr und mehr rückwärts konzentrieren, um nicht eingekesselt zu werden. Auch im festen Lager von Budin konnte er sich nicht mehr halten, und er mußte es fast als eine Erlösung ansehen, als am 30. April zu Tuchomierschitz Prinz Karl von Lothringen bei der Armee eintraf und er den Oberbefehl in andere Hände legen konnte.



Aus Rehtwisch, Leuthen. Verlag von Georg Wigand, Leipzig.

Graf von Schwerin.

Nach einer Zeichnung von Adolph Menzel.

Der Prinz von Lothringen fand den Grafen in einer ganz verzweifelten Gemütsstimmung vor der Front auf- und abreitend. In höchst aufgeregtem Gebahren flehte Browne den Prinzen an, ihm viertausend Mann zu geben, um damit die Preußen auf Leben und Tod anzugreifen.

„Ich sah wohl ein", berichtete der Prinz nach Wien, „daß ihm der Kummer den Kopf etwas verwirrt hatte und tat, was ich konnte, um ihn von seinem Vorhaben abzubringen."

Der neue Oberbefehlshaber der österreichischen Armeen, der Prinz Karl von Lothringen, war in militärischen Dingen kaum so fähig wie Browne, und besonders gegen den König von Preußen hatte er nie eine glückliche Hand bewiesen. Aber selbst die Vorstellung deutscher Reichsfürsten, dem Prinzen in diesem wichtigen Feldzuge kein Kommando zu geben, war ohne Erfolg. Maria Theresia bestand auf ihrem Stück, denn sie sah in ihrem lieben Schwager immer noch einen bedeutenden Feldherrn. In der Kaiserin lebte ein sehr starker Familiensinn, und ihr schwesterliches Herz hat es nie vergessen, daß der Prinz die schöne jugendliche Maria Anna, ihre jüngere Schwester, schon nach wenig Monaten eines jungen Eheglücks verlieren mußte. Dies Unglück hatte den Prinzen ihr sehr nahe gebracht und sie nahm selbst ihrem kaiserlichen Gemahl gegenüber stets die Partei seines Bruders, wenn dieser einmal nicht zufrieden mit seiner Kriegsführung war.

Die beiden Lothringer Brüder hatten sich, wie man

so sagt, gut hineingeheiratet, als sie die beiden Habsburgerinnen freiten. Franz, der ältere, hatte es sogar zum deutschen Kaiser gebracht, und für Karl hatte man schon seinerzeit die Königskrone von Polen in Aussicht, die er nach des zweiten August Tode erhalten sollte. Damit wurde es nun zwar nichts, aber er übernahm dann 1748 die Generalstatthalterschaft der Niederlande, auch eine recht einträgliche Sache. Von dort wurde er auf den Kriegsschauplatz berufen, nachdem sich Browne bereit erklärt hatte, unter dem Prinzen zu dienen.

Der Kaiser Franz der Erste, sein Bruder, war ein nüchterner und praktischer Herr. Friedrich pflegte über die Handelsgeschäfte, die der Kaiser mit seinem Privatvermögen machte, schneidend zu spotten: als Bankier seines eigenen Hofes verdiene er den Titel „König von Jerusalem“ mit vollem Recht. „Wir bekommen für unsre Armee einen großen Teil unseres Mehles von ihm!“ Dieser Kaiser Franz nun hatte eine ganze Stammrolle von Ratschlägen zu Papier gebracht und händigte seinem Bruder, als er von Wien abreiste, seine Denkschrift aus. In derselben empfahl er zunächst, das preußische Heer ständig durch kleine Scharmützel zu beunruhigen, um den vom König von Preußen gepreßten und angeworbenen Soldaten Gelegenheit zum Desertieren zu geben. Zu dem Zweck seien besonders Nachtangriffe geeignet. Er sang also das französische Lied, das schon Belleisle Browne vorgesungen hatte. Auch darauf wies der Kaiser hin, daß der König seine Truppen durch Gewaltmärsche und Scheinmanöver zu ermüden pflegte,

und daß Standhaftigkeit der österreichischen Linien die Hauptsache sei, denn gerade das Ende der Schlacht bringe oft noch die Entscheidung. Der Kaiser glaubte auch beobachtet zu haben, daß der König immer nur mit einem Flügel anzugreifen und einen Gewaltstoß auszuführen pflege, während der andere Flügel nur sehr schwach sei und den Angriff refüsiere. Diese Taktik müßten sich die Österreicher durch einen rechtzeitigen Offensivestoß gegen den schwachen refüsierten Flügel zunutze machen. Schließlich bat der kaiserliche Bruder, daß der Prinz vor jeder Aktion Gott um seinen Beistand anflehen möge.

Es ist sehr bezeichnend, daß, obgleich Prinz Karl mit einem solchen Sack voll Ratschlägen zur Armee ging, der Staatskanzler Kaunitz ihm dennoch wenige Tage später nachreiste, um ihm nochmals die allerneuesten Willensäußerungen der kaiserlichen Majestäten und des Hofkriegsrats mitzuteilen. Denn die Grüne-Tischwirtschaft ging weiter, und der Hofskriegsrat hatte fortwährend Vorschriften, Warnungen und Erinnerungen für die den Dingen Aug in Auge gegenüberstehenden Feldherrn, die doch schließlich ihre Lage besser beurteilen konnten, als die Wiener Räte.

An der Spitze dieses Hofkriegsrats, der sich in der Geschichte seine eigenartige Stellung gesichert hat, stand damals der Graf von Neipperg, der ehemalige Erzieher des Kaisers Franz, als dieser noch Herzog von Lothringen war. Neipperg war ein höchst selbstbewußter Mann. Maria Theresias Vater, Kaiser Karl der Sechste, hatte

ihn für den ungünstigen Türkenfrieden von Belgrad anno 1739 auf die Festung geschickt. Als aber der erste schlesische Krieg losbrach, holte man ihn direkt von der Festung an die Spitze der Armee. Damals hatte Neipperg anmaßend gesagt:

„Er werde den König schon wieder zu Apoll und seinen Musen nach Rheinsberg zurückschicken."

Das mißlang ihm nun allerdings gründlich.

„Weil ich die Bataille von Mollwitz verloren habe, bin ich Feldmarschall geworden. Wenn ich jetzt noch eine Schlacht verlieren werde, werde ich jedenfalls Generalissimus und unabhängig vom Hofkriegsrat, wie einst Prinz Eugen!"

Dies Witzwort Neippergs kennzeichnet die ganze Situation in Wien nur zu klar. Der Präsident des Hofkriegsrats war nach der Schilderung eines jungen Offiziers „ein Mann von nicht gewöhnlichen Talenten und Witz, unter der rauhen Schale eines altfränkischen Kriegsmannes der feinste Hofmann; bis in sein hohes Alter ein lebhafter Geist; aber auch der eigensinnigste Verfechter seiner Meinung; der Antipode jeder Neuerung; der beißendste Satiriker, ein deklarierter Freund des Paradoxen in Reden und Handlungen".

Prinz Karl war trotz seiner nahen Beziehungen zum Kaiserhause nicht der Mann, sich gegenüber dem Hofkriegsrat die richtige Stellung zu geben. Er war nicht ohne Mißtrauen gegen sich selbst, schreckte vor großer Verantwortlichkeit zurück und legte gern jeden Plan dem Hofkriegsrat vor. Das Hin- und Herreiten der

Boten und Kuriere nahm immer fünf bis sechs Tage in Anspruch, und wenn die Entscheidung vom grünen Tisch aus Wien kam, war die Entscheidung auf dem Felde meistens schon gefallen.

Der Prinz war auch kein starker, in sich abgeschlossener Charakter; er war ein gutem Wein und behaglicher Lebensart zugeneigter Mann und führte eine üppige, durchaus unnötige Feldequipage bei sich, während Friedrich den knappen Befehl erlassen hatte:

„Übrigens soll keinem General erlaubt sein kostbare Equipage mitzunehmen, und soll kein silbern Service in der Armee statuiret werden."

Beim Heer war der Prinz gar nicht einmal beliebt, Browne galt viel mehr. In den Veteranenkreisen der Armee gedachte man noch immer der harten Schläge, die das Heer unter Führung des Kaiserbruders bei Chotusitz, bei Hohenfriedberg und Soor erlitten hatte. Seine ganze Befehlsführung wurde ihm auch, wie billig zugegeben werden muß, seitens der untergebenen Generale und höheren Offiziere nicht eben erleichtert.

Bei Besetzung der Offiziersstellen im damaligen österreichischen Heere war nicht immer die Tüchtigkeit ausschlaggebend. Gute Verbindungen bei Hofe und die Fürsprache einflußreicher Männer ließen nur zu oft die Untüchtigkeit groß werden. Auch kannte man damals teilweise noch den Stellenkauf. So begegnete man im österreichischen Offizierskorps jener Tage vielfach gegenseitiger Eifersucht, Gehässigkeit und Mißgunst, — Schäden, denen kein eiserner Wille entgegen stand, wie er

beim preußischen Heere vorhanden war. Die Regimentschefs hatten nicht, wie in Preußen, ihr Standquartier dort, wo ihr Regiment lag, sondern lebten in Friedenszeiten auf ihren Schlössern oder in Wien und ließen sich, wenn sie zum Dienst gerufen wurden, reichlich Zeit, um ihre Feldequipage zu beschaffen. Je höher hinauf, und je dicker sie mit Würden gefüttert war, um so starrköpfiger war natürlich die Gesellschaft.

Da war einer aus uraltem Geschlecht, der seinen Stammbaum sogar auf den Centurio Cerdubellius, einen Unterführer des Scipio Africanus zurückführte, Graf Johann Baptist Serbelloni, ein witziger Mann, der seine guten Einfälle in drolligem gebrochenen Deutsch vorbrachte, — als der zu seinem Korps gerufen wurde, und an den Aufbruch gemahnt werden mußte, raunzte er einem Vertrauten indigniert zu:

„Die Kaiserin muß halt net glauben, daß man einen Generalen von der Kavallerie wie einen Wachtmeister kommandiert!“

Besonders schwierig war die Stellung des Oberkommandos gegenüber den Ungarn. Denn das Verhältnis der Ungarn zum Kaiserhause war durchaus nicht befriedigend. Die wunderschönen Bilder, die man hier und da noch an den Wänden sieht und auf denen die ungarischen Magnaten und Stände ihrer geliebten Königin Maria Theresia begeistert huldigen, entsprechen ganz und gar nicht der Wirklichkeit. Es kostete der Kaiserin Mühe und Sorge genug, um den Beistand der Magyaren durch Truppen und Proviantlieferungen zu

erlangen, an Geldmittel durfte sie schon gar nicht denken. Der Paladin von Ungarn, Graf Karl Batthyany, widersetzte sich dem Verlangen des Kaiserhofs nach verstärkten Proviantlieferungen aufs äußerste. Erst die Festigkeit Maria Theresias und das Zugeständnis zollfreier Einfuhr der ungarischen Landesprodukte in die österreichischen Erblande auf zehn Jahre machten Batthyany schließlich willfährig.

Eine große Selbstaufopferung zugunsten der vereinigten Monarchie haben die Ungarn schon damals nicht gekannt, sondern sie haben es wohl verstanden, sich für ihre Hilfe vom Kaiserhause die nötigen Gegenwerte zu sichern. Zwar stellten einige Magnaten, nachdem der Kaiser auf seinen ungarischen Gütern selbst mit gutem Beispiel vorangegangen war, etliche Schwadronen Kavallerie auf, aber im Grunde zeigten alle anderen Provinzen zehnfach größere Opferwilligkeit als Ungarn. Man brachte auch von seiten des Hofkriegsrats den Ungarn kein besonderes Vertrauen entgegen und verfolgte den Grundsatz, ihnen nur höchst ungern größere Kommandos anzuvertrauen.

So kam der Graf Franz Leopold von Nadasdy, einer der fähigsten Männer in der österreichischen Armee, der in den vielen Kriegen der Monarchie stets mit Auszeichnung gefochten hatte, auch niemals an den rechten Platz. Man hatte ihn als Banus von Croatien gewissermaßen kalt gestellt, denn er war den Herrn in Wien durch seine gerade soldatische Art, mit der er die Dinge bei ihrem Namen zu nennen pflegte, unbequem.

„Außerdem," sagt ein zeitgenössischer Schriftsteller, „trug er noch die Erbsünde, ein Ungar zu sein."

Zwischen ihm und Prinz Karl herrschte jedenfalls ein sehr gespanntes Verhältnis. Denn der Lothringer hatte ihn als Sündenbock für den Verlust der Schlacht von Soor hingestellt, und die Zeit lag nicht fern, wo dem kühnen stolzen Mann noch eine viel größere Sünde aufgeladen werden sollte.

Als Karl von Lothringen bei der Armee eintraf, hatte er trotz des Drängens aus Wien, wo man die Offensive wünschte, zunächst die Absicht, noch weiter zurückzugehen. Aber Browne und andere Generale stemmten sich jetzt entgegen, und das Heer blieb bei Prag stehen.

Hier kam es am 6. Mai 1757 zu der blutigen Schlacht von Prag, von deren Kunde alsbald ganz Deutschland widerhallte. Denn hier traten nach damaligen Begriffen große Heere zu einem mörderischen Zweikampf sich gegenüber, auf jeder Seite standen über 60 000 Mann.

Schwerin mit seiner noch vom Nachtmarsch strapazierten schlesischen Armee mußte versuchen, dem rechten österreichischen Flügel die Flanke abzugewinnen, denn die österreichische Linke stand auf dem Ziskaberg so wohlverschanzt und in so schwierigem Gelände, daß ein Angriff von hier unmöglich war. Zuerst wollte Schwerin mit seinen ermüdeten Truppen nicht recht daran, aber der König befahl, und alsbald begann in dem feurigen Greis die alte Schlachtenlust zu kochen. Unter den Batterien des Feindes entwickelten sich seine Schlachtlinien,

und der alte Feldherr brannte darauf, den Weißröcken auf den Leib zu rücken.

Der König hatte mit Winterfeldt und Schwerin von den Höhen von Prosegg aus den Angriff bestimmt, wurde dann aber von einem Unwohlsein befallen, so daß er sich wiederholt erbrechen mußte. Als er bei Sterbohol eintraf, sah sein forschendes Auge alsbald, daß der Angriff zu überhastet erfolgt war. Er sah, wie acht Bataillone, Generalleutnant von Winterfeldt an der Spitze, durch das Sumpfterrain wateten, ihre Geschütze zum Teil stecken lassen mußten und den Zusammenhang zu verlieren drohten. Friedrich warnte Schwerin, aber der Marschall war nicht mehr zu halten. Er warf dem König das historische Wort: „Frische Eier, gute Eier", zu und ritt gegen den Damm von Sterbohol vor, um nach dem Rechten zu sehen. Ohne zu schießen, das Gewehr auf Schulter, rückten die Regimenter Schwerin und Fouqué bis auf zweihundert Schritt an den Feind heran. Das Kartätschenfeuer, das sie begrüßte, war fürchterlich. In dem Augenblick, wo Winterfeldt das Bajonett fällen lassen wollte, traf ihn ein Halsschuß und warf ihn aus dem Sattel. Der blasse Bote winkte, — aber diesmal noch nicht ins Schattenland. Als die Bataillone ihren Führer fallen sahen, begannen sie zu weichen. Da sprengte Schwerin selbst über den Damm von Sterbohol vor, riß einem Stabskapitän die Fahne seines Regiments aus der Hand, des Regiments, das er seit vierunddreißig Jahren kommandierte, und versuchte, die Trümmer von neuem vorwärts zu führen. Aber

fünf Kartätschenkugeln zerrissen ihm die kühne Brust, des Königs erster Offizier sank tot vom Pferde.

Als Marschall Browne das Weichen der preußischen Bataillone bemerkt, treibt er seine Grenadiere zum Vorstoß an. Mutig dringen die Weißröcke vor und nehmen Sterbohol, aber dies Sterbohol wird ein wahrer Ort des Sterbens. Dem schottischen Grafen wird das Bein zerschmettert, und seine Tage sind gezählt.

In der österreichischen Linie war aber bei dem Vorrücken eine Lücke entstanden; General von Treskow stieß mit Wucht hinein, Ferdinand von Braunschweig folgte, und selbst der König setzte sich an die Spitze der Regimenter Jung-Braunschweig und Markgraf Karl. Die österreichische Schlachtlinie war durchstoßen.

Inzwischen hatte aber, entgegen der Ordre, der Generalmajor von Manstein das getan, wozu sein heißes Blut ihn nun einmal zwang. Wenn dieser Manstein Gewehrgeknatter und Kanonendonner hörte, war er nicht zu halten. Er kam aus russischen Diensten. Im Tatarenfeldzug von 1735 hatte der junge Kapitän mit sechzig Mann einen steinernen Turm genommen, der mit Hunderten von Janitscharen besetzt war. Mut mußte nach seiner Meinung alles zwingen. Er hatte auch den allmächtigen Biron von Kurland verhaftet, denn wer sollte ein solches Wagstück damals in Rußland vollbringen, wenn nicht Manstein? Er ganz allein drang in das Schlafzimmer des Herzogs, der bei so unsanftem Wecken mitsamt seiner Herzogin im Hemd aus dem Bett sprang. Manstein hielt ihn fest, bis seine Mann-

schaften ihm gefolgt waren. Die Herzogin lief ihrem Gemahl auf die Straße nach, aber ein Soldat fing sie auf, hob sie hoch und setzte sie in den Schnee, — im dünnen seidnen Hemd!

Als Elisabeth ans Ruder kam, ging es Manstein schlecht. Der russische Dienst hatte ihm Narben genug gebracht, aber wenig Dank. Winterfeld brachte ihn nach Preußen. Friedrich liebte solche Leute. Wenn seine Generale Schlachten verloren, so hat er sie eigentlich nie gescholten, wohl aber, wenn sie durch Zögern und Unentschlossenheit ihre Lage verschlechterten.

Dieser Manstein also konnte die österreichischen Batterien auf der Höhe von Hlaupetin nicht vertragen und griff mit vier Bataillonen an, warf sie mitsamt ihren leichten Bedeckungsmannschaften aus der Stellung, tobte alsbald mit seinen paar Bataillonen gegen das noch ganz unerschütterte österreichische Zentrum vor, und die Sache hätte böse ablaufen können, wenn nicht Prinz Heinrich von Preußen dem Tollkühnen zu Hilfe gekommen wäre. Dieser Prinz war immer da, wenn Preußens Ehre rief. Trotz allen Knurrens und aller Tadelsucht, — die Pflicht eines Hohenzollern kannte er. Seine Grenadiere trugen ihn auf den Schultern durch die Schlammgräben und waren in ihrem Kampfeseifer überhaupt nicht mehr zu zügeln. Die preußische Flut brandete bis an den altberühmten Taborberg, doch hier hielt die österreichische Tapferkeit ohne Wanken stand.

Das Regiment Winterfeldt hatte furchtbare Verluste. Da sprangen die Grenadiere des Regiments

Wrede in die gelichteten Reihen mit dem Rufe: „Kameraden, laßt uns heran, ihr habt Ehre genug!"

Schon nahten nach völliger Zertrümmerung des rechten österreichischen Flügels die siegreichen Truppen, die Ferdinand von Braunschweig herbeiführte. Sie bedrohten den Rücken der tapferen Verteidiger des Taborberges. Nur ein wütender Angriff österreichischer Kürassierregimenter verschaffte ihren Kameraden von der Infanterie Luft, aber der Rückzug gegen die Stadt wurde dennoch zur Flucht, und diese Flucht riß auch die noch unerschütterten Bataillone und Grenadierkompagnien, die bisher den Ziskaberg gehalten hatten, mit. Alles flutete Schutz suchend nach Prag hinein. Gegen vier Uhr schwieg das Brüllen der Geschütze, sechs Stunden hatte die mörderische Schlacht getobt.

Der Herzog Karl von Lothringen hatte während des Tages ein eigentümliches Geschick. Als Schwerin beim ersten Angriff die preußischen Kavallerieschwadronen vorriß und die österreichische Reiterei nach heftigem Kampf zurückgeworfen wurde, geriet der Prinz bei dem Bemühen, die Ordnung wieder herzustellen, in das heftigste Gedränge der Fliehenden. Der hitzige, vollblütige Mann, in dem üppigen Brüssel seit Jahren jeder körperlichen Anstrengung entwöhnt, bekam Atemnot und sank ohnmächtig vom Pferde. Man schaffte ihn eiligst nach Nusle, wo er von den nachsprengenden Preußen fast gefangen genommen worden wäre, und dann nach dem Wischehrad. Erst hier konnte die Hilfe eines Chirurgen in Anspruch genommen werden, der schleunigst einen



Aus Rehtwisch, Leuthen. Verlag von Georg Wigand, Leipzig.

Hans Karl von Winterfeldt.

Nach einer Zeichnung von Adolph Menzel.

Aderlaß vornahm. Aber es vergingen einige Stunden, ehe der Prinz wieder in den Sattel steigen konnte, und als er die Stadt verlassen wollte, versperrte ihm allenthalben die Flut wilder Flucht den Weg. Er mußte wohl oder übel drin bleiben.

Gegen acht Uhr abends empfing er gemeinsam mit dem schwerverwundeten Marschall Browne den preußischen Parlamentär, den königlichen Flügeladjutanten Oberst von Krokow, der zur Übergabe aufforderte. Aber Browne rief mit schmerzlicher Ironie:

„Sagen Sie dem König, daß wir ihm gern jeden Gefallen tun würden, diesen aber nicht!"

Man sagt, daß Browne bei Prag den Tod gesucht habe, und er sollte ihn finden. Denn er starb an seiner schweren Wunde am 26. Juni. Die Kunde von Kolin nahm er noch mit in das unbekannte Land.

Der König hatte den Sieg mit furchtbaren Verlusten erkauft. Er hat selbst später den Gesamtverlust dieser Schlacht auf achtzehntausend Mann angegeben und geklagt, daß an diesem Tage die Säulen der preußischen Infanterie dahinschwanden.

„Nach den Verlusten, die wir gehabt haben, bleibt uns als einzige Tröstung, die Leute, die in Prag sind, zu Gefangenen zu machen," schrieb der König am nächsten Tage an Keith, „dann glaube ich, wird der Krieg zu Ende sein."

Die königliche Brust hoffte zu früh. Noch war das Erzhauses Macht nicht vernichtet, sondern nur erschüttert, und — das Schlachtenglück ist wandelbar.

Die schweren Verluste dämpften die Siegesfreude. Auf der Wahlstatt lag der Feldmarschall Schwerin.

„Das ganze preußische Heer," schrieb der englische Gesandte Mitchell, „ist in Tränen über den Verlust des Marschalls Schwerin, eines der größten Offiziere, den dies oder vielleicht irgend ein Land hervorgebracht und eines der besten Menschen; der König ist tief ergriffen von diesem Verlust."

Die Fahne, die Schwerin fallend trug, hob der General von Manteuffel auf und gab sie dem Fahnenjunker zurück. Da zerschlug ein Granatsplitter den Schaft der Fahne und riß dem Fähnrich die Brust auf. Diese Fahne wurde nachher durch einen silbernen Ring geschmückt, geriet aber bei Kunersdorf in russische Hände und hat lange im Petersburger Arsenal gestanden. Später wurde sie dem Berliner Zeughaus zurückgegeben. Theodor Fontane hat eins seiner herrlichen Gedichte der Fahne Schwerins gewidmet. Da spricht der alte Fahnenschaft:

Wen solch ein Held getragen,
In solcher Preußenstund',
Dem will es nicht behagen
Auf fremdem, russischem Grund,
Der will unter Trommelchören
In Berlin im Zeughaus stehn
Und „den Dessauer" wieder hören,
Und von Hohenfriedberg den.

Die Offiziersverluste auf preußischer Seite waren, wie es sich von selbst versteht, sehr schwer. Dem Gene-

ralleutnant von Hérault, Ritter von Hautcharmoy, der, ein Jüngling noch, 1709 bei Malplaquet gefochten hatte, wurden drei Pferde unter dem Leibe erschossen, er starb in Prag an seinen schweren Wunden. Generalmajor Georg Friedrich von Amstell fiel an der Spitze seines Regiments. Der hochbegabte Christian Friedrich von Blankensee, mit 38 Jahren schon Generalmajor, dem eine große Zukunft winkte, schied hier aus dem blühenden Leben. Auch Generalmajor Emanuel von Schöning wurde auf den Tod verwundet. Ein Knabe von vierzehn Jahren war er zur Fahne gekommen und hatte 52 Jahre im preußischen Heere gedient. Er hatte unter Prinz Eugen in Italien gefochten: bei Cassano angreifen, bei Colcinato verteidigen, bei Turin siegen gelernt. In der Schlacht von Kesselsdorf anno 1745 ward sein Rock von vierzehn Kugeln durchlöchert, von denen natürlich auch etliche im Körper stecken geblieben waren. Der Rock war ihm ein Ehrenkleid. Als er sich im reifen Alter noch zur Ehe entschloß, trug er diesen vom feindlichen Blei zerfetzten Rock an seinem Hochzeitstage. Bei Prag stieg er mit zerbrochenem Bein, das er kaum in den Stiefel zwängen konnte, aufs Pferd. Natürlich traf gerade diesen zerbrochenen Fuß wiederum eine Kugel. Man sägte ihm den Fuß ab, ohne Narkose, wie sichs versteht, aber der Brand kam dazu und Schöning starb. „Obgleich die Wundärzte, die ihm den Fuß ablöseten, urteileten, daß seine Säfte so gut wären, als nur zur Erreichung des höchsten Alters immer möglich sey", sagt gewissenhaft und tröstlich der Chronist.

Solche Männer waren die Führer der Truppen, die ohne einen Schuß zu tun, Gewehr auf Schulter, gegen feuerspeiende Hügel anrückten, jeder Mann ein Held!

Diese Prager Schlacht war ein gewaltiges Zeugnis für die altpreußische Tapferkeit, die Kunde von ihr drang tief in alle Schichten des deutschen Volkes. Fabelhafte Gerüchte verbreiteten sich: Es hieß, daß 200 000 Preußen gegen 300 000 Österreicher gestanden hätten, denn die Fama vergrößerte die Zahlen, wenngleich sie die Schrecken und das Grausen, das von dieser Schlacht ausging, kaum zu vergrößern vermochte. Die Prager Schlacht lebte im Liede, in der Ballade ...

Er war mit Königs Friedrichs Macht
Gezogen in die Prager Schlacht
Und hatte nicht geschrieben,
Ob er gesund geblieben . . .

sie trug den Ruhm des großen Königs in alle Lande.

Friedrich, den man von einer Welt in Waffen umstellt glaubte, hatte plötzlich wieder gezeigt, was er mit seinem Preußenheer vermochte.

Auch die politischen Folgen waren von großer Bedeutung für Friedrich. Der Vormarsch des Reichs gegen ihn geriet ins Stocken. Der Kurfürst von Bayern schickte seinen Montgelas ins Feldlager, um Neutralitätsverhandlungen zu pflegen. Der Kurfürst von Mainz erließ an seine Untertanen ein Verbot „gegen den König von Preußen feindselige Reden zu führen". In Württemberg meuterten die Truppen, die im französischen



Aus Rehtwisch, Leuthen. Verlag von Georg Wigand, Leipzig.

Prinz Karl von Lothringen.

Nach einem Gemälde von Martin de Meytens gestochen von J. Daullé.

Sold zum österreichischen Heere stoßen sollten, denn ihr evangelisches Gefühl zog sie auf die Seite des Königs von Preußen. Schon sprach man davon, daß Teile der Reichsarmee sich zum König schlagen wollten. In London sang man auf den Straßen das Lob des Königs.

Superkluge französische Offiziere kritisierten die österreichische Heerführung maßlos. Besonders der Herzog von Broglie fällte ein herbes Urteil über die militärischen Kenntnisse und Einsichten des österreichischen Militärs. Kaum einer von ihnen, meinte er, wäre imstande, einen schriftlichen Bericht abzufassen, und selbst die höheren Chargen stünden an fachwissenschaftlicher Bildung jedem subalternem Offiziere der französischen Armee nach.

Der französische General Champeaux schrieb noch am Tage vor der Schlacht von Kolin an den Kriegsminister: „Die österreichischen Generale sind von nur geringer Tüchtigkeit. Daun weiß es und dies verstärkt nicht sein Vertrauen. Auch sind sie in Rücksicht auf ihre Einsicht sehr beschränkt. Wissenschaftliche Bildung fehlt ihnen ebenso sehr wie den Offizieren niederen Ranges. Sie haben nur die Routine ihres Metiers. Daun ist der beste von allen. Mit solchen Elementen ist es schwer, einem Gegner wie dem Könige von Preußen gegenüber standhaft zu wirken."

Broglie hätte überhaupt am liebsten gesehen, daß man dem Grafen Daun das Kommando der einzigen, noch für Österreich im Felde stehenden Armee entzogen hätte, denn er hielt selbst Daun für durchaus unfähig. Aber dazu war gar keine Aussicht, denn der Feldmarschall

stand beim Kaiser gut angeschrieben und, was noch mehr sagen will, die Frau Gräfin bei der Kaiserin.

Man sieht immerhin aus diesen Vorgängen, in welch empfindlichem Umfange sich die Herren Franzosen in die Angelegenheiten der Österreicher mischten. Allerdings waren ja diese Angelegenheiten durch den fatalen Vertrag von Versailles, der nach Broglies Meinung nur zu sehr nach Pulver roch, mehr oder weniger ihre eigenen geworden. Je früher es dem König gelang, die österreichische Macht zu Boden zu werfen, desto früher konnte er an der Westgrenze erscheinen, um sein Schwert auf das Haupt der Franzosen niedersausen zu lassen.

Es stand tatsächlich so, daß eine zweite siegreiche Schlacht des Königs gegen Daun, die auch die Übergabe von Prag nach sich gezogen hätte, den König als Sieger nach Wien geführt haben würde.

Der König schätzte zwar den Marschall Daun, „die dicke Exzellenz", wie er ihn mit gutmütigem Spott nannte, durchaus nicht hoch ein, aber immerhin war ein Heer, das sich zwei Tagemärsche von Prag sammelte, eine Gefahr. Der Herzog von Bevern, der schon einmal zu des Königs Zufriedenheit gegen Browne operiert hatte, erhielt in diesem Feldzuge seine zweite derartige Aufgabe, die er auch den Umständen nach gut löste. August Wilhelm von Bevern war ein vorsichtiger, im Manövrieren sehr tüchtiger und persönlich tapferer Mann. Was ihm allerdings fehlte, war der Wagemut größeren Stils.

Am Tage der Schlacht von Prag hatte die Vorhut Dauns unter dem Grafen Puebla neuntausend Mann stark ungefähr zwei Meilen vom Schlachtfelde entfernt gestanden. Wenn Puebla auf den Kanonendonner losmarschiert wäre, hätte er den Preußen empfindlich schaden können. Ja, sein Eingreifen in den Kampf hätte von entscheidender Wirkung sein können. Aber Puebla griff nicht ein, und Daun, der bei Böhmisch-Brod stand, dreißigtausend Mann stark, dachte auch nicht daran, vorzurücken. Man sprach ziemlich laut von schadenfroher Mißgunst des Grafen gegen den Lothringer. Aber es ist wohl aus dem schwierigen Charakter Dauns zu erklären, daß er sich nicht in Gefahr begab.

Am Abend des 7. Mai traf Exzellenz Kaunitz mit den neuen Ordres für Karl von Lothringen in Böhmisch-Brod ein. Ihm waren schon Flüchtige begegnet, und Kaunitz brachte die Hiobspost der Niederlage von Prag mit. Wieder einmal hatten die Tatsachen auf dem grünen Plan die Ratschläge am grünen Tisch überholt.

Der König schob jetzt fünfzig Schwadronen unter dem General Zieten, dem Bevern mit fünfzehn Bataillonen folgte, gegen Böhmisch-Brod vor, und Daun trat alsbald den Rückzug an. Nun drängte Bevern die Österreicher Schritt für Schritt zurück. Bei Kuttenberg bestand er am 5. Juni ein glückliches Gefecht gegen Nadasdy. Der König trieb fortwährend nach und meinte, „der Herzog möge Daun nur noch einen ordentlichen Schubs geben, daß er nach Mähren hineinflöge“. Aber Daun verstärkte sich von Tag zu Tag mehr, und da man in

Wien die bedrohliche Nachricht erhalten hatte, daß Prag sich nur noch bis zum 20. Juni halten könne, änderte man das Programm für Daun. Bisher hatte der Hofkriegsrat stets vor einer Schlacht gewarnt und dem Marschall zur Pflicht gemacht, das einzige Heer Österreichs zu erhalten und Wien zu decken, jetzt aber glaubte man ihn stark genug, eine Schlacht zum Entsatz von Prag zu wagen.

Die Kaiserin selbst richtete ein Handschreiben an ihn und verpfändete ihm ihr kaiserliches Wort, „daß sie bei einem glücklichen Ausgange seine großen Verdienste mit allem Danke und Gnaden ansehen, hingegen einen unglücklichen Ausgang ihm nimmer zur Last legen werde". Auf solche gnädige Versicherung hin konnte Daun schließlich wohl ein Vorgehen wagen, obgleich er es sicher nur mit schwerem Herzen tat, denn Angriffslust wohnte nun einmal nicht im Herzen dieses Mannes.

Der österreichische Fabius Cunktator Graf Leopold von Daun entstammte einem alten unmittelbaren Reichsgrafengeschlecht, dessen Stammburg zwischen Eifel und Mosel lag. Heute noch stehen ihre Ruinen malerisch auf dem hohen Basaltfelsen über dem kleinen Eifelstädtchen Daun. Der Feldmarschall war damals ein Mann Mitte der Fünfziger und hatte sich in einer langen Militärlaufbahn entschieden große Verdienste um das österreichische Kriegswesen erworben. Denn er hatte in der Friedenszeit an der Reorganisation der österreichischen Armee wohl den größten Anteil. Ihm war es hauptsächlich mit zu danken, daß Friedrich und seine Preußen

bald erkennen mußten: die Truppen, die ihnen jetzt gegenüber standen, waren nicht mehr die alten Österreicher der zwei vorigen Feldzüge.

Ein biographischer Schriftsteller übermittelt uns folgendes Charakterporträt:

„Dauns Physiognomie war ganz unbedeutend. Ruhe, Schlendrian und Genuß, mehr konnte auch ein Schmeichler in diesen Zügen nicht lesen. Gleichwohl war er über die Mittelmäßigkeit weit erhaben, seinem Vaterlande und seinem Monarchen mit Gut und Blut zugetan, unbestechlich, überaus mäßig, ein kalter Verächter persönlicher Gefahr, wohl erfahren in den Künsten des Krieges, des Friedens und selbst des Hoflebens, den verführerischen Spielen der Einbildungskraft ganz unzugänglich, biegsam und schlau, Kopf und Herz kalt. Die Armee achtete ihn, aber sie liebte ihn nicht, denn mitten im Lager blieb er derselbe wie in der Antichambre: ernst, abgemessen, spähend, ein Feind des fröhlichen Mutwillens, den man dem Soldaten als Entschädigung für tausendfältiges Ungemach wohl gönnen darf und der nicht selten mit dem Geiste eines Heeres zugleich steht und fällt."

Ein anderer Zeitgenosse Dauns, der als Offizier unter ihm stand und bei Kolin und Leuthen mitfocht, hat ihn folgendermaßen beurteilt:

„Graf Leopold Daun genoß die Hochachtung aller Kenner, und die Armee liebte ihn als ihren Brotvater: aber seine oft übertriebene Bedachtsamkeit und der langsame Gang seiner Operationen mißfiel nicht nur den hitzigen Wienern, sondern sehr oft auch unsern rüstigen,

mutvollen Kriegern. Man räumte ihm die große Fähigkeit für den Unterhalt des Heeres, und seine Sicherheit zu sorgen, die Kunst vorsichtig zu marschieren, die Kenntnis vorteilhafte und glückliche Stellungen zu wählen, das Geheimnis seinen Feind zu ermüden, im hohen Grade ein, aber das Talent des Angriffs und die Entschlossenheit, erfochtene Siege zu benützen, schien nicht ganz so seine Sache zu sein."

Der Herzog von Broglie und der Generalleutnant Montazet haben ihn weit ungünstiger beurteilt, wohingegen der französische Militärbevollmächtigte Oberst Marainville kurz vor der Schlacht von Kolin am 11. Juni 1757 ihn in seinem Bericht „einen Militär von tüchtigem Urteile" nennt, „der nach richtigen Grundsätzen verfährt, einen trefflichen Blick hat und auch weise, besonnen und mit großer Vorsicht handeln wird."

Das war der Mann, mit dem Friedrich bei Kolin zusammenstoßen sollte und mit dem er sich dann fast sechs Jahre hindurch mit wechselndem Glück herumschlagen mußte, — ein Kampf des Genies gegen hausbackene flügellahme Nüchternheit und schlaue Vorsicht. Der König selbst hat weder vor noch nach Kolin den Feldmarschall Daun hoch eingeschätzt. Er sprach eigentlich nur mit Ironie und Spott von ihm. Den Herzog von Lothringen schätzte er weit höher ein. Das kommt wohl daher, daß Lothringen, wenn sich nicht allzu große Gewichte an ihn hängten, mehr der Offensive zuneigte und Friedrich die angriffslustigen Naturen immer den passiven, bedächtigen vorgezogen hat, in seinen eigenen

Reihen so gut wie jenseits im Lager des Feindes. Denn der größte Ärger für den König war stets der, daß er diesen Daun so schwer aus seinen Stellungen herauslocken und anpacken konnte.

Als Daun den erwähnten Brief der Kaiserin erhalten hatte und sich ihrer gnädigen Gesinnung für alle Fälle versichert wußte, fing er nun seinerseits an, Bevern zu bedrängen. Am 13. Juni vollführte der Herzog seinen berühmten Rückzug durch Kuttenberg auf Kolin, eine glänzende taktische Leistung, die Beverns Führerbegabung deutlich zeigte und dem vorsichtigen Daun, der für solche Manöver viel übrig hatte, lebhafte Bewunderung abnötigte.

Daun hatte inzwischen den ungarischen Hauptmann Stridoni vom Regiment Erzherzog Karl auf Schleichwegen nach Prag entsandt, um dem Prinzen Karl von Lothringen mitzuteilen, daß er die Preußen anzugreifen beabsichtige und gebeten, daß der Prinz, sobald er den Kanonendonner von Kaurzim herüberschallen höre, mit der Armee aus Prag hervorbreche. Stridoni war mit Hilfe eines jüdischen Spions glücklich nach Prag hineingelangt, nachdem er eine ganze Nacht „mit Heulen und Zähneklappern", wie er berichtet, zwischen preußischen Vorposten am Ufer der Moldau gelegen hatte.

Aber Dauns Rechnung trog ihn, denn zwei Tage später hatte er es nicht mehr mit Bevern allein, sondern mit Friedrich selbst zu tun.

Der König war ungeduldig geworden, als es Bevern nicht gelang, den Österreichern den notwendigen Schubs

zu versetzen, und er rückte nunmehr selbst mit acht Bataillonen und sechzehn Schwadronen heran.

„Hier hilft nichts vor, Daun muß nach Mähren herein, er mag stark oder schwach seind, sonsten kriegen wir Prag nicht, können wir die übrigen Feinde, die ankommen, nicht resistieren und die ganze Campagne, so gut wie sie ist angefangen worden, geht verloren."

Als der König, nachdem er zuerst in hoffendem Optimismus geglaubt hatte, nur die Avantgarde Dauns vor sich zu haben, einsah, daß er es mit der ganzen Heeresmacht zu tun habe, sandte er drei reitende Feldjäger auf verschiedenen Wegen an den Fürsten Moritz von Dessau ab mit der Ordre, in Eilmärschen noch 6000 Mann frische Truppen heranzuführen. Er befahl zehn Schwadronen Kavallerie und die Regimenter Hülsen und Anhalt. Generalmajor von Hülsen sollte selbst mitkommen.

„Es kommt hier auf wenige Tage, zugleich aber auch auf wenige Stunden an; Ew. Liebden werden also gleich aufzubrechen haben und den March gerade auf das Wirthshauß, zum letzten Pfennig genannt, nehmen, da können Sie die leuthe des Mittags wegen der großen Hitze ausruhen lassen und brechen alsdann gleich wieder auf und marchiren hierher, damit Ew. Liebden mit den Trouppen übermorgen gantz früh hier seyndt. Wenn Sie auf 5 tage Brodt mitnehmen, ist es genug, und können Sie allenfalls es von den andern Regimentern lehnen. Ich kan Ew. Liebden jetzo die umstände hier nicht weitläuftig schreiben, sondern behalte mir vor, wenn Sie hier kommen Ihnen solche mündlich zu sagen,

en gros kommt es darauf an, daß Leopold Daun in March begriffen, um Prag zu entsetzen, weshalb das dortige Corps d'armée inzwischen nichts von der Prager Garnison zu besorgen hat, und kommt alles nur auf einige wenige Tage an."

Es mag bei Empfang dieser Kunde auf Gottes Erdboden wohl keinen vergnügteren Menschen gegeben haben, als den Sohn der schönen Apothekerstochter Annelise Föhse, in dessen Adern das wilde Soldatenblut seines Vaters rollte. Denn hier galt es allem Anschein nach, einen entscheidenden Schlag gegen Daun zu führen, und er durfte sich sagen, daß gerade seine Truppen, die bei Prag nicht im Feuer gewesen waren, zur Angriffskolonne bestimmt seien.

Pünktlich am 16. Juni traf Moritz von Dessau mit seinem Detachement beim König ein, der den kampflustigen Mann mit der Anrede empfing: Er möge es sich durchaus nicht einfallen lassen, ihn von seinem Vormarsch gegen Daun abzuhalten, wenn er sein Freund bleiben wolle. Moritz hätte wohl eher alles andere getan als gerade das.

Der König hat wohl seine inneren Gründe gehabt, sich Moritz kommen zu lassen, denn Bevern und selbst Zieten hatten sich den Plänen des Königs gegenüber in diesen Tagen etwas zaghaft verhalten. Der König aber brauchte zur Durchführung einen Mann der kühnen Tat. Schwerin war tot, Winterfeldt verwundet, so mußte Moritz in die Bresche springen.

Daun sah sich also plötzlich dem gefährlichen König

gegenüber, der vor wenig Wochen ein großes österreichisches Heer in guter Stellung zertrümmert und fünfzigtausend Mann auf Prag geworfen hatte, sie dort in eiserner Umklammerung festhaltend. Daun mag die lebhafte Empfindung gehabt haben, daß jetzt er daran sei, ans Messer geliefert zu werden. An einen Angriff auf den König dachte er nicht. Er tat das, was er vermochte: er manövrierte sich mit gutem Geschick in eine möglichst sichere Stellung hinein. Dieselbe lief parallel mit der Kaiserstraße, die in ziemlich gerader Richtung von Kolin gen Westen über Böhmisch-Brod nach Prag führt. Sein linker Flügel unter dem Feldzeugmeister Graf Anton Colloredo besetzte die Höhen von Boschitz. Die Ebene, die sich ungefähr eine drittel Meile zwischen Poborz und dem Kamhajeker Berg hinzieht, belegte er mit Reiterei unter dem General Grafen Stampach.

Die hier vor der Front liegenden Dörfer Hradenin und Poborz wurden stark mit Grenadieren und Geschütz besetzt.

Dieser linke Flügel der Stellung bildete also ursprünglich einen scharfen Keil gegen Planian zu, denn Daun glaubte nicht anders, als daß der König ihn von Planian aus angreifen werde, und hatte eben diese starke Kavallerie unter Stampach entgegen der sonstigen Taktik, nach welcher man die Kavallerie nur an den Flügeln verwendete, hier in die Mitte eingeschoben, da er wußte, daß auch der König über eine große Anzahl von Schwadronen verfügte.

Der rechte Flügel zog sich dann über den Kamha-

jeker Bergrücken hinter den Orten Chozenitz und Brzistwy und Krzeczhorz hin bis zu dem sogenannten Eichbusch, an den sich die äußerste rechte Flanke mit einem Haken anlehnte.

Der Eichbusch und die drei genannten Dörfer waren mit Kroaten und abgesessenen Husaren besetzt. Zwischen die Hauptfront und diesen vorliegenden Dörfern schoben sich noch eine Reihe wohlpostierter und verschanzter Batterien, sechs an der Zahl.

Der Feldmarschall hatte den Grafen Nadasdy mit seiner Vorhut zurückgerufen und ihm die Deckung der äußersten rechten Flanke anvertraut, denn — was für Dauns Verhalten besonders bezeichnend ist — er dachte an eine Schlacht oder gar an eine siegreiche Schlacht überhaupt nicht, sondern er war bestrebt, sich auf alle Fälle, wenn er angegriffen würde, den Rückzug zu sichern.

Nadasdy erhielt den Befehl, die Straße über Radowesnitz nach Suchdol zu decken. Der Banus von Kroatien stellte seine Kavallerie demnach in einer langen Linie vom Dorfe Kutlirz bis zum Kollerberge, den man heute König Friedrichs-Berg nennt, auf, so daß sie über die Straße nach Kolin hinausgezogen war. Die Gesamtstärke Dauns betrug 54000 Mann, darunter ungefähr ein Drittel Reiterei; er gebot also über zwanzigtausend Mann mehr als der König.

Am 18. Juni gegen fünf Uhr früh brach der König mit seinem Heere auf. Sein Entschluß war, zu schlagen. Eine Spitze unter dem Generalleutnant Treskow mar-

schierte voran, warf die Husaren und Kroaten aus dem Flecken Planian hinaus und trieb sie von den dahinter liegenden Höhen hinunter, um den Marsch durch das Defilée zu decken. Dann folgte Zieten mit der Avantgarde, bei welcher auch der König ritt.

Als die Vorhut Planian durchschritten hatte, erblickte der König von dem höher gelegenen Terrain aus die ganze österreichische Armee auf den Kamhajeker Bergen in Schlachtordnung bereitstehend, die Infanterie unter dem Gewehr, die Kavallerie aufgesessen.

Als die Spitzen der königlichen Armee bis zu dem Wirtshause Slate-Slunze, zu deutsch: goldene Sonne, das an der Landstraße ungefähr in der Mitte zwischen Planian und Kolin liegt, angekommen waren, ließ der König Halt machen und gebot der Armee zu lagern.

Die Kavallerie saß ab. Der Tag war glühend heiß, und es herrschte bereits um 10 Uhr eine drückende Schwüle Die Gegend war wasserarm, ein Teil der Kavallerie hatte gar nicht tränken können, da sie vergeblich nach Wasser gesucht hatte, die Infanterie war durstig und erschöpft.

Das preußische Lager erstreckte sich von Slate-Slunze bis zurück nach Novimesto, vor sich die Kaiserstraße und parallel der feindlichen Schlachtlinie. General Zieten war bereits mit seinen Schwadronen auf der Kaiserstraße weiter vorgegangen, um einen Überfall von Seiten Nadasdys zu verhindern.

Der König stieg im Wirtshaus zur goldenen Sonne die Treppe hinauf und suchte sich ein zur Beobachtung



Aus Rehtwisch, Leuthen. Verlag von Georg Wigand, Leipzig.

Kaiser Franz I.

Nach einem Gemälde von Martin de Meytens gestochen von Philipp Andreas Kilian.

der feindlichen Stellung geeignetes Zimmer aus. Wie es seine Gewohnheit, beobachtete oder vielmehr studierte er durch sein gutes Fernglas die feindliche Aufstellung gründlich. Schweigend harrten seine Heerführer, die um ihn waren, auf seinen Entschluß. Der König bezeichnete die Daunsche Position mit seinem Lieblingswort „admirabel". Es wurde dem König klar, daß weder der gegen Poborz vorgeschobene spitze Winkel der linken Flanke angreifbar sei, noch auch das Zentrum der Schlachtordnung selbst. Dazu hätte er eine weit stärkere Truppenmasse haben müssen, als er tatsächlich besaß. Denn seine Infanterie betrug nur achtzehntausend Mann, und für die Kavallerie war das Terrain auf jenem Flügel durchaus ungünstig. Nach längerem Studium beschloß der König, den Österreichern von rechts in die Flanke zu kommen. Denn sein feuriger Geist riß ihn vorwärts, und er wollte die Gunst der Stunde, nämlich daß Daun ihm überhaupt stand hielt, nutzen.

Der Schlachtplan, den jetzt der König entwarf, ist einer der glänzendsten, die er jemals entworfen hat, so wundervoll klar und genial. In diesem Schlachtplan lag ein innerer Sieg, und in der Tat war diese Schlacht von Kolin, obgleich sie schließlich zur Niederlage wurde und schwere Folgen und Stunden für den großen König mit sich brachte, diese Schlacht von Kolin war ein innerer Sieg, oder, um bei einem gewissen Begriff zu bleiben, „ein heimlicher Sieg".

Die Schlacht von Kolin hat in dieser Hinsicht für

unsere Darstellung eine starke Bedeutung, denn bei Leuthen wurden ihre praktischen Lehren glänzend ausgenutzt. Friedrich zahlte hier teures Lehrgeld, aber er lernte auch etwas dafür.

„Ich habe viele Generale von der Koliner Schlacht reden hören, die alle einstimmig sagten: der König hätte von all den seinigen keine so sehr zu gewinnen verdient, als eben die Koliner. Ich habe den Herzog Ferdinand von Braunschweig und auch den alten Herzog von Bevern, der so vorzüglich dabei interessiert war, ganz ausführlich hierüber gesprochen," lautet das Urteil eines militärischen Sachverständigen, der vor hundert Jahren über diese Schlacht schrieb.

Der König setzte den Angriff auf das Dorf Krzeczhorz an, das von Kroaten besetzt war. Übrigens gab man diesen wenig widerstandsfähigen Kroaten von österreichischer Seite stets Grenadiere bei, um der Truppe Halt zu geben.

Die Angriffskolonne zu führen, war der Generalleutnant von Hülsen bestimmt, ein ebenso besonnener, wie kühner und zäher Mann. Sobald Hülsen Fortschritte gemacht hatte, sollte Moritz von Dessau mit der Hauptmacht des linken Flügels zu seiner Unterstützung einrücken und den rechten österreichischen Flügel aufrollen. Zieten sollte mit seinen fünfzig Schwadronen Kavallerie den Angriff Hülsens decken, dadurch, daß er Nadasdy und seine Kavallerie in Schach hielt.

Der rechte Flügel der preußischen Stellung unter dem Herzog von Bevern sollte jeden Angriff versagen,

hinter der Kaiserstraße bleiben, und, damit dort durchaus nichts passiere, wurde der Herzog von Bevern vom König angewiesen, sich persönlich zwischen der Infanterie und Kavallerie seines Flügels aufzuhalten.

Prinz Moritz dagegen mußte seine Infanterie immer mehr nach links ziehen, um im notwendigen Augenblick an der Seite Hülsens und seiner Bataillone zu sein.

Die richtige und lückenlose Ausführung der königlichen Befehle hätte diese Schlacht von Kolin ohne Zweifel zu einem Sieg werden lassen, wie er später unter ganz ähnlichen Verhältnissen bei Leuthen erfochten wurde.

Während der König mit seinen Generalen in jenem Zimmer im Oberstock des Wirtshauses zur goldenen Sonne die feindliche Stellung rekognoszierte, stand auch drüben Daun mit seinem Stabe südlich von Chozenitz auf dem Kamhajeker Bergrücken und suchte zu ergründen, was diese Preußen wohl vorhaben möchten. Man hatte von der österreichischen hochgelegenen Stellung aus sehr früh den Anmarsch des preußischen Heeres beobachten können, denn in der hellen Sonne blitzten die Gewehrläufe der heranziehenden preußischen Kolonnen verräterisch auf. Als der König nun Halt machen ließ und die Armee zwischen Nowimesto und Slate-Slunze lagerte, konnte Daun, falls er nicht vorher schon Nachricht hatte, ziemlich genau übersehen, welche Streitkräfte ihm gegenüberstanden und daraus erkennen, daß er ganz bedeutend stärker sei. Dennoch fiel es ihm gar nicht ein, an einen Angriff seinerseits zu denken, ja, er ging in seiner Vorsicht so weit, daß er Befehl gab, seine Truppen sollten, falls

ein preußischer Angriff erfolge und abgeschlagen würde, dennoch unter keinen Umständen ihre Stellungen auf dem Bergrücken verlassen. Er kannte die flinken Manöver und Löwensprünge dieses schlimmen Königs da drüben nur zu gut von dem heißen Tag von Hohenfriedberg her, wo er damals am linken Flügel kommandierte. Hier auf den Höhen von Kamhajek gab der böse Mann ihm wieder ein arges Rätsel auf. Wo würde er angreifen?

Schließlich neigte Daun sich der Ansicht zu, daß wohl seine Mitte den ersten Ansturm würde aushalten müssen, und er rief alsbald den Feldmarschall-Leutnant Grafen Wied mit sechs Bataillonen, acht Grenadierkompagnien und zwölf Schwadronen Reiterei vom linken Flügel hinter die Mitte. Dies Manöver wurde schnell vollführt und spielte sich jenseits des Höhenrückens ab, ohne daß man von preußischer Seite diese Veränderung bemerken konnte.

Als aber zwei Stunden verrannen und auf preußischer Seite sich nichts in Bewegung setzte, rief Daun seine Generale zu einem Kriegsrat zusammen, der ebenfalls auf dem Kamhajeker Berg stattfand. Einige zuckten die Achseln, andre glaubten, der König werde überhaupt nicht angreifen, eine dritte Partei gab sogar dem Feldmarschall anheim, bei dem vorauszusehenden Abmarsch der Preußen diese selbst anzugreifen.

Die Herren traten auseinander, und der Feldmarschall selbst war so klug wie zuvor. Da fügte es sich, daß er noch eine Strecke am rechten Flügel seiner Stellung entlang



Aus Rehtwisch, Leuthen. Verlag von Georg Wigand, Leipzig.

Kaiserin Maria Theresia.

Nach einem Gemälde von Martin de Meytens gestochen von Philipp Andreas Kilian.

ritt und vor einem Bataillon des ungarischen Infanterie-regiments Erzherzog Karl dessen Major erblickte. Dieser Mann, Namens Freiherr von Vettesz, war dem Feld-marschall bekannt als ein Soldat von gutem Augenmaß und Scharfblick, und er stand nicht an, ihn in leutseliger Weise nach seiner Meinung über die Lage der Dinge zu fragen. Vettesz entgegnete zunächst bescheiden, er sei doch zu unerfahren, um seine Ansicht in einer so wichtigen Angelegenheit auszusprechen und bat die Exzellenz, auf einer Antwort nicht zu bestehen. Als aber Daun merkte, daß Vettesz seine eigenen Gedanken hatte, drängte er und Vettesz sprach.

Unbedingt, so meinte er, würden die Preußen an-greifen, denn einer Schlacht sei jetzt nicht mehr auszu-weichen. Und zwar würde zweifellos der rechte Flügel und zuerst das etwas isoliert stehende Korps Nadasdys angegriffen werden, um von hier aus mit einem Ge-waltstoß die Armee aufzurollen, sie die Kamhajeker Höhen hinabzuwerfen und in das sumpfige Terrain der dahinter liegenden Bäche zu drängen. Möglichste Ver-stärkung des rechten Flügels und des Nadasdyschen Korps sei also umgehend nötig.

Daun hört, überlegt und läßt den Fürsten Wied mit seinen Bataillonen und Schwadronen noch weiter nach rechts rücken, so daß er sich jetzt an den Eichbusch anlehnt und die Dörfer Krzeczhorz und Brzistwy jederzeit sou-tenieren kann. Außerdem zieht Daun noch alles, was am linken Flügel irgendwie entbehrlich ist, nach rechts, so daß allein auf diesem rechten österreichischen Flügel

mehr Truppen stehen, als die Preußen überhaupt verfügbar haben.

Der König kannte diese außerordentliche Stärke des österreichischen rechten Flügels nicht. Aber selbst, wenn er sie gekannt hätte: er wäre dennoch vor einem Angriff nicht zurückgeschreckt. Die Truppen, die er gegen den Feind führte, waren das auserlesenste Material. Denen konnte man schon zumuten, es mit an Zahl weit stärkeren Feinden aufzunehmen.

Um 1 Uhr gab der König den Befehl zum Vormarsch.

„Das Gewehr wieder ergreifen und auf uns anrücken, war die Sache eines Augenblicks", ruft begeistert der Prinz de Ligne, der auf österreichischer Seite ein Regiment führte, aus. „Nie gab es einen schöneren Tag, nie ein reizenderes Schauspiel."

Der Tag war glühend heiß, ein Augenzeuge, ein Mitkämpfer erzählt: „Das Heer hatte selbigen Tages schon sieben Stunden marschiert. Man konnte nirgends vor Geld einen Trunk Wasser bekommen. Man traf endlich noch einen Eiskeller an. Unser Herr Obriste kaufte vor 4 Groschen ein Stück Eis wie eine Theeschale groß, um sich damit den Durst zu löschen. Man griff demungeachtet den Feind an. Unser Regiment wurde vom dem Herrn Obristen Herwarth ins Feuer geführt. Wir hatten wirklich eine Batterie von sechzehn Kanonen erstiegen, aber damals bekam unser brave Herr Obriste eine Cartetschenkugel durch den Kopf, woran er sogleich starb."

Dieser Oberst war der erste Herwarth von Bitten-

feld, der aus württembergischen in preußische Dienste trat. Sein aus Württembergern bestehendes Regiment stand seit 1741 im preußischen Sold und garnisonierte in Wesel. Der tapfere Mann litt damals arg an Gicht und konnte seine geschwollenen Füße nur unter großen Schmerzen in die Stiefeln zwängen, aber Zurückbleiben gab es nicht!

Sechs Tage vor seinem Tode bei Kolin schrieb er seiner Frau: „Bei meinen kränklichen Umständen fällt es mir freilich schwer, aber ich werde nicht zurückbleiben. Lieber das Leben eingebüßt, als das geringste von der in so vielen Feldzügen erworbenen Ehre verloren."

Dies war der Großvater des berühmten Generalfeldmarschalls Herwarth von Bittenfeld, der anno 1866 bei Königgrätz, wenige Meilen nur von der Stätte, wo sein Ahn den Heldentod starb, den linken Flügel der österreichischen Armee zerschmetterte, als er mit stürmender Hand die Dörfer Problus und Prim nahm.

Voran der ganzen Armee ritt Zieten mit seinen Husaren. Er fand keinen Widerstand mehr, denn der Banus von Kroatien hatte sich mit seiner Reiterei auf Dauns Befehl bereits von der Kaiserstraße zurückgezogen; der vorsichtige Feldmarschall wollte die Schlacht nicht gern mit einer Deroute der Reiterei seines Flügels eingeleitet sehen. Nadasdy nahm seine Aufstellung rechts von Krzeczhorz.

Auf Zieten folgte Hülsen mit der Sturmkolonne, und hinter ihm die Armee, in drei Treffen aufmarschiert.

An der Spitze des ersten Treffens, das auf der Kaiser=

straße vorging, ritt der König mit gezogenem Degen. Man erzählt, daß dies die einzige Schlacht gewesen ist, in der man den König mit gezogenem Degen sah. Friedrich war heiter und siegesgewiß, denn der Erfolg seines Schlachtplanes schien ihm unzweifelhaft.

Die ersten Erfolge des Tages konnten ihn nur darin bestärken. Hülsen schwenkte auf der Höhe von Krzeczhorz rechts ein und griff das Dorf an. Unter klingendem Spiel, wie auf dem Paradefeld, gingen seine Bataillone vor. Er erstürmte den Kirchhof, das Dorf, die dahinter aufgefahrene Batterie. Jeder seiner Soldaten verdiente Lorbeeren.

Der König sah Hülsens schnelle Fortschritte, sah, wie Zieten die Schwadronen Nadasdys, der an Hülsen heranwollte, auf Kolin und Radowesnitz zurückwarf. Er glaubte daher, daß ein sofortiges Eingreifen mit stärkeren Massen den Stoß in die österreichische Flanke vollenden könnte. Wohl hatte er in seinem Schlachtplan eine direkte Umgehung des Dorfes Krzeczhorz vorgesehen, aber er wollte jetzt ohne Zeitversäumnis eingreifen, schickte dem hartkämpfenden Hülsen drei Grenadierbataillone zur Unterstützung und befahl dem Fürsten Moritz, mit dem Hauptgros des linken Flügels Halt zu machen. Hier aber platzten die Ansichten des Königs und seines ersten Generals hart aufeinander. Der Fürst war der Meinung, daß er erst die Höhe zwischen Krzeczhorz und Kutlirz gewinnen müsse, bevor er eingreifen könne, der König dagegen wollte Hülsen sofort von hier aus unterstützt sehen. Der König befahl: Halt! Front!

Der Fürst aber machte Vorstellungen und sagte: „Er könne unmöglich, ohne seine Pflicht zu verletzen und Verantwortung auf sich selbst zu laden, die Armee schon hier formieren, sondern müsse sie noch weiter vorrücken lassen." Der König, dem jede Minute kostbar war, sprengte jetzt im höchsten Zorn an den Dessauer heran und fragte mit blitzenden Augen: „Wollen Ew. Liebden dem Befehl gehorchen oder nicht?" Als der König in dieser Stellung mit gezogenem Degen vor dem Fürsten hielt, zuckte Moritz unwillig die Achseln und gehorchte.

Aber Moritz rückte jetzt in gerader Front vor, während der König, seinem ersten Entwurf entsprechend, an einen Aufmarsch halb links gedacht hatte, so daß möglichst bald mit Hülsens Truppen Fühlung gewonnen würde. Es lag hier also ein Mißverständnis der königlichen Absicht seitens des Prinzen Moritz vor.

Der spätere Feldmarschall Graf von Kalckreuth, der etliche Jahre Adjutant und Vertrauter des Prinzen Heinrich von Preußen war, erzählt den Hergang zwischen dem König und dem Prinzen sehr anschaulich, anschaulicher jedenfalls, als andere Überlieferer.

„Der Prinz von Dessau kommandierte die Linke. Als er sah, daß sich der König, dessen Ungeduld er nur allzugut kannte, ihm näherte, trieb er seine Soldaten zum Laufschritt an. Als der König ihm dann zurief: Front machen! stellte er sich so, als ob er es überhört habe und rief abermals seinen Soldaten zu: ‚Marsch, Marsch!' Der König wiederholte seinen Befehl, wiederum ohne Wirkung, weil der Prinz, der das Unglück des

Tages vorauszusehen glaubte, wenn man jetzt Front machen würde, sich nicht nach dem König umdrehte und so tat, als bemerke er ihn nicht. Der König rief nun laut: ‚Prinz Moritz, Front machen!‘ Dasselbe Resultat: ‚Soldaten, Marsch, Marsch!‘ Da sprengte der König auf ihn zu, parierte sein Pferd vor ihm und sagte: ‚In drei Teufels Namen, machen Sie Front, wenn ich es befehle‘. Der Prinz befahl darauf: ‚Front‘ und sagte traurig zum Prinzen Franz von Anhalt, der neben ihm ritt: ‚Die Schlacht ist verloren‘.“

So die Erzählung Kalckreuths, die Graf Henckel von Donnersmark in seinem Nachlaß wiedergegeben hat. Weder Kalckreuth noch Henckel gelten der Geschichtschreibung als zuverlässige Quellen, denn beide gehörten zur Prinz Heinrich-Partei. Aber dieser Vorgang ist so psychologisch wahrscheinlich, daß man ihn wohl ohne weiteres als historisch annehmen darf. Er stammt außerdem vermutlich vom Herzog Franz von Anhalt-Dessau (1740—1817), der als blutjunger Mensch den Feldzug von 1757 im Stabe seines Oheims mitmachte und der einzige Zeuge dieser Szene gewesen sein will.

Sobald der König erkannte, daß die Truppen geradeaus gegen den Feind rückten, übersandte er dem Prinzen den Befehl, sich halb links zu ziehen, und dies geschah sofort. Dennoch erreichte der linke Flügel nicht, daß er mit den in Krzeczhorz ringenden Bataillonen Hülsens direkt in Verbindung kam. Die Übung des halb links Vorwärtsschreitens konnte wohl auf einem glatten Exerzierplatz ohne Anstand glänzend ausgeführt werden,

aber hier, wo große Terrainschwierigkeiten zu überwinden waren, wo es durch mannshohes Getreide, über Gräben und Hügel ging, war die Sache verteufelt schwierig, zumal das Geschütz der Österreicher bedenklich dazu brummte.

So entstanden starke Lücken in der Linie, und der König sah sich genötigt, die Regimenter Wied und Prinz Heinrich (das Regiment Wied kommandierte der erwähnte Oberst Herwarth) aus dem zweiten Treffen vorzunehmen und die Lücken der Angriffskolonne ausfüllen zu lassen.

Unter unsäglichen Anstrengungen und mit starken Verlusten gewann so Prinz Moritz allmählich Fühlung mit Hülsen. Als dieser zähe Mann sah, daß ihm Hilfe wurde, brach er sofort von neuem vor, nach rechts suchte er die Verbindung mit dem Zentrum zu gewinnen, nach links warf er die beiden Grenadierbataillone Möllendorff und Wangenheim gegen den fatalen Eichbusch, der genommen werden mußte, weil er für die Kavallerie des Generals Zieten sehr störend war.

Leider waren diese beiden Bataillone schon sehr zusammengeschossen, sie zählten insgesamt nur noch fünfhundert Mann. Aber der Eichbusch wurde genommen. Hülsen, Fürst Moritz und General von Treskow warfen sich auf die große zweite Batterie, erstürmten sie und warfen die österreichischen Infanteriebataillone den Berg hinunter.

Wenn jetzt frische Bataillone in die dezimierten Reihen der ringenden Regimenter eingesprungen wären,

und, solange der Eichbusch noch in Händen Hülsens war, Zieten mit seinen Schwadronen herangebraust wäre, so wäre zweifellos der rechte österreichische Flügel auf die Mitte zurückgeworfen und eine Niederlage unvermeidlich gewesen.

Aber diese notwendigen Reservebataillone waren nicht mehr vorhanden. Denn inzwischen hatte sich auch vom preußischen Zentrum aus ein blutiger Kampf angebahnt.

Der hitzige General von Manstein, derselbe, der bei Prag durch sein befehlswidriges Vorgehen den Sieg mit gewinnen half, und hier abermals unter Beverns Oberbefehl in wartender Stellung zu stehen hatte, bis er gebraucht wurde, konnte das natürlich nicht aushalten. Denn das Kroatengesindel da drüben in Chozenitz und die Batterie hinter dem Dorf ärgerten ihn gewaltig. Schon war er aufgeregt und angriffslustig genug, als der Zufall einen Adjutanten des Königs, den Oberst von Varenne, vorbeiführte, der auf Chozenitz hindeutete und beiläufig meinte, „man müsse den Feind aus Chozenitz und von den Hügeln jetzt hinunterwerfen", eine Privatmeinung des Herrn von Varenne, aber für Manstein gerade genügend, um seine Wut zum Kochen zu bringen. Es kann ja auch sein, daß er diese Äußerung des königlichen Flügeladjutanten für einen Befehl gehalten hat, kurz, er brach mit drei Bataillonen ungestüm gegen Chozenitz vor. Diese gehörten den Regimentern Anhalt und Bornstedt an, also nicht einmal zu seiner, sondern zur Brigade des Generalmajors von Pannwitz.

Damit hatte nun Manstein zunächst nicht direkt den ausdrücklichen Befehl des Königs gebrochen „seine Bataillone zurückzuhalten“, sondern er hatte nur Truppen aus dem Zentrum vorgerissen, über die ihm eigentlich gar nicht das Kommando zustand.

Aber alsbald engagierte sich natürlich auch das Regiment Manteuffel aus seiner eigenen Brigade, denn welcher preußische Soldat hätte sich wohl zurückhalten lassen, wo es galt, Lorbeeren zu pflücken!

Über dies Vorgehen aufs höchste entsetzt und entrüstet, ließ Bevern einen Adjutanten an die Front sprengen und Manstein fragen, wie er zu dem eigenmächtigen Vorgehen käme? Manstein entgegnete kurz: „Ausdrücklicher Befehl Sr. Majestät des Königs!“ In mutigem Draufgehen nahm der kühne Mann mit seinen tapferen Bataillonen das Dorf Chozenitz und brandete alsbald bis an die Höhen von Kamhajek vor. Aber hier mußte er Halt machen, denn er war an Zahl zu schwach, und es war kein Prinz Heinrich da, der ihm Hilfe bringen konnte, wie vor sechs Wochen bei Prag.

Gerade aber diese Regimenter, die Manstein so voreilig an den Feind gebracht hatte, fehlten dem Prinzen Moritz, seinen und Hülsens glänzenden Fortschritten zu einem vollen Erfolg zu verhelfen. Die acht Bataillone, die jetzt noch am rechten preußischen Flügel standen, mußte Bevern notwendigerweise jetzt gegen Brzezan vorziehen und sogar in dies Dorf ein Bataillon hineinwerfen, um einen Angriff auf seine linke Flanke abzuwehren. So stand denn das ganze preußische Heer bis

auf den letzten Mann engagiert oder doch gefesselt da. Reserven gab es nicht mehr, die tapfern Bataillone mußten siegen oder fallen, wo sie standen.

Aber inzwischen waren die Fortschritte des Prinzen Moritz und Hülsens derart, daß an einem Sieg kaum noch zu zweifeln war. Die rechte Flankenstellung war durchbrochen, die Regimenter im Weichen. Die Reserven, die auf Dauns Befehl Graf Wied herangeführt hatte, sogar derart in Deroute, daß das Unglaubliche geschah und der Graf seine eigene Kavallerie auf seine eigenen Fußtruppen einhauen lassen mußte, um sie nur zum Stehen zu bringen.

Aber vergeblich. Schon brandete die preußische Flut nach Durchbrechung der Flanke an das erste Treffen des rechten Flügels, und der kaiserliche Oberst Siskowicz vom Regiment Erzherzog Karl mußte fürchten, von zwei Seiten angegriffen zu werden, denn er ließ besorgt das dritte und vierte Glied seines Regiments Front machen. Die Preußen hatten zwei Batterien erobert, das Dorf Krzeczhorz und auch der Eichbusch waren in ihren Händen, ihre Linien streckten sich bis Chozenitz vor, in das soeben wütend der kühne Manstein eindrang.

Graf Daun wurde nervös. Wohl begreiflich. Ihm war dies stattliche Heer, des Erzhauses letzte Zuflucht, anvertraut, seine Niederlage wäre gleichbedeutend gewesen mit der Niederlage Österreichs. Über diese Stunde ist das Zeugnis des französischen Generals Champeaux sehr wichtig, der zwei Tage nach der Schlacht nach Paris also berichtet hat:

„Ich habe einem dieser Augenblicke beigewohnt, wo der Marschall völlig den Kopf verloren hatte, mit dem lebhaftesten Eifer zum Himmel flehte, vier Generale rufen ließ, ihnen die Unmöglichkeit vorstellte, die Sachen wieder herzustellen, demzufolge den Befehl zum Rückzuge gab, und als Sammelplatz der Truppen Suchdol bezeichnete; zu der Ausführung dieses Befehles war der Anfang gemacht, als das Feuer der Preußen überhand nahm; es entstand ein Getümmel, und wir sahen uns alle infolge einer Bewegung, die der Feldmarschall mit den Truppen vornehmen ließ und die in der größten Unordnung ausgeführt wurde, von dem Feldmarschall getrennt. Alles Fußvolk, alle Reiterei kam durcheinander; nachdem sich die Truppenteile wieder etwas geordnet hatten, begab ich mich an den rechten Flügel, hier sah ich, wie die Reiterei schon im Rückzuge begriffen war. Ich machte die lebhaftesten Vorstellungen dagegen, aber der Generalleutnant (Feldmarschall-Leutnant Benedikt Daun ist gemeint), der diese Abteilung befehligte, erwiderte, daß er nicht bleiben dürfe, da er vom Feldmarschall den Befehl zum Rückzuge erhalten habe. Er werde sich eiligst nach Suchdol begeben, um sich hier zu sammeln, damit er nicht abgeschnitten werde und der Kaiserin die Truppen erhalte, die von Augenblick zu Augenblick kostbarer würden."

Um diese Zeit, als Daun sich bereits mit Rückzugsgedanken trug, gelang es vier frischen österreichischen Bataillonen, die aus dem zweiten Treffen vordrangen, den fatalen Eichbusch den ermatteten preußischen Grena-

dieren zu entreißen. Alsbald sammelten sich hinter diesem Busch österreichische und sächsische Kavallerieregimenter, und gleichzeitig unternahm Nadasdy mit seinem Korps einen erneuten Vorstoß, um Zieten zu beschäftigen. Denn die andre Kavalleriemasse, die sich dort hinter dem Eichbusch sammelte, war bestimmt, in die Flanke Hülsens zu reiten.

Aber des Königs scharfes Auge, das von der Höhe von Krzechorz jene Anstalten zu einem Kavallerieangriff bemerkte, wachte. Er rief seine Kürassiere zur Hilfe herbei. Die zwanzig Schwadronen Kürassiere, die dem König zur Verfügung standen, hielten nur ungefähr tausend Schritt hinter der Front. In wenigen Minuten hätten sie am Feind sein können.

Aber an ihrer Spitze stand ein Greis, der alte Pennavaire, tapfer wie ein Löwe, aber senil und umständlich. Als er endlich rund um Brzistwy herum den Aufmarsch von zehn Schwadronen zustande gebracht hatte, fand er sich bereits den drohenden, zum Angriff fertigen Geschwadern gegenüber. Alsbald warf er sich mit Wucht gegen sie, aber die Kaiserlichen machten kehrt, bevor er noch heran war, und es kam gar nicht zum Handgemenge. Als er sie verfolgen wollte, erhielten seine Kürassiere Musketen- und Kartätschenfeuer aus dem Eichbusch, und er mußte auf Krzeczhorz zurück.

Ebenso erging es Zieten, der inzwischen Nadasdy auf Radowesnitz zurückgetrieben hatte: über den Eichbusch kam er nicht hinaus, er mußte auf Kutlirz zurück. Der Eichbusch wurde der preußischen Reiterei zur Klippe.



Aus Rehtwisch, Leuthen.

Verlag von Georg Wigand, Leipzig.

Schwerins Tod in der Schlacht bei Prag 6. Mai 1757.

Nach einem Gemälde von J. C. Frisch gestochen von D. Berger.

Aber außer Zieten und Pennavaire hatte die preußische Reiterei noch einen Führer, der sich an diesem Tage von Kolin dennoch Lorbeeren holen sollte, den Oberst von Seydlitz, damals 36 Jahre alt. Er kommandierte heut zum ersten Male eine Brigade, die Kürassierregimenter Rochow und Prinz von Preußen und das Dragonerregiment Normann. Mit unwiderstehlicher Bravour wirft er sich, als er Pennavaire zurückgleiten sieht, auf ein feindliches Infanterieregiment, das nachdringen will, zersprengt es, zersprengt eine feindliche Kavalleriebrigade, bricht in das zweite Treffen ein, zertrümmert ein Infanterieregiment und erobert dessen Fahnen. Das war ein glänzendes Reiterstück, das wenigstens die Ehre der preußischen Reiterei an diesem Tage rettete. Aber auch Seydlitz mußte zurück, denn seine Reiter waren ermattet, und der fatale Eichbusch nahm ihn unter scharfes Feuer.

Indes nehmen die Bedrohungen Hülsens und seiner Tapferen durch die feindliche Reiterei kein Ende. Der alte Pennavaire muß nochmals vorreiten, aber über den Eichbusch bringt er seine Scharen nicht hinaus.

Jetzt will sich Moritz von Dessau, in dem alles kocht und wirbelt und siedet, mit Gewalt Luft schaffen, und jene verdammte Batterie, die jenseit Brzistwy steht und brüllt, zum Schweigen bringen. Er sprengt persönlich zum letzten Kürassierregiment der Brigade Seydlitz und läßt gleichzeitig Zieten um Unterstützung bitten. Moritz an der Spitze des Regiments Prinz von Preußen, Zieten an der des Kürassierregiments Krockow reiten vor, reiten

zwei Grenadierkompagnien auseinander, können aber gegen die Batterien nichts ausrichten und müssen zurück. Zieten streift ein Kartätschensplitter am Kopf, wirft ihn aus dem Sattel, und gleichzeitig wird sein Pferd erschossen. Da springt der blutjunge Cornet von Berge von den Krockow-Kürassieren herbei, reißt den General unter seinem Pferde hervor, hebt ihn mit gewaltiger Anstrengung auf sein eigenes Tier, stülpt ihm den Helm eines toten österreichischen Musketiers auf den Kopf und übergiebt ihn einem zuverlässigen Kürassier, der den halb Bewußtlosen aus dem Getümmel führt und zur Feldequipage des Fürsten Moritz bringt.

Um diese Zeit balancierte Sieg und Niederlage auf des Schwertes Schneide, — im Sinne des Wortes, denn das Reiterschwert sollte die Entscheidung bringen.

Schon hatten die österreichischen Führer zum großen Teile den mit Bleistift geschriebenen Zettel Dauns gelesen: Die Retraite ist nach Suchdol! Schon hatten einige Regimentschefs der noch nicht engagierten Regimenter die Rückzugsbewegung eingeleitet, schon sah man aus ihren Stellungen geworfene Geschütze abziehen, als der Adjutant Freund dahergesprengt kam und den Kommandeur der sächsischen Kavalleriebrigade, den Grafen Nostitz, suchte. Er traf am Eichbusch auf den sächsischen Oberstleutnant von Benkendorf, der dort mit zwei Schwadronen noch hielt.

Der Adjutant Freund schrie: „Wo ist General Nostitz, Herr Oberstleutnant“?

Benkendorf gab Bescheid.

„Was haben Sie denn?"

Der Adjutant zeigte den verhängnisvollen Zettel mit der Bleistiftnotiz. Benkendorf beschwor darauf den Offizier, ihn niemand anders als Nostitz zu zeigen und gab ihm einen sicheren Unteroffizier mit, der ihn zum General bringen sollte.

Der sächsische Oberstleutnant, eine hitzige Natur, wie Manstein, dazu Freund eines guten Tropfens, welche Freundschaft er soeben erst einigen Flaschen gegenüber bekundet hatte, war wütend. Zurückgehn? Den Teufel auch, bevor er, der Oberstleutnant Benkendorf zurückginge, sollten diese vertrackten Preußen seine Klinge noch fühlen. Reiterblut und schwerer Wein rollen durch seine Adern.

„Aufgesessen, Marsch, Marsch, zur Attacke!"

Der Mann reißt weiß Gott seine zwei armen Schwadronen gegen den Feind vor. Aber aus diesen zwei Schwadronen wird eine Lawine. Die sächsischen Chevauxlegers-Regimenter Brühl und Prinz Albert brausen hinterdrein. Dragonerregiment de Ligne, Graf Stahremberg, Graf Serbelloni folgen. Benedikt Daun, der, wie wir wissen, schon auf dem Rückzug ist, läßt Kehrt machen und reitet von neuem auf den Feind.

„Das ist für Striegau!" gellt das Feldgeschrei der Sachsen, als sie in die preußischen Reihen eindringen.

Aus den zwei Schwadronen des braven Benkendorf waren an achtzig Schwadronen geworden! Wohl bildete das preußische Fußvolk Carrées, wohl wehrten sich die Kürassiere der Brigade Krosigk aufs wütendste,

wohl stirbt ihr Führer Christian Siegfried von Krosigk den Heldentod — „Kinder ich kann nicht mehr, ihr müßt das übrige tun!“ — es hilft nichts. Die Kavallerie muß zurück und die Infanterie muß mit.

Der linke Flügel der preußischen Stellung ist zertrümmert.

Der König selbst setzt sich aufs äußerste aus. Er sprengt, als er die Brigade Krosigk weichen sieht, zu Pennavaires Reitergeschwadern.

„Aber meine Herren Generals wollen Sie denn nicht attaquieren? Sehen Sie nicht, wie der Feind in unsere Infanterie einhaut? In drei Teufels Namen, so attaquieren Sie doch! Allons, ganze Kavallerie, Marsch, Marsch!“

Mit dem König an der Spitze rast die Reiterschar vorwärts, aber von der Batterie von Brzistwy, die Moritz vergeblich zu stürmen suchte, kommen Kanonenkugeln herüber, die Reiter prallen zurück.

Da rafft der König um die Fahne des Regiments Anhalt ein paar Dutzend Leute zusammen. Mit klingendem Spiel rückt er an der Spitze von vierzig Mann gegen die Batterie, aber bald sind nur noch seine Adjutanten bei ihm, deren einer, Major Grant, ihm zuruft:

„Sire, wollen Sie die Batterie dort allein erobern?“

Der König hält schweigend sein Pferd an, sieht sich um, betrachtet ruhig durch sein Fernglas während einiger Minuten die feindliche Stellung und reitet dann langsam dem rechten Flügel zu, um dem Herzog von Bevern die Rückzugsbefehle zu erteilen. Sodann reitet



Aus Rehtwisch, Leuthen. Verlag von Georg Wigand, Leipzig.

Graf Leopold von Daun.

Nach einem Gemälde von Wolinzki gestochen von Gabriel Bodenehr.

er mit einem kleinen Trupp vom Schlachtfeld, schweigend und sinnend.

„Sie wissen wohl nicht, daß jedes Menschen Glück seine Rückschläge haben muß?“ sagte er bei diesem nächtlichen Ritt zu dem jungen Grafen Friedrich von Anhalt, „ich glaube, daß ich jetzt die meinen haben werde.“

Als der Herzog von Bevern vom König die Rückzugsbefehle entgegengenommen hatte und zu seinen Truppen zurückkehrte, mußte er zu seinem Schrecken bemerken, daß auch diese, seine letzten Bataillone, bereits in einen heftigen Kampf verwickelt waren.

Generalmajor von Manstein, der hitzige Mann, hatte nach der Niederlage des linken preußischen Flügels das Dorf Chozenitz und das dahinterliegende, bereits gewonnene Terrain unter schweren Verlusten aufgeben müssen, — von dreitausend Mann, die er gegen die Höhen geführt hatte, brachte er nur zwölfhundert zurück. Er selbst war schwer verwundet.

Die Kroaten hatten sich des Dorfes wieder bemächtigt, und alsbald gingen auch die österreichischen Grenadiere, unterstützt von zweiundfünfzig Schwadronen des Grafen Stampach gegen den rechten preußischen Flügel vor, um ihn zu umfassen. Zwar wurden die paar hundert Preußen, die im Dorfe Brzezan lagen, nach tapferer Gegenwehr auf die Linie zurückgeworfen, aber jeder weitere Angriff brach sich an der unwiderstehlichen Tapferkeit der wenigen preußischen Bataillone.

Das erste Bataillon Garde tat Wunder, 24 Offiziere und 475 Mann blieben auf der Wahlstatt.

„So wie Pyrrhus, der zum erstenmal Roms Legionen besiegte, die erschlagenen Römer mit Erstaunen betrachtete, so blickten Theresiens Feldherren auf die mit dem Gesichte gegen den Feind gewandten Leichname der erlegten preußischen Leibtrabanten, von denen nur 250 diesen Tag überlebten", sagt der pathetische Archenholtz in seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges.

Pathetisch oder nicht, — es ist nicht zu leugnen, daß dieser Sieg, der erste Sieg über Preußen, seitdem Friedrich das Zepter ergriff, für die österreichischen Feldherren tatsächlich den Beigeschmack eines Pyrrhus-Sieges hatte. Der französische General Champeaux berichtete ausdrücklich, daß die Stellung der Österreicher aufs äußerste erschüttert war, selbst der linke Flügel, den Daun am Abend noch gegen den rechten preußischen einsetzte, soll nach den Berichten dieses Generals durch die fruchtlosen, blutig abgeschlagenen Angriffe in starker Auflösung gewesen sein. Ja, nach seiner Überlieferung sahen die Österreicher erst beim Anbruch des nächsten Morgens, daß sie das Schlachtfeld behauptet hatten.

Jedenfalls hielten sich die preußischen Husaren unter Werner und Seydlitz noch bis spät in der Nacht ganz in der Nähe des österreichischen Heeres auf dem linken preußischen Flügel auf und sammelten die Versprengten von Krzeczhorz. Sie wollten gar nicht daran glauben, daß die Schlacht verloren sei. Sie stießen am nächsten Tage ganz vergnügt zum König, der ihren Verlust schon schmerzlich beklagt hatte.

An eine Verfolgung dachte Daun überhaupt nicht.

Er war augenscheinlich zu selig, daß er trotz jenes bedenklichen Zettels: Retraite nach Suchdol! wenige Stunden später einen veritablen Sieg in Händen hielt. Ein höherer österreichischer Offizier sagte am Abend des Tages in völlig richtiger Erkenntnis der Sachlage:

„Wir haben den Sturm zurückgeschlagen, aber nicht die Schlacht gewonnen."

Und ein anderer Kampfgenosse von Kolin, der in den vordersten Reihen des österreichischen rechten Flügels mitgekämpft hatte, schreibt ehrlich:

„Voll Ehrfurcht für die Männer, die uns den Sieg so sauer gemacht hatten, standen wir auf dem behaupteten Schlachtfelde da und eine ganze Reihe gleichsam unbesiegter Feinde noch vor unserer Front; ein Zuschauer, der nicht gewußt hätte, was eigentlich vorgegangen, würde bei diesem Anblick zweifelhaft geblieben sein, wer von beiden, wir oder die Preußen die Geschlagenen waren."

Hätte Leopold Daun mit seinen nahezu fünfzigtausend Mann, die er noch besaß, die kaum zwanzigtausend Preußen, die noch übrig waren, rücksichtslos verfolgt, so wären, wie Friedrich in seiner Geschichte des Krieges sagt, die Folgen der Schlacht für ihn schlimmer gewesen als die Schlacht selbst.

Aber die Reste des preußischen Heeres passierten am 19. Juni vormittags ganz unbehelligt die einzige Elbbrücke, die vorhanden war und die so eng war, daß die Kavallerie absitzen und die Pferde am Zügel führen mußte. Auch die völlig verfahrene preußische Bagage,

die bei Kaurzim zurückgeblieben war und sich jetzt mühselig durch die Hohlwege von Planian winden mußte, kam ganz ohne Belästigung davon, obgleich sie nur von einem Bataillon des Regiments Manteuffel gedeckt wurde.

Daun baute im Sinne des Wortes den Feinden goldene Brücken und — feierte Siegesfeste.

„Wir freuten uns, wie nur Leute sich freuen können, die ein solches Glück gar nicht gewohnt sind", schreibt der Prinz von Ligne in sein Tagebuch.

Am nächsten Mittag entsandte der dankbare Feldherr den Major von Vettesz, der ihm so guten Rat gegeben hatte, mit der Siegeskunde nach Wien. Von vierundzwanzig Postillonen begleitet, ritt der Freiherr in die Kaiserstadt an der Donau ein.

Der Jubel in Wien war ohnegleichen. Die Kaiserin Maria Theresia stiftete den Theresienorden, und als erster erhielt das Großkreuz ihr siegreicher Feldmarschall.

„Ihr habt Eure Ordensproben vor den Augen der ganzen Armee schon abgelegt, Ihr seid als der erste Großkreuz aufgenommen", schrieb die entzückte Kaiserin an den ängstlichen Mann, der nachmittags um vier Uhr verzagt befohlen hatte: Retraite auf Suchdol.

Rührend ist auch eine Stelle des Briefs, den einst am Jahrestag der Schlacht die dankbare kaiserliche Frau dem Feldmarschall sandte; da heißt es:

„Die Monarchie ist Ihm ihre Erhaltung schuldig, und ich meine Existence und meine schöne und liebe Armee und meinen einzigsten und liebsten Schwagern."

Von Wien drang die Kunde durch galloppierende Kuriere nach Paris; Starhemberg jagte sofort mit Eilpost nach Versailles, um den Brief der kaiserlichen Frau dem König selbst zu überreichen.

„Der Herr hat endlich unsere gerechte Sache siegen lassen", schrieb die fromme sittenstrenge Frau an den ebenso frommen liederlichen Mann, und es ist viel von der göttlichen Vorsehung die Rede.

Bei der Pompadour ging es an diesem Abend hoch her.

„Es macht mir den Eindruck", berichtet Starhemberg, „als ob ich mich mitten unter meinen Landsleuten befände. Die Freude, welche jedermann mir bezeigt, ist so aufrichtig, daß ich nicht daran glauben kann, hier in einem fremden Lande zu sein."

Und Benkendorf, der (wie die Sachen nun einmal standen) wirkliche Sieger von Kolin?

„Ich wurde", erzählte er, „durch einen Trompeter in das Hauptquartier beordert, wo alles zum Tedeum bereitet war. Der Feldmarschall General Daun sagte mir bei meiner Ankunft, weil ich so vielen Anteil am Siege gehabt habe, sei es wohl billig, daß ich mit ihm unserem Herrgott danke. Da ich nichts zum Umkleiden hatte, indem der Bediente, der eine Uniform und etwas Wäsche mit sich führen mußte, während der Schlacht davon geritten, unsere Equipage aber zurückgeschickt worden war, so wollte ich mich unter den Kaiserlichen in voller Gala gekleideten Offiziers verstecken; der regierende Herzog von Württemberg aber rief mich vor und setzte

hinzu: Er wollte gern seine ganze Garderobe darum geben, wenn er diesen staubigen Rock mit der Ehre wie ich tragen könnte."

Dieser ehrgeizige Herzog von Württemberg, Karl Eugen, kämpfte damals in französischem Solde mit sechstausend seiner Landeskinder auf österreichischer Seite. Er hatte einige Jahre seiner Jugend am Hofe König Friedrichs zugebracht und war mit dessen Nichte, der Tochter Wilhelminens von Bayreuth vermählt. In der Geschichte ist er als der Gründer der Karlsschule und Schiller-Herzog bekannt. Denn der Name in der Geschichte, den der eitle Mann vergeblich durch Kriegslorbeeren zu erreichen suchte, ist ihm später unfreiwillig durch den großen Zögling seiner Karlsschule zuteil geworden.

Oberstleutnant von Benkendorf aber, den des Herzogs Huld so gnädig aus der Menge hervorzog, verschwand bald wieder in der Menge. Der treffliche Haudegen und durstige Zecher starb 44 Jahre nach der Schlacht von Kolin, im Jahre 1801, fast 90 Jahre alt. Als er die Attacke von Kolin ritt, war er Sechsundvierzig — so schleichen die Jahre, so welkt der Lorbeer.

Flinke Husaren, die man auf Kundschaft ausgesandt hatte, brachten den Führern des Belagerungsheeres von Prag in den Abendstunden des 18. Juni die Kunde von den Fortschritten des preußischen linken Flügels gegen Krzeczhorz, und schon war das sieggewohnte Heer nur zu bereit, an einen neuen Sieg zu glauben.

Aber andere bittere Kunde brachte Major Grant, der

am nächsten Morgen früh 2 Uhr auf dem Ziskaberg bei dem Prinzen Ferdinand von Braunschweig eintraf mit dem Befehl, die Belagerung aufzuheben. Beide begaben sich stehenden Schritts zum Prinzen Heinrich von Preußen und ließen ihn wecken. Mit dem Schreckensruf: „Ihr Götter" fuhr der Prinz vom Lager auf, zeigte aber sofort die ihm so eigene Kaltblütigkeit und Fassung. Er warf sich aufs Pferd, ritt zum General von Winterfeldt und besprach sich mit ihm.

Viel weniger Haltung zeigte der Thronfolger, Prinz August Wilhelm von Preußen, der in laute Klagen über seinen königlichen Bruder ausbrach und den Zusammenbruch der Monarchie, deren Lenker er einst sein sollte, vorauszusehen glaubte.

„Ich befand mich gerade," erzählt General von Retzow in seinen Erinnerungen, „im Hauptquartier des Feldmarschalls Keith, als die erste Nachricht von der verlorenen Schlacht und ihren Umständen daselbst einlief. Ich war Zeuge von der außerordentlichen Bestürzung der sämtlichen, dort versammelten Feldherren. Sie, sonst so stolz auf ihren Mut und auf die Disziplin ihrer Untergebenen, konnten ihre Empfindungen kaum verhehlen. Eine Stille von einigen Minuten war das sichere Kennzeichen der äußersten Niedergeschlagenheit; nur der sonst so sanftmütige Prinz von Preußen brach jetzt in ein lautes Wehklagen über das Benehmen seines königlichen Bruders aus."

Am Nachmittag ritt der König selbst ins Lager, hinter sich nur einen Pagen. Seine Haltung war aufrecht und

königlich, sein sonst so strahlendes Auge aber umflort. Er war auch körperlich schwer ermüdet, denn er saß seit sechsunddreißig Stunden im Sattel. In seinem Quartier im Pfarrhaus zu Michle ließ er sich auf einen Strohsack sinken und sah dort seine Brüder. Wiederholt umarmte und küßte er den Prinzen Heinrich und klagte, daß er zum Sterben müde sei. Seine große, tief verwundete Königsseele suchte bei dem Bruder Verstehen und Trost. Und dieser Prinz Heinrich hat es trotzdem fertig gebracht, an seine Schwester Amalie nach Berlin das hämische Billett zu richten:

„Phaeton ist gestürzt, und wir wissen nicht, was aus uns werden wird. Der 18. wird für Brandenburg auf ewig unheilvoll sein. Phaeton hat für seine Person Sorge getragen und sich zurückgezogen, bevor der Verlust der Schlacht völlig entschieden war."

Das Billett fiel in die Hände eines österreichischen Streifkorps und kam so in die Öffentlichkeit. Der kalte, schadenfrohe Zug dieses unbrüderlichen Herzens muß auf jeden warmblütigen und richtig empfindenden Menschen abstoßend wirken, denn nicht nur hier, sondern die ganzen Jahre hindurch, während derer Friedrich atemlos um seines Staates und seine Existenz ringen mußte, hat der Prinz eine absprechende, mißgünstige Haltung gegenüber dem König bewahrt. Über die Kriegsführung herrschte zwischen beiden eine zu große Kluft der Anschauung, als daß sie hätten zu einer Verständigung gelangen können.

Der König war der Mann des Angriffs, der die Ver-

nichtung des Feindes anstrebenden Entscheidungsschlacht, des mutigen, nimmer müden Wagens, Prinz Heinrich und sein Anhang dagegen glaubten in der Ermattungsstrategie ihr Heil suchen zu müssen. Wohin allerdings Preußen gekommen wäre ohne den großen Wagemut seines Königs, ist doch nicht zweifelhaft. Ein herzliches Verhältnis, wie es doch unter Brüdern sein sollte, hat zwischen dem König und dem Prinzen niemals geherrscht. Der König, dem Zug seines warmen, leicht auflodernden Herzens folgend, hat oft genug versucht, dem Prinzen nahe zu kommen, hat seine Verdienste und nicht unbedeutenden militärischen Fähigkeiten stets rückhaltlos anerkannt, aber beim Prinzen niemals eine offene Tür gefunden.

Ermutigt durch das kritische und absprechende Verhalten Heinrichs gegen den König und seine Entschlüsse, bildete sich allmählich ein Kreis übelwollender Kritiker um ihn, bestehend aus seinen Adjutanten und anderen Offizieren, die alle in dieselbe Kerbe einhieben. Daraus ist schließlich in späteren Jahren eine Literatur entstanden, — denn diese Herren führten Tagebücher, machten Notizen, schrieben ellenlange Briefe, — die von der Geschichtschreibung nur mit großer Vorsicht zu benutzen ist, obwohl sie eine Zeitlang als trübe Quelle durch manches fleißige Buch geflossen ist.

Friedrich wußte wohl Bescheid, denn er kannte seine Leute gut, aber das hochgestimmte Majestätsbewußtsein in ihm sah über all das Kleine, was sich ihm in den Weg stellte und an ihm zerrte, mit stolzem Blick hinweg.

Die Leute, die dem König nahestanden und sein großes Wagen mit ihm teilten, haben nicht allzuviel Schreiberarbeit nebenbei verrichtet. Im Besitze der Familie von Winterfeldt sind, als es einmal galt, eine Lanze gegen seine Verleumder einzulegen, ganze zwei Briefe vorgefunden worden!

„Ich verlange die Fama niemals zum Trompeter meiner Aktionen, sondern nur allzeit meinen eigenen Busen zum Richter zu haben," ist ein stolzes Wort dieses edlen Mannes, dessen Bedeutung erst die neuere Geschichtschreibung aus dem Wust eines Jahrhunderts hervorgescharrt hat.

Bezeichnend für die Enge des prinzlichen Charakters ist es, daß Prinz Heinrich noch in späteren Jahren in seinem Park zu Rheinsberg eine Pyramide errichtete, mit 24 Medaillonporträts preußischer Generale und Offiziere, sozusagen ein „Denkmal der Verkannten", Winterfeldt fehlte natürlich darunter.

Aber der König hat unter diesem unbrüderlichen Verhältnis sehr gelitten. Er war die weit feiner besaitete Natur. Später hat er einst seinen Bruder „den einzigen General genannt, der im ganzen Feldzuge keinen Fehler gemacht habe," ein echt friederizianisches Wort, in dem die Ironie glitzert und funkelt.

Es ist etwas wunderbares um die Elastizität des Willens, der in diesem größten der Hohenzollern wohnte. Am Abend des 19. Juni registriert der Graf Henckel von Donnersmarck fleißig „einen von Schmerz und Kummer gebeugten König, den man kaum wiedererkennt," und

wirklich sinkt der von sechsunddreißigstündigem Ritt ermüdete Mann erschöpft auf seinen Strohsack und ist gegen seinen Bruder weich wie ein Kind, — am nächsten Morgen aber schon haben wir ein klassisches köstliches Handbillett desselben Königs an seinen löwenkühnen Schlachtgenossen Moritz von Dessau. Die Majestät glaubte wohl, sie müsse den armen Prinzen aufrichten und schrieb ihm also:

„Das Hertz ist mihr zerrissen, alleine ich bin nicht niedergeschlagen und werde bei der 1.ten gelegenheit Suchen diese Scharte auszuwetzen — adieu, grüßen Sie alle officirs von Meinetwegen."

Ja, der König trug sich sofort wieder mit Angriffsplänen. Er wollte sich mit dem Marschall Keith, der links der Moldau auf Budin marschierte, dort vereinigen und eine neue Schlacht wagen. Aber Keith hatte das feste Lager von Budin vorzeitig aufgegeben, und die Vereinigung seines Heerkörpers mit dem des Königs konnte erst in Leitmeritz erfolgen.

Am selben Tage, an welchem Friedrich in Leitmeritz anlangte und seine Vereinigung mit Keith herbeiführte, verloren zwei Meilen davon, im Engpaß von Wellemin, jene beiden Männer ihr Leben, die so verhängnisvoll auf die Schlacht von Kolin eingewirkt hatten, Manstein und Varenne.

Manstein, der bei Kolin selbst schwer verwundet war, hatte auf dem Rückzug die Deckung eines Verwundetentransportes nach Dresden übernommen, und ihm hatte sich der Flügeladjudant von Varenne mit

eben dahin bestimmten Depeschen des Königs angeschlossen.

Aber schon schwärmte in jener Gegend der flinke Laudon mit seinen flinken Kroaten umher.

Plötzlich sah sich der preußische Transport, der nur hundert Mann Bedeckung, noch dazu ehemalige sächsische unzuverlässige Leute, bei sich hatte, von einem stark überlegenen Kroatentrupp angegriffen. Die Sachsen schossen schlecht und schrieen, ihre Gewehr umgekehrt haltend, bald um Pardon.

Der wütende Manstein aber sprang trotz seiner schweren Verwundung aus dem Wagen, griff zum Degen und verteidigte sich wie ein Rasender, jeden Pardon ablehnend. Als sein Degen zerbrach, riß er einem Panduren das Gewehr aus der Hand und stieß zwei Angreifer mit dem Bajonett nieder. Dann sank der unbeugsame Mann selbst unter den Stößen der erbitterten Kroaten und sühnte so seine Schuld von Kolin mit dem Tode. Dem Flügeladjudanten war es noch gelungen, die wichtigen Papiere zu vernichten; er starb einige Tage später, ebenfalls auf den Tod verwundet, in der Gefangenschaft.

Kaum hatte der König sich von dem schweren Verlust der Koliner Schlacht aufgerichtet und mit hellen spähenden Königsaugen nach neuen Gelegenheiten, die Scharte auszuwetzen, ausgeschaut, als ein neuer Schlag sein tiefes Innenleben schwer erschütterte und seine Blicke von neuem umflorte: der Tod seiner heiß geliebten Mutter.

Am 28. Juni war in Berlin die Königin-Mutter im



Aus Rehtwisch, Leuthen. Verlag von Georg Wigand, Leipzig.

Friedrich der Große am Abend nach der Schlacht von Kolin 18. Juni 1757.

Nach einer Zeichnung von H. Dähling gestochen von Arnold.

Schlosse Monbijou gestorben. Die Prager Siegesbotschaft hatte der Sohn ihr damals vom Schlachtfelde von Prag noch in den stolzen Worten mitgeteilt: „Die Österreicher sind zerstreut wie die Spreu im Winde." Hatte auch die Unglücksbotschaft von Kolin ihre Sterbestunde noch verdüstert? Man weiß es nicht. Sie starb, einundsiebenzig Jahre alt, vermutlich an der Grippe, wenigstens ist in den Berichten der Zeit von einem bösen Husten die Rede, der sich nicht bessern wollte.

Die Trauerkunde traf den König unsäglich schwer, traf ihn unvorbereitet. Wohl hatte der getreue Eichel ihm zunächst nur die Familienbriefe mit rotem Siegel vorgelegt, aber gerade unter diesen fand sich einer, der schon die Todesnachricht enthielt. Das Verhältnis des Königs zu seiner Mutter war stets innig und schön. Bei ihr hatte er in den schwersten Jahren seiner Jugend, wo alles rings um ihn verdunkelt war, Verstehen und Liebe gefunden. Sie ahnte ihres Sohnes Größe und trat in edelmütiger Aufopferung für ihn ein, wenn die väterliche Majestät zürnend an diesem Sohn verzweifelte. Friedrich Wilhelms des Ersten „Fiechen" hatte keine glücklichen Ehejahre gehabt. Die gewaltige erdrückende Willenskraft, die in ihrem Eheherrn und König wohnte, lastete schwer auf ihr und ihren Kindern, und besonders gerade das Verhältnis ihres Lieblingssohnes zum Vater hat dem Mutterherzen die allerschwersten Stunden bereitet.

Später haben Mutter und Sohn allerdings wohl wehmütig erkannt, was er eigentlich war und wollte, dieser Vater, dieser König, dieser grundehrliche prächtige Mann,

an dessen geschichtlicher Gestalt niemand vorbeigehen sollte, ohne tief den Hut zu ziehen.

Die milderen Sitten zugeneigte Lebensauffassung des königlichen Sohnes hatten dann der Mutter in ihrem Witwenstande all den Glanz und die höfische Pracht, die sie unter dem sparsamen Regime des Gemahls schmerzlich entbehrt hatte, reichlich gespendet.

Der treue Eichel machte, wie so viele andere schwere Stunden, auch diese ersten Stunden des Schmerzes um die Mutter mit dem Könige durch. Er schreibt einige Tage später an den Minister Podewils:

„Die Betrübnis seiner königlichen Majestät ist ehegestern und gestern sehr groß und heftig gewesen, hat sich doch aber dadurch in etwas gemindert, da des Königs Majestät in Erwägung genommen, was Dieselbe in gegenwärtigen critischen Umständen Sich, Dero Staat und Armee und Dero höchst getreuen Unterthanen schuldig sind, wodurch dann, und durch die deshalb nothwendig zu machenden Dispositiones, der Chagrin etwas unterbrochen worden, ob es gleich an sehr betrübten Moments und Intervalles nicht fehlet."

In diesen Tagen des Kummers schloß sich Friedrich auch an den britischen Botschafter Mitchell eng an, ein Verhältnis, das sich lange Jahre hindurch erhalten hat, denn dieser Mitchell war ein fein empfindender, rechtschaffener, edler Mann, von Geburt ein Schotte und als solcher durch seine Charakteranlage deutschem Empfinden verwandt.

Dieser Mann begleitete des Königs Person durch

diesen ganzen schweren Krieg, bisweilen sogar bis in den Kugelregen hinein, und seine hinterlassenen Papiere enthalten viele Züge aus Friedrichs Leben.

„Zwei Tage lang," berichtet Mitchell, „hielt der König kein Lever, nur die Prinzen speisten mit ihm. Gestern, den 3. Juli, ließ mich der König nachmittags rufen, es war das erstemal, daß er jemanden empfing, seit die Todesnachricht eingetroffen. Ich hatte die Ehre, mit ihm einige Stunden in seinem Kabinett zu verweilen. Ich muß Ew. Herrlichkeit gestehen, daß es mir sehr nahe ging, ihn so dem Schmerz nachhängen und sich den wärmsten kindlichen Gefühlen hingeben zu sehen. Er gedachte der vielen Verpflichtungen, die er gegen ihre verstorbene Majestät habe, was sie alles gelitten und wie edel sie es getragen habe, wieviel Gutes sie jedermann erzeigt, und daß sein einziger Trost nur der Gedanke sei, daß er sich bestrebt habe, ihr die letzten Jahre angenehm zu machen."

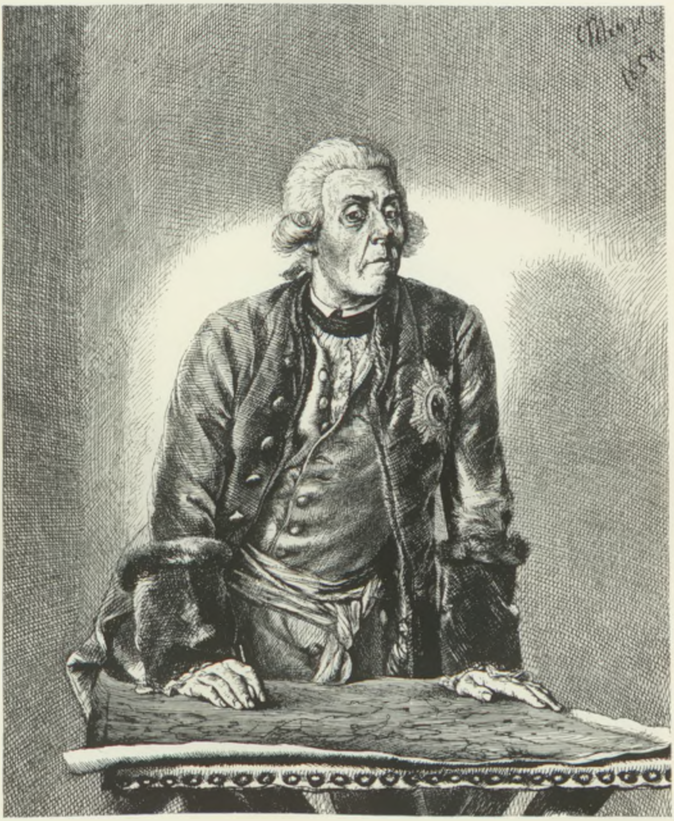
Der König hatte mit dem Gesandten innerhalb der nächsten Wochen noch verschiedene Gespräche solch rein persönlicher Natur. Er schüttete dem trefflichen Schotten seine ganze Seele aus, bekannte, daß er den väterlichen Zorn oft gereizt habe, daß seine Mutter schwer unter seinem gespannten Verhältnis zum Vater gelitten habe, und daß so manches in seiner Jugenderziehung verfehlt sei. Diese Züge, die so rein menschlich sind, denn ein tiefer, rein menschlicher Kummer hat sie uns enthüllt, zeigen deutlich, wie weich es um Friedrichs Seele im Grunde bestellt war.

Was es diesen König gekostet hat, seinem weichen, empfindsamen, mitfühlenden Herzen, das er selbst nur zu gut kannte, die Unbeugsamkeit und Härte abzugewinnen, die des Lebens Notwendigkeit von ihm gebieterisch forderte, das mag Gott wissen.

Die Wahrheit des Satzes, den Jahrzehnte später der erste Napoleon prägte, „die Schwäche der höchsten Gewalt ist das schrecklichste Unglück der Völker," hat der große Preußenkönig schon deutlich erkannt.

„Betrachten Sie," schrieb er, ebenfalls bald nach dem Tode der geliebten Mutter, an Marquis d'Argens, „mich als eine Mauer, in die das Unglück feit zwei Jahren Bresche gelegt hat. Von allen Seiten dringt es auf mich ein. Häusliches Unglück, heimlicher Kummer, öffentliche Unglücksfälle, drohende Kalamitäten, die sich vorbereiten: das ist meine Nahrung, dennoch dürfen Sie nicht denken, daß ich mich unterkriegen lasse. Sollte selbst die Welt untergehen: ich würde mich unter ihren Trümmern begraben lassen mit demselben kalten Blute, mit dem ich Ihnen dies schreibe. Man muß sich in diesen verzweifelten Zeiten mit eisernen Eingeweiden und einem ehernen Herzen wappnen, um alle Empfindsamkeit zu verlieren."

Die stählerne Härte des Königs war also keine solche des Charakters, sondern sie war diktiert von der Notwendigkeit und geschöpft aus philosophischer Selbstzucht. Allerdings wohnte auch gerade in diesem König ein außerordentlich stark entwickeltes Majestätsbewußtsein, vereint mit einer klaren Erkenntnis des eigenen Genies.



Aus Rehtwisch, Leuthen. Verlag von Georg Wigand Leipzig.

Prinz Heinrich von Preußen.

Nach einer Zeichnung von Adolph Menzel.

Der Genius erkennt nur zu bald, wie es mit ihm und den andern, die um ihn sind, steht, wie überlegen und unter Umständen unersetzlich er ist. Unter so einem König Soldat zu sein, war gewiß kein leichtes Brot, das gilt vom gemeinen Manne wie vom hochgestellten General. Der Staat, sein Preußenstaat war diesem König die erste Größe in seinem Pflichtenkreis. Die Armee, die einzige Waffe seine Grenzen zu verteidigen, mußte scharf und schneidend sein oder sie und der Staat würden nicht sein.

Dieser klaren Einsicht ordnete der König alles unter. Von sich selbst verlangte er im Dienst der Armee und des Staats das Höchste, und so durfte er es auch von andern verlangen, gleichgültig, ob Korporal oder General, ob Musketier oder königlicher Prinz. Und wahrlich, schlimm hätte es um den innern Halt der Armee gestanden, wenn ihre Zügel nicht in einer eisernen Hand gelegen hätten. Bei Friedrich galten weder Vetterschaft noch Gönnerschaft, weder hoher Rang noch auch Geburtsvorrechte, mit der einzigen Einschränkung, daß er beim Ersatz des Offizierkorps den Adel bevorzugte, denn „es ist denen Edelleuten anständiger, als Offizier zu dienen, als das selbige auf dem Lande und am Hause die Hühner füttern." Später in der Front allerdings fiel jeder Unterschied weg, und es hat in König Friedrichs Heer mancher bürgerliche Offizier mit Ehren und Auszeichnung gefochten.

Der König hatte eine ganz eigene Art, seine Leute an der Ehre zu packen, und es galt ihm ganz gleich, wer das war. Gestern noch konnte ein General für ein Ver-

dienst, das sich übrigens immer von selbst verstand, allergnädigst belobt werden, um morgen für eine Unterlassungssünde, die sich durchaus nicht von selbst verstand, einen gepfefferten Verweis zu erhalten.

Diese königlichen Verweise sind in ihrer Knappheit und Treffsicherheit einfach klassisch. Selbst die persönlichen Lieblinge des Königs waren niemals sicher davor.

Als der alte Feldmarschall von Keith, den der König hochschätzte, ja, dem er persönlich nahe stand, bei der Belagerung von Prag die Redoute am Strohhof mit einer Besatzung von achtzig Mann bei einem Überfall durch fünfhundert Kroaten verlor, schrieb der König in schneidendem Sarkasmus: er dürfte nach diesem Vorgang wohl erwarten, den Marschall mitsamt seiner ganzen Armee eines guten Tages aufgehoben zu sehn.

„Dies verursachte," notiert Graf Henckel in sein Tagebuch, „dem Marschall großen Kummer; wer aber sonst nichts weiter zu beißen und zu brechen hat, als was ihm der Degen einbringt, muß seinen Ärger wohl in sich fressen."

Nun, der alte prächtige Marschall, der für seinen König bei Hochkirch so tapfer zu sterben wußte, vermochte auch ein königliches Wort, selbst wenns zu scharf war, hinzunehmen, wie sichs für den Soldaten gehört, ohne, wie Graf Henckel und sein Anhang, insgeheim wider den Stachel zu löcken.

Schlimmer gings manchmal noch dem tapferen Moritz von Dessau. Als der Prinz im August des Jahres

bei Cotta stand, um Dresden gegen Laudon zu decken, erbat er vom König Verhaltungsbefehle.

Unwirsch entgegnete Friedrich: „Ich kan mich ohnmöglich mit alle Ihre Schreiberei abgeben, ich bin nicht hier zum Schreiben, Sie müssen Pirna und Dresden souteniren, damit guht, komt ihnen was zu Nahe, So gehen Sie die leute auf den Hals und prügeln Sie ihnen das Leder fol."

Als Moritz das aber leider nicht tat (vielleicht war Laudon zu stark), wurde der König sackgrob: „Ich hatte mir nicht eingebildet, daß nach meinem expressen befel Cotta nicht zu verlassen, Sie doch Allda weck marschiret weren, Laudon hat man kaum 2500 Man, ich bin gar nicht mit ihrer Conduite zufriden, gehen Sie die Schurken auf den Hals und agiren offensive oder unsere Freundschaft hört auf, hier ist keine Complesance vohr den printzen Sondern der General mus Seine Schuldigkeit thun Sonsten hört alles auf. Wo ist die Ehre der Preußen! Vor 2500 Man laufen ein general von der Infanterie mit 14 bataillons und 20 escadrons zurücke, wan ihr Vater (der alte Dessauer) dießes im Grabe hörte So würde er sich umkehren."

So etwas bekam Moritz zu hören, und war doch kaum ein tapferer Degen im ganzen Heer als dieser Prinz.

Der König schonte hier keinen. Wie eine Art Dogma mutet der knappe Satz an: Hier ist keine Complesance vohr den printzen Sondern der General mus Seine Schuldigkeit thun Sonsten hört alles auf.

So versteht man auch das tragische Geschick des

Prinzen von Preußen, August Wilhelms, des präsumtiven Thronfolgers und Stammvaters des heutigen preußischen Königshauses. Ein scharfes Licht auf die Stimmung des Prinzen gegen den König wirft eine Notiz, die sich im Tagebuche des Grafen Henckel um jene Zeit findet:

„Ich hatte die Ehre, den Prinzen von Preußen nach Reick zu begleiten, wo derselbe beim Prinzen Heinrich speisen wollte. Unterwegs sprachen Sr. Kgl. Hoheit sehr offenherzig und versicherten mir, daß ihr Entschluß gefaßt sei, im Falle der König nach einem schmachvollen Frieden sterben sollte. Dann würde er die Krone niemals annehmen, alle Anstalten treffen dem herabgekommenen Staate aufzuhelfen, seine Rechte seinem Sohne übertragen und als Privatmann leben. Der gnädigste Herr schienen sehr betrübt zu sein, sei es nun über die traurige Aussicht, die er hatte, oder über seine Stellung bei der Armee, die in der eines Volontärs bestand und durchaus nicht für den präsumtiven Thronerben und einen Offizier paßte, der sich vorbereitet hatte, eine hohe militärische Stellung mit Ehren einzunehmen. Er hatte die Gnade, mit mir über die mutmaßlichen Unternehmungen des Feindes und über unsere eigenen zu sprechen."

Mehr noch sagt eine zweite Eintragung, die der Graf vornahm, nachdem er an der Seite des Prinzen einen Rekognoszierungsritt, dem der König seinen Bruder attachierte, mitgemacht hatte; sie ist noch bezeichnender:

„Der Prinz von Preußen war sehr beleidigt, sich zu

einer solchen Expedition verwendet zu sehen, während andere Generale Korpskommandanten waren. Sein Mißvergnügen stieg täglich bei den schlechten Nachrichten, welche von allen Seiten ankamen, besonders als man erfuhr, daß die Franzosen bereits in Cleve wären. Keiner hatte in diesem Kriege auch mehr zu verlieren, als der präsumtive Thronerbe, der sich schon um eine schöne Erbschaft gebracht und bereits nicht als mächtiger und gefürchteter König, sondern als kleiner Brandenburger Kurfürst sah."

Diese Aufzeichnungen beleuchten das Verhältnis des Prinzen August Wilhelm zu seinem königlichen Bruder sehr scharf. Sie zeigen, daß der Prinz ganz auf seiten der Oppositionspartei stand. In der Tat wurde August Wilhelm ganz und gar vom Einfluß seines jüngeren, aber geistig viel bedeutenderen Bruders Heinrich beherrscht. Aber was der kluge und kalte Heinrich vorsichtig verschwieg, sprudelte der liebenswürdige August Wilhelm, der sein Herz in der Hand trug, gegen jeden, der es wissen wollte, heraus. Er war in dieser Hinsicht sozusagen das enfant terrible des Lagers, obgleich ein so liebenswürdiges enfant terrible im persönlichen Umgang, daß niemand ihm gram sein konnte, auch der König nicht, gegen den sich doch die Spitze seiner unbedachten Reden richtete.

Aber Friedrich kannte seine Brüder zu gut und wußte genau, daß sie den Kern der Oppositionspartei im Lager bildeten. Er hat es schweigend, oder nur mit leiser Abwehr geduldet, solange nur seine Person in Frage

kam. In den Gang der Dinge einzugreifen, waren die Prinzen ja doch machtlos. Der König hatte sich über die Prinzen seine eigene Meinung gebildet: sie waren für ihn unbefriedigte Existenzen, die, da sie keinen Einfluß auf die Herrschgewalt haben durften, sich anderswo irgend einen Einfluß zu sichern bemüht waren. Diesem letzteren die schädlichen Auswüchse zu beschneiden, war des Königs Pflicht, und er übte sie streng, im übrigen aber ließ er sie gewähren.

Wo aber das Interesse der Armee und des ganzen Staates in Frage kam, trat an Stelle des Bruders der König, unerbittlich und unbeugsam —, wie die Parteigänger des Prinzen zu sagen pflegten: hart und grausam.

August Wilhelm war zehn Jahre jünger als der König. Als der furchtbare Konflikt zwischen Vater und Sohn auf der Höhe stand, hatte Friedrich Wilhelm der Erste sich mit dem Gedanken getragen, statt des Kronprinzen Friedrich seinen Lieblingssohn August Wilhelm zum Thronerben zu erklären. Später, als König Friedrichs Ehe kinderlos blieb, verlieh dieser anno 1744 seinem Bruder den Thronfolgertitel „Prinz von Preußen", der damals zum erstenmal in Anwendung kam.

Die Gemahlin des Prinzen, Louise Amalie von Braunschweig-Bevern, war eine jüngere Schwester der Königin. Das Verhältnis der Brüder war wohl durch innere Familienvorfälle wiederholt getrübt worden, besonders damals, als der Prinz, in heißer Liebe zu einem Hoffräulein entbrannt, von seiner Frau geschieden werden wollte und der König sich endlich genötigt sah, streng

einzugreifen. Aber die Trübungen im Zusammenleben der Brüder verzogen sich stets wieder, und das ist vor allen Dingen dem König zu verdanken, der diesem Bruder eine große Nachgiebigkeit zeigte, ja, man darf sagen: Friedrich hat diesen Bruder aufrichtig geliebt.

Noch im Jahre 1752 widmete Friedrich dem Prinzen August Wilhelm seine „Geschichte des brandenburgischen Hauses“ mit einem Zueignungsbrief, der deutlich des Königs brüderliche Sympathien zeigt. Ohne Einschränkung erkannte der König in dieser Zueignung des Prinzen persönliche Vorzüge und militärischen Verdienste an.

In letzterer Hinsicht glaubte der König während der beiden ersten schlesischen Kriege, die der Prinz im Hauptquartier des Königs mitgemacht hatte, bei August Wilhelm Eigenschaften entdeckt zu haben, die zu großen Hoffnungen berechtigten. Er hatte wiederholt ein gutes militärisches Urteil bewiesen, und seine persönliche Tapferkeit hatte sich glänzend bewährt.

Der Gesandte des damals mit Preußen verbündeten Königlichen Frankreich, Marquis de Valory, der Friedrich ins Feld begleitete, schreibt nach der Schlacht von Hohenfriedberg: „Ich bin der Tapferkeit des Prinzen von Preußen, der an der Spitze seiner Brigade focht, das Zeugnis meiner Bewunderung schuldig. Als ich nämlich dem Prinzen mein Erstaunen über die Art, womit er seine Person den Gefahren aussetzte, zu erkennen gab, erwiderte mir derselbe: „Monsieur, ich glaubte, ich mußte den braven Leuten, die ich befehligte, zeigen, daß ich nicht unwürdig sei, in ihrer Gesellschaft zu fechten.“

Wohl mögen solche Züge in dem königlichen Herzen Hoffnungen erweckt haben, wie es nur zu natürlich war, denn dieser Bruder war der nächste zur Krone, seine Hand sollte einst das Steuer des Preußenstaates lenken, wenn Friedrich nicht mehr war.

Ja, des Königs gute Meinung von den Fähigkeiten seines Bruders ging so weit, daß er ihn bereits für das Kommando der hannoverschen Armee ins Auge gefaßt hatte und zum englischen Gesandten sagte: „Er hat viel gesehen und obendrein Proben in unserm Handwerk gegeben, und ich glaube, daß er jedenfalls für dies oder sogar ein größeres Kommando befähigt ist."

Dennoch mußten inzwischen Umstände eingetreten sein, die des Königs Meinung geändert hatten, denn er zögerte lange, bevor er dem Bruder das so sehnlichst erwünschte selbständige Kommando anvertraute. Es ist wohl anzunehmen, daß manche Äußerungen des Kleinmutes und der Schwarzseherei dem König zu Ohren kamen, die ihn wiederum an der Entschlußkraft des Prinzen, der ersten Tugend eines selbständigen Heerführers, zweifeln ließen.

Endlich aber siegte im König das brüderliche Vertrauen. Er hoffte, daß der Prinz, vor eine ernste Aufgabe gestellt, auch die ganze kriegerische Tüchtigkeit beweisen werde, die im Geschlechte der Hohenzollern so viele Vertreter hat, und bestimmte ihn für das Oberkommando der schlesischen Armee, die Schlesien und die Lausitz decken sollte. Diese Armee war an der Zahl ebenso stark wie die des Königs, ungefähr 32 000 Mann. Der

Prinz begab sich also anfangs Juli nach Jungbunzlau, um Prinz Moritz von Dessau abzulösen. Unter ihm kommandierte ein Stab bewährter Generale: Der vorsichtige und taktisch gewandte Herzog von Bevern, die Generalleutnants von Lestwitz und von Schulz, die Generalmajors Fürst Wied, von Manteuffel, von Hannaker, von Rebentisch, von Kleist, von Puttkammer und Prinz Franz von Braunschweig. Bei der Kavallerie kommandierte Prinz Schönaich und die Generalmajors von Krokow, Prinz Eugen von Württemberg, von Normann, der die brillante Attacke von Kolin geritten hatte und der treffliche Meineke, der sich mit seinen Dragonern am Abend von Kolin in letzter Stunde siebenmal dem vordringenden österreichischen linken Flügel entgegen geworfen hatte. Diese Männer waren sämtlich tapfer und erprobt, zum Teil unter den Waffen ergraut, ein Offizierkorps, das von der starken Hand eines Feldherrn geleitet, wohl tüchtiges zu leisten vermocht hätte.

Der Prinz bat sich vom König als Begleiter noch den jüngeren Grafen Schmettau aus, auf den er große Stücke hielt und den der Lagerwitz bereits „das militärische Wörterbuch“ des Prinzen nannte. Der König aber ließ auf jeden Fall auch noch den Generalleutnant von Winterfeldt mitreiten, seinen Vertrauensmann, um seinerseits alles zu tun, was er für die Sicherheit des prinzlichen Unternehmens tun konnte.

Inzwischen hatten sich Prinz Karl von Lothringen und Feldmarschall Daun vereinigt, diese beiden alten Waffengenossen, die anno 1739 bei Krozka Schulter

an Schulter gegen die Türken gefochten hatten. Mit der Freundschaft der beiden war es allerdings nicht weit her, und wie konnte das auch sein, wenn der Besiegte von Prag an erster, der Sieger von Kolin an zweiter Stelle kommandierte!

In Wien bestand längst eine heftige Strömung gegen den Lothringer. Kaunitz hatte schon vorgeschlagen, dem Prinzen Karl das Kommando der Reichsarmee, die sich allmählich sammelte, zu übergeben und Daun die Alleinherrschaft beim schlesischen Heer. Aber so hoch Maria Theresia den ersten Großkreuzritter ihres neuen, schönen Theresienordens auch einschätzte, sie wollte dennoch ihrem „einzigen Schwager" nicht weh tun, und es blieb alles beim alten.

Jedenfalls herrschte beim österreichischen Oberkommando seit der Schlacht von Kolin ein unbegreiflicher Schlendrian. Die Früchte, die man nach der preußischen Schlappe von Kolin hätte pflücken können, blieben ungepflückt. Auch nachdem die Vereinigung der siegreichen Armee von Kolin mit der geschlagenen von Prag erfolgt war, kam auf der österreichischen Seite die Sache nicht in Schwung. Wenn Prinz Karl und seine Leute „hott" sagten, sagte Daun und sein Anhang sicher „hüh".

Dies unentschlossene und zögernde Handeln in einer günstigen Lage, wo nach Meinung aller Kriegsverständigen die Feldherrn des Erzhauses das Spiel auf dem Daumen hatten, erregte die höchste Unzufriedenheit der französischen Berater. Aber die kamen schön an. General Courten berichtete entrüstet nach Versailles:

„Die letzten glücklichen Erfolge haben die Leute hier auf eine erstaunliche Weise aufgeblasen. Gott mag es fügen, daß sie wieder einige Schläge bekommen, und so gebeugt und gedemütigt werden, wie sie es vor zwei Monaten waren. Uns aber mag der Himmel davor bewahren, daß wir jemals ihrer Hilfe bedürfen, denn sie würden uns ihre Hilfe teuer verkaufen. Das sind hier sehr hochmütige Leute, denen gegenüber man sich nicht bescheiden muß, sonst gehen sie einem zu Leibe. Kaunitz nimmt, wenn er vom König von Frankreich spricht, einen Ton an, den niemand dulden darf."

Wahrlich, fromme Wünsche von seiten der treuen Bundesgenossen von jenseit des Rheins. Es hoffte eben jeder der Verbündeten, daß sein Partner die Kastanien aus dem Feuer holen sollte, — wenn das Feuer nur nicht so heiß gewesen wäre! Allerdings: wenn die österreichische Armee den König ausreichend beschäftigte, konnte die französische ruhig billige Lorbeeren pflücken.

Der General Graf Montazet war sozusagen der von Frankreich bestellte Treiber der österreichischen Feldherrn. Aber wenn der eine sich vorn an den Wagen, der andere sich hinten anspannte, was konnte da das heiße Bemühen eines Montazet ausrichten?

„Was wollen Sie, daß ich tun soll?" raunzte der hitzige Prinz schließlich seinen Dränger an, „Sie sehen es ja, daß der Feldmarschall nichts tun will, und ich, ich werde mich hüten, Verantwortlichkeit auf mich zu nehmen!"

Der Prinz von Preußen hatte die Aufgabe, Schlesien

zu decken, der Armee die Plätze Gabel und Zittau, wo große Vorräte lagen, zu erhalten, und gleichzeitig dennoch nicht die Verbindung mit dem Könige zu verlieren, um für den Fall, daß die österreichische vereinigte Macht sich gegen die königliche Armee wenden würde, zur Unterstützung herbeieilen zu können.

Diese Aufgabe war ohne Frage schwierig, — unlösbar war sie nicht. Der König rechnete auch zunächst bestimmt darauf, daß er selbst angegriffen werde. Nun aber rückte das ganze feindliche Heer plötzlich gegen den Prinzen vor, und zwar mit mehr Eilfertigkeit, als die bisherige Unentschlossenheit des österreichischen Oberkommandos vermuten ließ. Schon umschwärmten flinke Kroatentrupps unter dem energisch vordringenden Nadasdy Jungbunzlau, und das Gros stand nur noch einen Tagesmarsch von des Prinzen Front.

Der Prinz glaubte der Übermacht weichen zu müssen und zog sich auf Neuschloß zurück. Hier stand er kaum fünf Meilen von Leitmeritz, dem Hauptquartier des Königs, entfernt. Aber die Verpflegung seiner Truppen war schwierig, er mußte die Lebensmittel aus Zittau heranziehen. Ein Kriegsrat, den er berief, hielt es für richtiger, nach Böhmisch-Leipa zurückzugehen, von wo aus es wesentlich leichter war, die über Gabel nach Zittau führende Heerstraße zu decken. Auf dieser Straße marschierte das österreichische Hauptheer gegen Zittau vor. Hätte sich der Prinz ihnen hier entschlossen in den Weg gestellt, so hätten der Lothringer und Daun vermutlich Halt gemacht und sich zunächst erst einmal die unent-



Aus Rehtwisch, Leuthen. Verlag von Georg Wigand, Leipzig.

Königin Sophie-Dorothea von Preußen.

Mutter Friedrichs des Großen.

Nach einem Gemälde von Ant. Pesne gestochen von Jakob Houbraken.

behrlichen Instruktionen vom grünen Tisch in Wien eingeholt.

Aber der Prinz handelte ebenso unentschlossen, wie es das österreichische Hauptquartier zu tun pflegte. Er ging fortwährend den König um Instruktionen an, die dieser ihm doch gar nicht geben konnte. Was sollten wohl Befehle von seiten des Königs nützen, da sich des Prinzen Lage von Stunde zu Stunde ändern konnte!

„Wenn Sie sich noch ferner zurückziehen, so werden Sie sich in Monatsfrist an die Tore von Berlin gelehnt finden," schrieb Friedrich bitter nach Böhmisch-Leipa.

Natürlich machte des Königs Unwillen den Prinzen noch unsicherer. Bald hörte er auf diesen, bald auf jenen General, am meisten auf den Grafen Schmettau, „sein militärisches Wörterbuch". Generalleutnant von Winterfeldt drang mit seinem Rat nur zu oft nicht durch, denn eine ganze Reihe der übrigen Generale waren insgeheim seine Widersacher. Seine Stellung bei der Armee des Prinzen war überhaupt sehr schwierig und undankbar.

Über all dem Kriegsrathalten und der Unentschlossenheit, die daraus entsprang, kam es schließlich dahin, daß der Prinz mit seinen Truppen neun Tage lang in Böhmisch-Leipa stand, ohne etwas zu unternehmen.

So konnte sich die Armee des Erzhauses, flankiert von Schwärmen leichter Truppen, ungehindert an der prinzlichen Armee vorüberschieben, und am 14. Juli marschierte das Gros bereits durch Niemes, kaum zwei Stunden am Lager des Prinzen vorbei.

Am selben Abend noch wurde der General von Puttkammer, der von Zittau einen Brottransport herbeibringen sollte, von den österreichischen Vortruppen abgeschnitten und bei Gabel angegriffen. Man hörte in Böhmisch-Leipa deutlich den Kanonendonner. Bald sprengten auch keuchend und schweißbedeckt Husaren herein, um Unterstützung für Puttkammer herbeizurufen: der General könne sich nur noch wenige Stunden halten. Im Sinne des Königs konnte es jetzt nur einen Weg für den Prinzen geben: sofort auf den Kanonendonner loszumarschieren, Puttkammer zu entsetzen, Gabel aufs äußerste zu verteidigen und sich schließlich, der Übermacht weichend, auf Zittau zurückziehen.

Hier zeigte der Prinz wieder einmal die richtigste Einsicht, zeigte, daß er im Grunde einen sicheren militärischen Blick besaß und die Sache zehnmal besser verstand, als die meisten der Generale, die er bei sich hatte. Er wollte unverzüglich marschieren. Bei einem Eilmarsch hätten schon innerhalb drei Stunden die ersten Bataillone und noch früher eine Anzahl Schwadronen zu Puttkammer stoßen können und alles wäre gut geworden. Aber leider traute er sich wieder zuwenig zu, berief wiederum einen Kriegsrat, und nun erfolgte natürlich ein Einwand gegen den Entschluß des Prinzen dem andern

Winterfeldt war auf einer Rekognoszierung und fehlte im Kriegsrat. Als er spät abends ins Lager kam, war er so erschöpft — die schwere Halswunde von Prag machte ihm noch sehr zu schaffen –, daß er sich niederlegen mußte. Kurz, das Ergebnis eines stundenlangen Kriegs-

rats, über den die wichtigste Zeit zur Rettung Puttkammers und seines Convois verging, war schließlich: Rückzug durch das Gebirge über Kamnitz und Rumburg, — so ungefähr der schlimmste Entschluß, der gefaßt werden konnte.

Auf schlechten Wegen, auf schwierigen Pfaden, durch Engpässe und über Gebirgskämme, in einem weiten Bogen nach links der feindlichen Armee ausweichend, ging der Rückzug des entmutigten preußischen Heeres gen Zittau vor sich. Fortwährend von Kroaten und Panduren umschwärmt, wie von einem bösartigen Hornissenschwarm, stolperte das arme Fußvolk auf holprigen Wegen dahin. Die Reiterei mußte vielfach absitzen und ihre Gäule am Zügel führen. Wasser für Menschen und Pferde gab es wenig, die Brunnen waren in der heißen Jahreszeit ausgetrocknet. Die Pferde vor den Bagage- und Munitionswagen brachen zusammen. Man mußte in den Dörfern mühsam Bauern pressen, daß sie Vorspannpferde hergaben; aber wenn dann der Marsch von neuem losging, und plötzlich aus den Gebüschen tückische Kroaten knallten, schnitten die geängstigten Fuhrleute die Stränge los und jagten davon. So ging ein großer Teil des Fuhrparks verloren, darunter die sehr wichtigen Pontons.

Dazu fehlte es an Nahrungsmitteln, denn Puttkammer, der Brot aus Zittau holen sollte, war ja nicht ans Ziel gekommen. Er hatte sich nach zweitägiger tapferer Gegenwehr der Übermacht ergeben müssen.

Kein Wunder, daß unter so schwierigen Umständen die

Desertion unzuverlässiger Mannschaften überhand nahm. Prinz Karl von Lothringen berichtet am 23. Juli vergnügt an den Kaiser, daß innerhalb dreier Tage über tausend preußische Deserteure ins österreichische Lager kamen.

Unter solchen Umständen war gar nicht daran zu denken, daß täglich viel mehr als eine Meile zurückgelegt wurde. Als der Prinz nach sechs unendlich mühseligen Tagen in einem Bogen von Norden gegen Zittau heranrückte, mit einem Heer kaum zwanzigtausend Mann stark und in bedenklicher Auflösung, fand er die Höhen jenseits Zittau von der gesamten österreichischen Armee vierfach so stark besetzt.

In Zittau kommandierte Oberst Diereke über eine Garnison von fünf Bataillonen. Der tapfere Mann hatte natürlich die Übergabe abgelehnt, denn Zittau war der Brotschrank der preußischen Armee. Als nun der Lothringer von seinen Höhen die Preußen heranziehen sah, ließ er unverzüglich Brandkugeln nach Zittau hineinwerfen, und die schuldlose gewerbfleißige Stadt ging in Flammen auf. Wohl versuchte der Prinz von Preußen noch einen Teil der Vorräte herauszuholen, aber es war keine Menschenmöglichkeit mehr durch die Flammen durchzudringen. Ja, als der Oberst Diereke seine Bataillone in guter Ordnung herausführen wollte, wurde er bereits von einem österreichischen Regimente angegriffen und geriet, durch eine zusammenstürzende brennende Balkenlage von seinen Leuten getrennt, in Gefangenschaft. Die Besatzung aber entkam und führte noch einen Teil des Mundvorrates mit hinaus.



Aus Rehtwisch, Leuthen. Verlag von Georg Wigand, Leipzig.

August Wilhelm, Prinz von Preußen.

Nach einer Zeichnung und Stich von J. E. Nilson.

Maria Theresia war über diese Affäre von Zittau ungnädig. „Wir haben Zittau, aber fast ganz niedergebrannt und ohne die Besatzung, die mit Kanonen, Proviant, Wagen und Mundvorrat für vier Tage für die ganze Armee vor unserer Nase davongezogen ist, für uns weder angenehm noch ehrenvoll. Der Feind steht mit nur vierundzwanzigtausend Mann vor unserer Nase, und wir mit unseren achtzigtausend können ihm nichts anhaben. Man muß das Folgende abwarten," schrieb sie ärgerlich an den Grafen Sylva. Für die arme verbrannte Stadt aber stiftete die mitleidige Kaiserliche Frau die Summe von fünfzigtausend Gulden.

Zwei Tage lang stand die preußische Armee der österreichischen regungslos gegenüber. An einen Angriff konnte der Prinz von Preußen natürlich nicht denken, denn er wäre an der vierfach starken Menschenmauer auf den Höhen jenseits Zittau einfach zerschellt.

Aber auch das Oberkommando des kaiserlichen Heeres dachte nicht an einen Angriff, obgleich ein solcher auf die von sechstägigem Gebirgsmarsch ermattete, durch Desertion, Krankheit und Entbehrung geschwächte preußische Armee unbedingt zum Zusammenbruch derselben geführt haben würde.

„Noch hat der Feind respect vor unß und traut sich nicht. Sie haben bei Zittau drei Nächte unsertwegen im Gewehr gestanden mit der gantzen Armée," schrieb Winterfeldt stolz an seinen König.

Ja, die kaiserlichen Feldherrn nahmen es nicht einmal über sich, die Verfolgung der abziehenden preußischen

Armee vorzunehmen, obgleich Kaiser Franz von Wien aus fortwährend darauf drängte, daß Prinz Karl und Daun einen Vernichtungsschlag gegen das geschwächte Heer des preußischen Prinzen unternehmen sollten. In seinem höchst originellen Französisch, das er kurzerhand ebenso schreibt, wie er es ausspricht, treibt der kaiserliche Kaufmann seinen Bruder wie folgt an:

„Nous devon ne pas pance a la conquet de pei Met seulement NB NB, a la destruquesion de son arme, care ci on peut lay Ruine cella les pei nous vien dron deux meme.“

„Wir müssen nicht an die Eroberung von Land denken sondern allein — notabene! — an die Zerstörung seiner Armee, denn wenn man ihm diese ruiniren kann, werden uns die Länder von selbst kommen.“

Aber Karl und Daun mußten wohl in diesem Falle der Ansicht sein, daß Vorsicht das bessere Teil der Tapferkeit sei, denn sie ließen die Preußen unbehelligt ziehen.

Eine harte Verfolgung — das hat der Prinz von Preußen selbst zugestanden — wäre der völlige Ruin seiner Armee gewesen.

Winterfeldt erkannte nur zu deutlich, wie die Sachen im Hauptquartier des Prinzen lagen. Das Billett, das er endlich an den König schrieb, ist ihm sicherlich schwer genug geworden. Aber seine Soldatenpflicht zwang ihm schließlich die Feder in die Hand.

„Ew. Königliche Majestät,“ schrieb er, „haben die einzige Gnade und machen bald eine Änderung bey dem hiesigen Corps, oder kommen bald zu uns. Es

erfordert meine Pflicht, darum zu bitten. Bey alledem Kriegs=Rath halten kommet nichts heraus, sondern es muß einer mit resolution commandiren, so ist noch alles zu redressiren."

Der König hatte zwar längst eingesehen, daß es so nicht weiter ging, — daß es allerdings so schlimm kommen würde, wie es gekommen war, hatte er dennoch kaum erwartet.

„Ich begreife gar nicht," sagte er kopfschüttelnd zum Prinzen Heinrich, „daß er nicht endlich müde geworden ist, mich mit seinem Gesuch um das Kommando der Armee zu behelligen, da ich denen, die sein Gesuch unterstützten, ja oft genug reinen Wein eingeschenkt habe."

Und ein anderes Mal noch schärfer:

„Ich will rein von der Leber weg sprechen: Ich habe meinen Bruder lieb, aber zum Kommandieren ist er nicht geschaffen."

An August Wilhelm selbst schrieb er empört über die vielen halben und verkehrten Maßregeln und das widerstandslose Zurückgehen:

„Sie folgen furchtsamen Ratschlägen, die Sie, den Staat und mich verderben werden. Alle diese schlechten Manöver kommen nur von Schmettaus Rat her, der immer alles schwarz sieht; ich wünschte, der Teufel hätte mich lieber geholt, als daß ich Ihnen gerade den mitgegeben hätte."

Der König war über die Vorgänge in der prinzlichen Armee aufs äußerste erbittert. Er war nun gezwungen, seine Stellung bei Leitmeritz, durch die er Sachsen ge=

deckt hatte, aufzugeben, um in Schlesien noch das zu retten, was zu retten war. Als er von Leitmeritz aufbrach, sagte er beißend:

„Wenn ich mich nicht beeile, werde ich meinen Bruder nicht mehr antreffen, sie werden bis nach Berlin laufen."

Der König marschierte auf Bautzen. Dort wollte er sich mit der Armee des Bruders vereinigen. Der persönlichen Zusammenkunft ging noch ein scharfer Briefwechsel voraus, der den königlichen Zorn deutlich zeigte. Das heiße Hohenzollernblut wallte und kochte in Friedrich.

„Sie wissen nicht, was Sie wollen, noch was Sie tun. Sie werden stets nur ein erbärmlicher General sein, kommandieren Sie einen Harem, wohlan; aber so lange ich lebe, werde ich Ihnen nicht das Kommando über zehn Mann mehr anvertrauen. Wenn ich tot sein werde, so mögen Sie alle Dummheiten machen, die Sie wollen, aber solange ich lebe, sollen Sie den Staat dadurch nicht mehr schädigen."

Das waren gewiß harte Worte, aber der König zürnte schwer. W i e schwer, sollte erst jene Stunde bei Bautzen zeigen, als die beiden Brüder zusammentrafen.

„Da sah man die Prinzen und die Generale zittern, sie hätten sicher vorgezogen, eine Bresche zu stürmen, als jetzt vor den König zu treten," berichtet ein Augenzeuge.

Dies Gericht über den eigenen Bruder ist und bleibt in Friedrichs Geschichte einer der wuchtigsten Momente. Denn dieser Bruder, der da klopfenden Herzens bedrückt vor ihm hielt, war der Sohn seiner vielgeliebten Mutter.



Originalaufnahme zu Rehtwisch, Leuthen.

Verlag von Georg Wigand, Leipzig.

Groß Heidau vom Schönberge aus.

Das Dorf liegt direkt an der Heerstraße Neumarkt-Deutsch Lissa, ungefähr 2 Kilometer westlich Frobelwitz. Die Vorhut des Grafen Nostitz wurde mit solcher Wucht durch Groß Heidau auf die österreichische Stellung zurückgeworfen, daß die verfolgenden preußischen Husaren sogar bis an die Linie des rechten Flügels vorpreschten, ein Grund für Graf Lucchesi zu glauben, daß er zuerst angegriffen würde. Nach der großen Rechtsschwenkung der österreichischen Armee am Nachmittag stellte sich Graf Lucchesi am östlichen Ausgang des Dorfes südlich der Landstraße auf.

Die Majestät des Königs, die in Friedrich wohnte, wächst hier für das Empfinden der Staubgeborenen weit über Menschliches hinaus.

Aber gerade diese Stunde läßt auch die innere Größe Friedrichs ahnen, da er den Bruder vergessen konnte, um nur König zu sein, hier galten der Prinz von Preußen, der erste Mann im Staate nach dem Monarchen, und seine Generale dem König nicht mehr als namenlose Grenadiere und Musketiere. Hier zeigte sich in blitzartigem Leuchten die Herrschgewalt dieses einzigen Mannes, der gewaltige Wille, der eisern sein ganzes Kriegsheer vom ersten General bis zum letzten Troßknecht zur äußersten Pflichterfüllung zwang. —

In früher Morgenstunde des 29. Juli 1757 ritt der König mit zwei Reiterregimentern in das Lager von Bautzen ein. Der Prinz mit seinem Stabe ritt ihm entgegen. Auf ungefähr dreihundert Schritt Entfernung hielt der König sein Pferd an und der Prinz und sein Gefolge taten, ehrerbietig grüßend, dasselbe. Aber der König wandte sein Pferd, machte sich mit den Fourieren, die das Lager abstecken sollten, zu schaffen und beachtete die Herren da drüben, die getroffen und gedemütigt im Sattel saßen, gar nicht. Diesen Empfang hatten sie trotz aller bangen Vorahnung nicht erwartet.

Endlich brachte es der Prinz über sich, zum König zu reiten und seine Meldung vorzubringen, aber die erzürnte Majestät hob nur kurz den Hut, entgegnete kein Wort. Da wagte der Prinz nichts mehr zu hoffen und ritt zu seinem Gefolge zurück.

Aber es kam noch schlimmer. Der König hatte sich mit den Generalen von Winterfeldt und von der Goltz am Wegrand niedergelassen und beriet sich mit ihnen. Dann sandte er Goltz zum Prinzen mit einem Auftrag, der nach des Grafen Schmettau Bericht folgenden Wortlaut hatte und von Goltz in ernstem, amtlichem Tone verlesen wurde:

„Se. Majestät lassen Ew. Königl. Hoheit sagen, daß Sie sehr unzufrieden mit Ihnen zu sein, Ursache hätten; Sie verdienten, daß über Ihr Betragen ein Kriegsrecht gehalten würde, wo alsdann Sie und alle Ihre bei sich habenden Generale die Köpfe verlieren müßten; jedoch wollten Se. Majestät die Sache nicht so weit treiben, weil Sie im General auch den Bruder nicht vergessen würden."

Prinz August Wilhelm war über diesen Vorgang aufs tiefste erbittert, und in seinem Groll fand er nicht den richtigen Weg zurück zum Herzen seines Bruders. Er versteifte sich vielmehr auf sein vermeintliches Recht und wollte sich und andern gegenüber nicht zugeben, daß unter seinem Kommando denn doch zweifellos die bedenklichsten und schwersten Fehler begangen worden waren. Der Brief, den er aus Bautzen, wohin er sich am selben Tage begab, an den König richtete, schmeckt bedenklich nach Trotz.

Bautzen, den 30. Juli 1757.

Mein lieber Bruder, — die Briefe, so Ihr mir geschrieben, und die Art, womit Ihr mich gestern aufgenommen, zeigen mir genugsam, daß ich nach

Eurer Meinung Ehre und Reputation verloren. Dies betrübt mich, es schlägt mich aber gar nicht nieder, weil ich mir nicht den geringsten Vorwurf zu machen habe. Ich bin vollkommen überzeugt, daß ich nicht nach meiner Kaprice gehandelt, ich habe nicht dem Rate solcher gefolgt, so unvermögend wären einen guten zu geben; sondern ich habe dasjenige getan, was ich zum Besten der Armee habe für nötig gehalten. Alle Eure Generals werden mir diese Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Ich sehe vor unnütz, Euch zu bitten, meine Aufführung untersuchen zu lassen: Dieses würde eine Gnade sein, so Ihr mir tätet, also kann ich mich dessen nicht getrösten. Meine Gesundheit ist durch die Fatiguen, noch mehr aber durch den Verdruß geschwächt worden. Ich habe mich in die Stadt logiert, um mich wieder zu erholen.

Den Herzog von Bevern habe gebeten, Euch die Rapports von der Armee zu machen. Seid versichert, mein lieber Bruder, daß ungeachtet der unverdienten Unglücksfälle, so mich überhäufen, ich niemals in meinem Leben aufhören werde, dem Staat ergeben zu sein, und als ein treues Mitglied desselben wird meine Freude vollkommen sein, wenn ich den glücklichen Ausgang Eurer Unternehmung erfahre. Ich habe die Ehre zu sein August Wilhelm.

Die Antwort des Königs dagegen ist würdig und hoheitsvoll, wenngleich nicht ohne Wermut.

Lager bei Bautzen 30. Juli 1757.

Mein lieber Bruder, — Ihr habt durch Eure üble Aufführung meine Sachen in verzweifelte Umstände versetzt. Es ist nicht der Feind, sondern Eure üblen Maßregeln, welche mir allen Schaden zufügen. Meine Generals sind gar nicht zu entschuldigen, entweder weil sie Euch übel geraten haben oder doch zugegeben, daß Ihr so üble Entschließungen genommen. Eure Ohren sind nur gewohnt die Reden der Schmeichler zu hören: Daun hat Euch nicht geschmeichelt, und Ihr sehet die Folgen davon. Vor mir bleibt in dieser traurigen Situation nichts übrig, als das äußerste und letzte Mittel zu ergreifen. Ich werde schlagen, und wenn wir nicht werden überwinden können, so werden wir uns alle niedermachen lassen.

Ich beschwere mich nicht über Euer Herz, wohl aber über Eure Unfähigkeit und Mangel der Beurteilung um die besten Mittel zu wählen. Wer nur noch einige wenige Tage zu leben hat, darf sich nicht verstellen. Ich wünsche Euch mehr Glück als ich gehabt habe, und daß Ihr nach allen denen üblen und nachteiligen Begebenheiten, so Euch begegnet sind, künftigher lernen möget, wichtige Sachen mit mehr Ernst, Vernunft und Resolution zu traktiren. Das Unglück, welches ich voraussehe, ist größtenteils durch Euch verursacht worden. Ihr und Eure Kinder werden die Last davon mehr tragen als ich. Seid unterdessen versichert, daß ich Euch allemal geliebt habe und daß ich auch in derselben Gesinnung sterben werde. — Friedrich.

Was dieser Bruch mit seinem Lieblingsbruder den König innerlich gekostet hat, ist schwer zu wägen. Denn er liebte diesen Bruder aufrichtig, und die letzten Sätze in dem königlichen Schreiben sind sicherlich so echt wie Gold. Zwar sein Urteil über diesen Bruder war fertig:

„Mangel an Entschluß und Mangel an Haltung, sowohl im Privatleben wie an der Spitze des Heeres. Ausgestattet mit Geist, gesundem Menschenverstand und Mut, ist er ganz unfähig, jemals einen kräftigen Entschluß zu fassen."

Ein schönes Zeichen für die große Seele des Königs ist es, daß er von all dem, was ihm nun zu Ohren drang, nichts hören wollte. Die Majestät hatte gesprochen, der Bruder konnte vergeben. Und es gab zu vergeben! Denn der Prinz vergaß sich in aufbrausenden leidenschaftlichen Reden so sehr und sprach so unvorsichtig und heftig gegen den König, daß der edle Schotte Mitchell und der treue Kabinettssekretär Eichel sich ins Mittel legen mußten, um ein öffentliches Ärgernis zu verhüten. Nur schwer ließ sich der Prinz von seiner Absicht, die Vorgänge und den Briefwechsel zwischen ihm und dem König in einer Verteidigungsschrift zu veröffentlichen, abbringen. Endlich gelang es doch. Daß es aber gelang, ist nicht zum wenigsten dem Einfluß der Schwester Ulrike von Schweden zu danken, die das hohenzollersche Pflichtgefühl gegen den König und Herrn im Prinzen wachrief und für Friedrich eintrat.

„Er ist lebhaft, schnell, und der viele Kummer, den er gehabt hat, hat seine Erregbarkeit gesteigert; Ihr wißt,

daß das unser Familienfehler ist," schrieb sie begütigend und mit klugem Frauenblick das Richtige treffend.

Der Prinz verließ auf seinen Wunsch das Heer. Er bat durch den Oberstleutnant Lentulus den König um die Erlaubnis, mit der nächsten Eskorte nach Dresden gehen zu können. Achselzuckend erwiderte der König: „Es steht bei ihm, es geht noch heute abend eine Eskorte ab."

In Dresden sagte er zum General von Finck: „Ein kommandierender General, der das Unglück hat, vier solche uneinige, pikierte Generale bei sich zu haben, wie Fouquè, Schmettau, Winterfeldt und Goltz, die aus Pikanterie alles verkehren und verdrehen, ist zu beklagen!"

Der General von Finck wird vermutlich höflich und bedauernd dem armen Prinzen zugestimmt haben. Ach, in nicht zu ferner Zeit sollte er selbst seine Katastrophe erleben. Die königliche Ungnade traf ihn noch schlimmer als den Prinzen. Nach dem Unglück von Maxen, wo er, eingekesselt, sich mit zwölftausend Mann den Österreichern ausliefern mußte, traf ihn Kassation und Festungshaft.

Prinz August Wilhelm lebte fortan kränkelnd und abseits von allen Staats- und Kriegsgeschäften bei den Seinen im Schlosse zu Oranienburg. Er war im zweiten schlesischen Kriege vor Prag mit dem Pferde gestürzt und mit dem Kopf hart aufgeschlagen. Es ist wohl anzunehmen, daß Gram und Kummer ein bereits im Anzuge befindliches Gehirnleiden, von jenem Falle herstammend, beschleunigt haben. Dazu gesellte sich ein

Unterleibsleiden. So siechte der arme Prinz elend dahin. Ungefähr ein Jahr nach jenen Unglückstagen von Böhmisch-Leipa und Zittau starb er, am 12. Juni 1758. Der General von Winterfeldt, den er bitterlich haßte, weil er ihm an seinem ganzen Unglück schuld gab, war ihm im Tode voraufgegangen, aber nicht im Bett war der Glückliche gestorben, sondern auf dem Felde der Ehre.

Als der Prinz die Kunde von seinem Tode vernahm, sagte er erleichtert: „Nun sterbe ich viel beruhigter, da ich weiß, daß ein so böser und gefährlicher Mann weniger in der Armee ist", und noch in seinen letzten Augenblicken rief er aus: „Ich beschließe mein Leben, dessen letzte Periode mir so viel Kummer verursacht hat; aber Winterfeldt ist derjenige, der es mir verkürzte."

Diese uns überlieferten Züge sind klein, aber charakteristisch, denn sie sind menschlich, und alles verstehen, heißt alles verzeihen.

Prinz August Wilhelm wurde kaum 36 Jahre alt. Sein Geschick war tragisch, mag man über seine Fehler denken wie man will. Persönlich war er ein liebenswürdiger Mensch von reicher Begabung. Er war, wir sagten es, der Stammvater des regierenden Hauses in Preußen. Seine Linie hat uns die drei ersten deutschen Kaiser gebracht, die des großen Königs Werk mit starker Hand vollendeten, ausbauten und erhalten bis auf den heutigen Tag.

In seinem letzten Brief an diesen Bruder schrieb König Friedrich das resignierte Wort: „Qui n'a qu'un moment à vivre, n'a rien à dissimuler," wer nur

noch Augenblicke zu leben hat, hat nichts mehr zu verbergen.

Und in der Tat war die Lage des Königs um diese Zeit in den Augen vieler verzweifelt. In seinem eigenen Lager und besonders unter der Partei des Bruders Heinrich, der alles Heil von einem baldigen Friedensschluß mit Frankreich erwartete, gab es Schwarzseher übergenug.

Wie die Stimmung hier damals war, schildert uns das Tagebuch des Grafen Victor Amadeus Henckel von Donnersmarck. Der Graf befand sich im Stabe des Prinzen Heinrich und war dem Prinzen befreundet. Er war ein Mann von persönlicher Tapferkeit, die er bei Prag ausreichend bewiesen hatte Als damals Prinz Heinrich dem voreiligen Manstein zur Hilfe eilte, geschah es, daß der rechte Flügel des Prinzen der feindlichen Kavallerie eine Blöße bot. Da raffte der Graf entschlossen die Artillerie des Regiments Manteuffel zusammen und führte sie an der gefährdeten Stelle vor. Seine Bravour trug ihm den Orden pour le mérite ein.

Aber in diesem Grafen wohnte auch ein scharf entwickelter kritischer Geist, der selbst vor dem echten und hohen Verdienst nicht Halt zu machen liebte. Er war in dieser Hinsicht ein gewissenhafter Registrator der Stimmung, die im Kreise des Prinzen Heinrich herrschte, und man liest um jene Zeit in seinem Tagebuch die folgenden bitteren und ungerechten Sätze:

„Dahin ist es mit dieser schönen und unvergleichlichen Armee gekommen, denn man hat die Kunst entdeckt, in



Aus Rehtwisch, Leuthen. Verlag von Georg Wigand, Leipzig.

Elisabeth Christine Königin von Preußen.

Gemahlin Friedrichs des Großen.

Nach einem Stich von Gabriel Bodenehr.

sechs Wochen das Werk von dreißig Jahren und die sicherste Stütze von Preußens Größe zu zerstören. Andere Heerführer haben wohl auch den Ruin ihrer Armeen gesehen, aber erst nach langer Kriegsdauer, wir sind dagegen zu Anfang des Krieges schon dahin gelangt und sollen doch noch ganz Europa die Spitze bieten. Was uns noch bleibt, sind nicht jene alten Banden, jene stolzen Kohorten, welche achtmal das stolze Österreich besiegt haben. Zwar gibt es noch einige alte erprobte Bataillone, jedoch sind sie bereits durch Rekruten vermehrt und mit Sachsen vermischt worden, für welche eben so viele Preußen an die sächsischen Regimenter abgegeben worden sind, um diese zuverlässiger zu machen. Alles dieses sind Gründe, den Frieden zu wünschen. Der Soldat ist eines solchen mörderischen Feldzuges müde, der Offizier ist durch die ewigen Anstrengungen und Gefahren mißmutig geworden, die meisten sehen ihr Gepäck in den Händen der feindlichen Truppen, und die aus Westfalen und den Provinzen, die vom Feinde besetzt sind, stammen, können nichts von daher beziehen. Der König, sowie die ganze königliche Familie sehen auch recht wohl ein, daß dieser übel erdachte und schlecht ausgeführte Feldzug unmöglich ein gutes Ende nehmen kann. Wenn ich mich nicht sehr irre, so denkt man auch bereits an Friedensvorschläge oder hat deren bereits gemacht."

Wohl entgingen dem scharfen Auge des Königs solche pessimistische Stimmungen in gewissen Gruppen seines Hauptquartiers nicht. Er kannte sie und rechnete mit ihnen, aber die Oberhand ließ er sie nie gewinnen. Denn

in diesem größten der Hohenzollern wohnte jener unbesiegliche Optimismus, dem wir in so manchem seines Geschlechts begegnen, und den wir, Gott sei Dank, auch heute wiederfinden in dem dritten Kaiser aus dem Hause Hohenzollern, der Preußen und Deutschlands Geschicke heute lenkt.

Der König hatte damals von Sachsen aus, im Begriff, den großen Offensivestoß gegen Böhmen vorzunehmen, also vor der Prager Schlacht, an Winterfeldt geschrieben, und dies Wort zeigt, wie ernst er seine Lage schon damals auffaßte, als er noch mit ungeschwächter Kraft vorging:

„Es ist also mit unsern Umständen kein Kinderspiel, sondern es geht auf Kopf und Kragen!"

Heute, nach Kolin und dem unglückseligen Rückzug der schlesischen Armee wog dies Wort zehnmal so schwer.

Gegen Friedrich stand damals im Sinne des Wortes eine Welt in Waffen, und seine Feinde waren auf allen Punkten im Fortschreiten. Wie ein gewaltiges Netz, in dem man den preußischen Löwen fangen wollte, zog es sich von allen Seiten um ihn zusammen. Der berühmte „Dessein" des Grafen Kaunitz war im ganzen Umfange zur Wirklichkeit geworden.

Der Franzose Marschall D'Estrées hatte bei Hastenbeck am 26. Juli die mit Preußen verbündeten Truppen der Staaten Hannover, Hessen und Braunschweig unter dem Herzog von Cumberland geschlagen, und sein Hauptquartier war bereits Hannover. Ein Heer von siebzigtausend Mann stand unter seinem Befehl. Des Königs Festung, das alte Magdeburg, war schwer bedroht.

Unter dem Marschall Apraxin und dem General Fermor standen neunzigtausend Russen bei Insterburg. Die Festung Memel war gefallen.

Bei Greifswald sammelten sich zweiundzwanzigtausend Schweden, die wieder einmal ihr Glück in deutschen Landen versuchen wollten.

Der Fürst von Rohan-Soubise war bereits mit vierundzwanzigtausend Mann in Eisenach eingerückt, und bei Fürth hatten sich die Kontingente der Reichsarmee schon bis zu dreißigtausend Mann gesammelt. Der Herzog von Sachsen-Hildburghausen war ausersehen, sie anzuführen.

Dem König gegenüber aber, auf den Höhen von Zittau protzig und behäbig hingelagert, standen achtzigtausend österreichische Kerntruppen unter dem hitzigen Karl von Lothringen und dem bedächtigen Zauderer Daun.

Rechnet man dazu die verschiedenen Detachements und die leichten österreichischen Truppen, Kroaten und Panduren, die die preußischen Flanken umschwärmten und belästigten, so kommt man zu dem Resultat, daß um diese Zeit, um Mitte August 1757, annähernd dreihundertfünfzigtausend Mann von allen Ecken und Enden auf den König eindrangen, denen er, abgesehen von der bei Hastenbeck geschlagenen Armee des Herzogs von Cumberland, knapp hunderttausend Soldaten entgegensetzen konnte.

Davon standen ungefähr dreißigtausend Mann unter dem alten Feldmarschall Johann von Lehwald gegen die

Russen, gegen eine dreifach überlegene Zahl. Der tapfere Moritz von Dessau deckte mit zehntausend Mann Sachsen, so gut es gehen wollte, denn der gewandte kaiserliche Oberst von Laudon mit seinen flinken leichten Truppen machte ihm das schwer genug, und auf der andern Seite konnte er wiederum dem König nicht genug tun. Damals wurde der Brief von dem Vater geschrieben, „der sich im Grabe umkehren würde". Dazu drängte der Reichshofrat auf Betreiben des Kaisers Franz die Fürsten aus den regierenden Häusern fortwährend, den Dienst eines Königs zu verlassen, gegen den die Reichsexekution angesetzt war. Wirklich, Moritz hatte es nicht leicht.

Generalmajor von Rebentisch bewachte mit sechstausend Mann die Heerstraße über Bautzen nach Dresden, er selbst stand bei Bautzen, wo fleißig Brot gebacken wurde.

So blieben dem König schließlich knapp fünfzigtausend Mann, um sich an das schwere Problem zu wagen, das dort oben breit und selbstbewußt auf den Höhen von Zittau lagerte, über achtzigtausend Mann stark.

Aber König Friedrichs klare Entschlossenheit faßte allein den einen Ausweg ins Auge, der ihm übrig blieb, — die Schlacht. Wenn sich nur irgend eine Gelegenheit bot, wenn nur irgend eine Schwäche des Gegners seinem durchdringenden Blick kund ward, so wollte er sein altes Kriegsglück von neuem versuchen.

Allerdings die Österreicher da in ihrem Lager rippten und rührten sich nicht. Es stand sich da oben ja recht gut, wozu sich also Blößen geben? Dieser König war ein zu



Aus Rehtwisch, Leuthen. Verlag von Georg Wigand, Leipzig.

Prinz Joseph Friedrich von Sachsen-Hildburghausen.

Nach einem Stich von Sysang.

gefährlicher Mann. Das fortwährende Drängen des Kaisers, der Kaiserin und des Grafen Kaunitz half diesmal keinen Deut, die Strategen von Zittau munter zu machen. Sie wußten nur zu genau, daß nicht die Herren vom grünen Tisch in Wien, sondern daß sie, die im Felde standen, bei einem unglücklichen Ausgang ihre Haut zu Markte tragen würden. Sie zogen es vor, abzuwarten, daß sich die Preußen an ihren Stellungen die Köpfe einrennen würden.

Der König seinerseits kannte Dauns Gedanken recht gut. Er spottete über ihn und den Prinzen Karl in einem Briefe, den er in jenen Tagen an Keith schrieb, aufs lustigste, wenn auch mit bitterem Beigeschmack:

„Es ist nicht schwer, den kurzen und einfachen Schluß zu machen: der König von Preußen hat viele Feinde, er vereinigt seine ganze Streitmacht in der Lausitz, also er will seine Kräfte noch gegen die unsern versuchen, bevor er sich gegen seine andern Feinde wendet. Leopold Daun hat diese kleine Anzahl von Ideen in seinem schweren Schädel zu kombinieren vermocht, ich denke, daß er sich unverzüglich daran machen wird, seine Kanonen aufzustellen, die wir, hoffe ich, ihn noch einige Male umzustellen nötigen werden. Prinz Karl trinkt, ißt, lacht und lügt. Die Großsprecher da unten teilen sich in unsere Haut, und man ist in Wien nur noch wegen des Gefängnisses in Verlegenheit, in das man mich stecken will. O wie süß soll es sein, diese hochmütige und anmaßende Brut tüchtig auszuklopfen."

Als ihm von Bautzen her ein genügender Brotvorrat

für die nächsten Tage zugeführt worden war, rückte Friedrich frischen Mutes vor. Das Vorrücken stimmte ihn immer gut, sein Gemüt wurde leicht, und sein Witz begann zu spielen. Als ihm eine Anzahl feindlicher Husaren in die Hände fielen, die als Soldaten gerade keinen Vertrauen erweckenden Eindruck machten, schrieb er an Winterfeldt:

„Wann er Putenjungens in Seinem Gut gebraucht, so kann ich Ihm mit unsere Gefangene dienen."

Einen flotten Husarenstreich vollführte der Oberst von Werner. Der Mann kam aus österreichischen Diensten und war seinerzeit Untergebener von Nadasdy gewesen, den zu lieben er wohl aus irgend einem Grunde keine besondere Ursache hatte. Er kam mit der Vorhut den österreichischen Vortruppen in Ostritz über den Hals, als Nadasdy just zur Tafel saß. Der Banus von Kroatien gelangte mit knapper Not in den Sattel und entwischte, während seine Equipage, Dienerschaft und Sekretär aufgefangen wurden. In seinem Gepäck fanden sich Briefe, die ein Hofmeister der Königin von Polen und Kurfürstin von Sachsen, der schönen Maria Josepha, aus Dresden an Nadasdy geschrieben hatte, um ihm die Unternehmungen des Königs von Preußen zu verraten.

Der König war boshaft genug, diese Briefe seiner schönen Gegnerin vorlesen zu lassen. Den Kammerjunker von Schönberg aber, den Verfasser, ließ er sicherheitshalber nach Spandau bringen und gab ihm so Gelegenheit, fern von Madrid über Gefälligkeiten nachzudenken, die man in einem okkupierten Lande schönen Königinnen lieber nicht erweisen sollte.

Wohl war der König entschlossen, die Österreicher anzugreifen und den letzten Mann an eine endgültige Entscheidung zu setzen. Aber er war denn doch nicht der rücksichtslose Draufgänger und va banque-Spieler, der alles auf eine Karte setzte. Er war es gewohnt, stets mehrere Trümpfe im Spiel zu haben, und mit feiner Berechnung zu spielen. Zufällen gab er sich nicht gern preis. Neben kühnem, ja kühnstem Wagen wohnte dennoch eine weise Mäßigung und vorsichtige Berechnung der Lage. Eine Schlacht mußte etwas einbringen, ihre gewaltigen Blutopfer einem großen Zweck gebracht werden.

„Kommt der Feind, ich schlage ihn und kann nicht nachsetzen, so ist nur ein unnützes Blutbad, das nichts entscheidet, und das muß nicht seind, sondern jede Bataille, so wir liefern, muß ein großer Schritt vorwärts zum Verderben des Feindes sein."

Die Lage, die ihm eine siegreiche Schlacht und ein vernichtendes Nachdrängen ermöglicht hätte, fand der König hier nicht vor. Vergeblich unternahm er mit Winterfeldt verschiedene Rekognoszierungsritte; ihre beiden Augenpaare, die sich danach sehnten, irgend einen Punkt zu entdecken, wo ein Angriff mit Aussicht auf Erfolg einsetzen konnte, spähten vergeblich umher. Der gewandte General von Hadik, von dem wir noch Erfolgreicheres hören werden, hatte rechtzeitig gewarnt, so daß Daun sich gehörig vorsehen konnte. Ohnehin ein Meister in der Auswahl geschickter Verteidigungsstellungen, hatte der Sieger von Kolin hier genügend Zeit, alle Vorteile auszunutzen.

Prinz Heinrich, dessen guten militärischen Blick der König kannte, riet entschieden vom Angriff ab. Der Feldmarschall Keith, dem auch ein offenes Wort erlaubt war, gab auf die Frage des Königs: „Wie wirds wohl gehen?" die trockene Antwort: „Wenn Ew. Majestät den Ruhm des Feldmarschall Daun vermehren wollen, — so wird das sehr gut gehen."

Der König stand endlich nach einem letzten erfolglosen Erkundigungsritt enttäuschten Herzens von einem Angriff ab. Er sah nur zu gut ein, daß ein zweites Kolin ihn gänzlich zu Boden werfen würde und selbst ein Sieg, mit ungeheuren Opfern erkauft, keine Entscheidung herbeiführen würde.

„Daun will sich nicht mit mir schlagen, so will ich ein Epigram auf ihn machen", sagte er in bitterer Ironie.

So befahl er den Rückzug, und niemand war froher, daß der König davonzog, als Daun und Prinz Karl.

„Bey solcher Bewandnus", schrieb Lothringen vergnügt nach Wien an seine Schwägerin, „da der König seine Absicht vereitelt und derselben ausführung allzu beschwährlich zu seyn erkante, faste er endlich den einem hochmütigen Geist nicht anderst als hart fallenden Entschluß, ohnverrichter Dingen wiederum zurückzuweichen."

Da nun einmal Leopold Daun und der Kaiserbruder ihm den Waffentanz hartnäckig verweigerten, mußte König Friedrich schon sehen, den Gewalthebel zur Sprengung des eisernen Ringes anderswo anzusetzen. Er beschloß daher, die Schlachtentscheidung, die ihm an



Originalaufnahme zu Rehtwisch, Leuthen.

Verlag von Georg Wigand, Leipzig.

Weg von Frobelwitz nach Leuthen.

An diesen Weg lehnte sich bei Frobelwitz das Zentrum und, weiter nach Leuthen zu, der linke österreichische Infanterieflügel. Das Dorf im Hintergrunde ist Frobelwitz. Die Mühle rechts von dem Dorf liegt auf dem Breslauer Berg. Von hier aus leiteten der Prinz von Lothringen und Graf Daun die Schlacht. Nahe der Mühle hat auch die Feldequipage des Prinzen gestanden.

der Grenze Schlesiens versagt blieb, in Mitteldeutschland bei den Franzosen und der Reichsarmee zu suchen.

Diese Reichsarmee war auf eine höchst mühselige Weise zusammengebracht worden. Den deutschen Fürsten damaliger Zeit war es im Grunde ihres Herzens sehr gleichgültig, ob schließlich Österreich oder Preußen siegte. Hauptsächlich war es ihnen darum zu tun, ihre Truppen gegen einen möglichst reichen Sold dem Meistbietenden zu vermieten, um die Mittel zu einer glänzenden Hofhaltung im Stile des französischen Hofs zu gewinnen oder, wenn sie sparsamer Natur waren, ein möglichst großes Hausvermögen zusammenzuraffen.

Aber auch das religiöse Bekenntnis spielte, wie überall in der Politik, hier in nicht geringem Maße mit. Die Protestanten, die Fürsten sowohl wie die Reichsstände, fürchteten allgemein, daß das Bündnis zwischen Österreich und Frankreich schließlich zur Unterdrückung des Protestantismus führen könne. In Sachsen und Württemberg und andern protestantischen Ländern wurde von den lutherischen Kanzeln für König Friedrich gebetet.

Aber auch in den Heeresteilen der einzelnen Kleinstaaten herrschte unter den Offizieren und Mannschaften eine unverkennbare Hinneigung zur preußischen Sache. Sehr viele von ihnen hatten durchaus keine Lust, für das Haus Bourbon oder das Haus Habsburg den Degen zu ziehen. Viel lieber wären sie im Bunde mit Friedrich und unter seinen Fahnen von Sieg zu Sieg geeilt.

Der Baron von Plotho, Friedrichs Gesandter am Reichstag zu Regensburg, tat redlich das seine, um die

Reichsstände auf die preußische Seite hinüberzuziehen. Er unterhielt geheime Agenten an allen süddeutschen Höfen, in München und Stuttgart, Augsburg, Ulm, Frankfurt und Nürnberg, die für die preußische Sache warben.

Ganz schlimm wurde es erst für das Gedeihen der Reichsarmee, als die Kunde von der siegreichen Prager Schlacht ins Reich drang und Friedrich seinen Oberst Mayr mit zweitausend Mann leichter Truppen und fünf Kanonen absandte, um den Gerüchten von Prag noch heilsamen Nachdruck zu geben.

Dieser Mayr, eine Art moderner Condottiere, war einer von Friedrichs Freischarenführern. Er war ein natürlicher Sohn des spanischen Gesandtschaftsattachés bei der Wiener Botschaft, Grafen von Stella, seine Mutter eine Wiener Bürgerstochter.

„Sie lebte", wie ein Chronist devot und einfältig berichtet, „in Wien von der Geschicklichkeit ihrer Hände in weiblichen Verrichtungen, bis sie durch Artigkeit und Schönheit sich unsern Helden erworben hatte."

Ein wildes abenteuerliches Leben lag hinter dem Manne, als er 1755 in preußische Dienste trat. Er hatte unter Österreichs Fahnen, ein Jüngling noch, gegen die Türken gefochten, bei Mollwitz und bei Kesselsdorf auch gegen die Preußen. Einst hatte er sich in der Trunkenheit ein Brotmesser in die Brust gestoßen, kam aber mit dem Leben davon. Ein sächsischer Edelmann von altem Namen fiel durch seine Hand im Duell, sie waren über den Würfeln zusammengekommen. Das Trinken hatte

Mayr nach seinem Unfall aufgegeben. Dem Tabak, den Würfeln und Weibern aber blieb er treu bis an sein seliges Ende. Er führte stets zwei Konkubinen auf seinen Kriegszügen mit sich. Die eine hat ihn beerbt, es waren aber nach Bezahlung der Manichäer nur einige Dukaten übrig.

Johann von Mayr war der Mann dazu, mit seinen paar Bataillonen und Schwadronen in den Teilen des Reichs, die er durchzog, gehörig Schrecken und Aufregung zu verbreiten. Die Perücken auf dem Reichstage des heiligen römischen Reichs zu Regensburg bebten und zitterten. Der preußische Feldhauptmann drang bis Nürnberg vor, das er leider nicht nehmen konnte, weil es ihm an Belagerungsgeschütz fehlte. Der Rat von Nürnberg erbot sich, achtzigtausend Gulden zu zahlen, um sich von der Neutralitätsbedingung, die der König stellte, loszukaufen. Es war ein wunderlicher Wirrwarr in allen Köpfen, und keiner wußte recht aus noch ein.

Aber nach dem Tage von Prag kam der von Kolin, und die preußischen Dinge gerieten ins Sinken. Die Reichstruppen konnten sich ohne Hinderung sammeln, und auf die widerwilligen Elemente unter ihnen übten die Franzosen, die über den Rhein vorrückten, einen starken Druck aus. Dennoch blieb das Herz vieler auf seiten Preußens, und der General von Seydlitz erhielt von einem hohen Offizier der schwäbischen Kreistruppen, den er gefangen genommen hatte und den er wegen seines Mißgeschicks aus Höflichkeit trösten wollte, die einen Offizier Friedrichs gewiß höchst überraschende

Antwort: „Es sei ihm eben recht, und er dächte gar nicht daran, sich auswechseln zu lassen."

König Friedrich behandelte die ganze Reichsarmee mit souveränem Hohn: „Er werde sich nächstens veranlaßt sehen, als Kurfürst von Brandenburg auch sein Truppenkontingent zu ihr stoßen zu lassen," meinte er spöttisch.

Aber immerhin, um jene Zeit, im August 1757, hatten sich dreiunddreißigtausend Mann bei Fürth gesammelt, die zusammen mit den vierundzwanzigtausend Franzosen, mit denen sie sich bei Erfurt vereinigen sollten, einen Machtfaktor bildeten, mit dem der König rechnen mußte.

Zum Oberbefehlshaber der Reichstruppen wurde Joseph Friedrich Wilhelm Prinz von Sachsen-Hildburghausen bestellt, damals 55 Jahre alt. Ein jüngerer Sohn seines Hauses, war er, fast noch ein Knabe, in den Kriegsdienst des Erzhauses getreten und hatte noch unter dem Reichsgrafen Seckendorf, dem fatalen Intriganten schlimmen Angedenkens aus seiner Tätigkeit am Berliner Hof her, in Italien gefochten. In den Türkenkriegen der Jahre 1736—1739 kommandierte er als Generalfeldzeugmeister mit wenig Glück. Aber er verstand es dennoch, seine Beförderung zu betreiben und scheute weltkluge Mittel nicht. Er trat zum Katholizismus über und heiratete später auch die Nichte und Erbin des Prinzen Eugen, von der man ihm erzählt hatte, daß sie ein immenses Vermögen besäße. Aber es war mit dem Nachlaß nicht viel los. Der „edle Ritter" war nicht besonders

haushälterisch gewesen. Seine erlesene Bibliothek, fünfzehntausend seltene Bücher, alle in echt französischem Maroquinband, die man seinerzeit für die erste in Europa hielt, hatte ihm ein Heidengeld gekostet. Auch die großen Kunstschätze, die er in seinen verschiedenen Palästen angehäuft hatte, hatten gewaltige Summen verschlungen. Als Joseph Hildburghausen daher post festum einsah, daß man ihn über das Vermögen seiner Gemahlin getäuscht habe, zog er es vor, die Ehe, die übrigens kinderlos blieb, wieder aufzulösen. Also ein vorteilhafter enger Mann, dem es an persönlichem Mut gewiß nicht fehlte, der aber durchaus nicht für die Lösung einer größeren Aufgabe geschaffen war, am wenigsten für die, die man ihm anvertraute, — König Friedrich zu schlagen.

Dennoch glaubte der Kaiser, gerade in diesem Manne den richtigen Oberfeldherrn für die Reichsarmee gefunden zu haben, denn er war der Meinung, daß das Kommando dieses aus so unendlich vielen Kontingenten zusammengesetzten Heeres eine gewisse organisatorische Begabung erfordere, die der Prinz von Hildburghausen in seiner Stellung als Obermilitärdirektor von Innerösterreich bewiesen hatte. Aber mit organisatorischer Begabung allein schlägt man keine Schlachten.

Unter diesem Prinzen kommandierten nicht weniger als fünfundzwanzig Generale, mit denen der arme Generalissimus des heiligen römischen Reichs seine schwere Not hatte, denn der eine von ihnen war noch bockbeiniger als der andere. Er mußte selbst, wie er

klagend einmal nach Wien schreibt, „auf diese Art den General, den Sekretär und es fehlt wenig, sogar den Profosen machen".

Der sonst durchaus leutselige und menschenfreundliche Herr mußte schließlich seine Zuflucht zur Einführung einer außerordentlich strengen Zucht nehmen, um die widerstrebenden Elemente nur einigermaßen zusammenzuschweißen, und das schaffte erst recht Ärger.

Aber es waren unter den Generalen auch Männer vorhanden, die das Ihre taten, um dem Oberfeldherrn zu helfen. Uns interessiert da besonders der Reichs-Generalfeldmarschall-Leutnant Prinz Georg Wilhelm von Hessen-Darmstadt, ein tüchtiger Soldat aus der Schule Friedrichs, der noch im Frühjahr des Jahres bei Prag am Weißen Berge bei dem Korps des Marschall Keith gestanden hatte. Der Kaiser und die österreichische Hofpartei hatten ihn, den Reichsfürsten, mit Überredungskünsten vom König hinweggelockt, und er glaubte schließlich seine Pflicht beim Reich zu finden.

Indes begegnen wir im Hauptquartier der Reichsarmee einem noch weit bedeutenderen Manne, dem kaiserlichen Oberst Gideon Ernst Freiherrn von Laudon. Friedrich hatte sich diesen tüchtigen Mann, der es aus eigener Kraft im österreichischen Heere später zu hohen Ehren brachte, mit einem raschen Wort verdorben. Als Laudon, aus russischen Diensten kommend, sich anno 1744 in Berlin dem König vorstellen ließ und um eine Hauptmannsstelle bat, sah der König mit scharfem Blick die etwas unglückliche Gesichtsbildung des Mannes

einen Augenblick an und sprach dann, sich abwendend, zu seinem Gefolge das schnelle Wort: „La physiognomie de cet homme ne me revient pas!“

Das rasche Wort sollte sich einst bitter rächen. Dieser dürftige Offizier mit den unansehnlichen Zügen, der sich in Berlin wochenlang mühselig mit Abschreiben ernährt hatte, nur um eine Gelegenheit zur Audienz beim König abzuwarten, gehörte jener zurückhaltenden, schweigsamen Spezies an, aus der die großen Strategen hervorgehen. Auf seinen späteren Bildern sieht man um seinen Mund deutlich jenen Zug, wie Moltke ihn hatte, wie Graf Haeseler ihn hat. Auch seine sonstigen Eigenschaften, die mit eiserner Zucht gepaarte Gerechtigkeitsliebe und die Herzensgüte gegen seine Untergebenen, die ihn zum Abgott der Truppen machten, verstärken den Vergleich mit diesen Männern. Er mußte sich auch in Österreich kümmerlich heraufdienen; ohne Gunst und Fürsprache war das damals schwer genug. Daß man diesen fähigsten Mann im österreichischen Heere nicht rechtzeitig an den Platz stellte, der ihm gebührte, war ein großer Fehler des Hofkriegsrats, aber der machte ja eigentlich nichts als Fehler. Prinz Karl von Lothringen schätzte Laudon sehr, während Daun ihn stets links liegen ließ und ihm ein Bein stellte, wo er nur konnte.

Als der Ruf Laudons im Wachsen war, mag Friedrich sich wohl jener Audienz und seiner raschen ablehnenden Antwort manchmal mit Bedauern erinnert haben, das war ein Mann, wie er ihn hätte brauchen können. Als damals im September 1757 ein österreichischer Kurier

auf dem Wege nach Gotha aufgefangen wurde, fand sich unter seinen Briefschaften auch das Generalmajors-Patent für Laudon. Man sagt, daß der Überfall bei Wellemin, wo der tapfere Manstein sein Leben ließ, ihm die Beförderung eingebracht habe. Der König sandte einen Trompeter mit dem Patent an Laudon und ließ ihm dabei seine besten Glückwünsche aussprechen.

Die Begabung des Prinzen von Hildburghausen für die Organisation einer Armee fand allerdings Zustände vor, denen gegenüber sie ihre Feuerprobe bestehen konnte. Unter seinem Oberkommando sammelten sich aus den einzelnen Reichsgebieten heranmarschierende Heerhaufen, die größtenteils aus neugeworbenen Rekruten bestanden, also erst gehörig eingedrillt werden mußten. Es fehlte aber an dem zur Ausbildung nötigen Unteroffizierskorps. So mußten aus diesen Rekruten schleunigst die intelligenten und forschen Burschen herausgenommen werden, um ein Ausbildungspersonal zu gewinnen. Das war sehr mühsam, und die Renitenz, die selbst das altgediente höhere Offizierkorps dem Oberkommando bezeigte, erschwerte den Gang der Dinge noch mehr.

Ein unseren modernen Anschauungen nicht weniger befremdliches Kapitel war die Bekleidungsfrage. Wohl waren vom Reich in zahlreichen Paragraphen genügend Vorschriften über Montierung und Regimentsabzeichen der einzelnen Truppenteile vorhanden, es fehlte nur, — daß sie eingehalten wurden. Aber da eben haperte es. Die Kontingente der größeren Staaten, die auch in Friedenszeiten einige tausend Mann Truppen unter-



Aus Rehtwisch, Leuthen. Verlag von Georg Wigand, Leipzig.

Gideon Ernst Freiherr von Laudon.

hielten, sahen ja einigermaßen egal aus. Aber schlimmer stand es mit den kleinen Trupps, die aus Miniaturstaaten und freien Reichsstädten heranrückten. Ihre Absender hatten sich den Teufel auch um Reichsvorschriften und Paragraphen gequält, sondern ihre Rekruten einfach in die Monturen gesteckt, die sich auf ihren Zeugkammern und Rathausböden vorfanden. Wenn nun diese kleinen Abteilungen zu Regimentern vereinigt wurden, so gab das ein vielfältiges, buntscheckiges Bild, und so wurden diese armen Reichstruppen nur zu häufig zum Gespött der regelrecht und besser uniformierten französischen Bundesgenossen.

Schlimmer noch stand es mit den Waffen. Die Gewehre waren ihrer Konstruktion nach ganz verschieden. Außerdem schossen sie erbärmlich, viele schossen überhaupt nicht. Der bedauernswerte Hildburghausen hat nachher behauptet, daß höchstens zehn Prozent dieser Prachtgewehre Feuer gaben. Ebenso traurig stand es mit der Munition, mit dem Lederzeug, das vielfach mürbe und abgetragen war, mit den Zelten, die, zerrissen oder schlecht geflickt, den Regen durchließen. Ein Kürassierregiment, das aus einundsechzig Kontingenten zusammengesetzte schwäbische Kreis-Kürassierregiment Hohenzollern, ritt stolz ins Sammellager, aber, was den Reitern fehlte, waren — die Kürasse.

Die Verpflegung dieser armen Truppen war natürlich miserabel und lag meistens in den Händen gewissenloser Lieferanten. Schickten die Fürsten und Stände Geld, so bekamen die Truppen zu essen, schickten sie nichts,

so mußten die Leute hungern. Das sah freilich bei den kaiserlichen Truppenteilen, wo eine geordnete Intendantur unter dem General-Proviantdirektor Baron von Grechtler bestand, anders aus, die wurden gut verpflegt. Aber sobald dieser tüchtige Intendant seine Geschicklichkeit auch für das allgemeine Ganze aufwenden wollte, fürchteten die Landesherren vermehrte Ausgaben, weigerten sich und ließen alles lieber beim alten.

Aber für eins wenigstens sorgten die deutschen Landesväter hinreichend. Wenn es auch mit Waffen, Montierung und Leibesnahrung herzlich schlecht aussah, das himmlische Brot ließen sie ihren Landeskindern nicht fehlen. Feldprediger, kirchliche Banner mit wunderschönen Kreuzen und Lämmern darauf, Altarzelte, und was sonst zum Feldgottesdienst gehört, waren reichlich vorhanden.

Der Prinz von Hildburghausen war denn doch ein zu erfahrener Soldat, und durch lange Dienstjahre im österreichischen Heere von dem Segen und der Notwendigkeit geordneter Verhältnisse zu sehr überzeugt, um nicht die schlimmsten Befürchtungen über den Ausgang der Dinge zu hegen. Er sah ein, daß es ein ungeheuerliches Wagnis sein würde, diese Reichstruppen, allein auf sich angewiesen, gegen preußische Regimenter einzusetzen, denn ihm war die Überlegenheit der königlich preußischen Armee nur zu gut bekannt, ja er war im Stillen ein Bewunderer preußischer Kriegskunst. Der Prinz hat in den Sommermonaten 1757 redlich das seine getan, um die Verhältnisse, die er vorfand, zu bekämpfen,

die Mannszucht zu heben und das Reichsheer auf eine Stufe zu bringen, daß es doch nach außen hin einigermaßen einem geschlossenen Heereskörper glich. Dagegen blieb ihm das fatale Bewußtsein, daß, wie er nach Wien berichtete, ein Feldherr, der die inneren Eigenschaften untersuchen würde, für seine Ehre und seinen Ruhm, eine solche Armee anzuführen, zittern müßte. Er hoffte schließlich — denn was sollte er tun als hoffen! —, daß er die Armee in Verbindung mit andern kriegserfahrenen Truppen dem Feinde dennoch entgegenstellen könnte. Diese innere Stärkung glaubte er von Soubise und seinen Franzosen zu erhalten. Ach, er sollte sich nur zu sehr täuschen!

Die zweite französische Armee, mit der sich Hildburghausen Anfang September bei Erfurt vereinigen sollte, stand unter dem Befehl des Prinzen Charles von Rohan-Soubise. Der Prinz entstammte väterlicherseits dem alten bretonischen Fürstengeschlecht der Rohan, das den stolzen Wahlspruch führte: „Roy ne puys, Duc ne daygne, Rohan suys!“ „König kann ich nicht, Herzog mag ich nicht sein, Rohan bin ich!“ Der berüchtigte Halsbandkardinal entstammte demselben Hause, aber einem anderen Zweige.

Dieser Soubise-Rohan zählte zu den sichersten Günstlingen des Königs, der ihn mit „mon cousin“ anzureden pflegte. In den Feldzügen der vierziger Jahre war er des Königs persönlicher Adjutant gewesen. Er verstand es, als gewandter Hofmann sich gleichermaßen in Gunst bei der Pompadour, wie auch später bei der Dubarry zu erhalten.

Mochte der Mann sonst sein wie er wollte, einem sympathischen menschlichen Zug begegnen wir in seiner Geschichte: Als der fünfzehnte Ludwig an seiner entsetzlichen Krankheit starb, bei lebendigem Leibe fast verfaulend, so daß man es vor dem Geruch selbst in den Vorzimmern nicht mehr aushalten konnte und die Höflingsschar aus Furcht vor Ansteckung vom Sterbelager hinwegsloh, blieb dieser Soubise bei dem sterbenden und auch bei dem toten König. Er ritt im Zuge jener Troßknechte, die den König im Trab durch eine johlende Menschenmenge nächtlich nach der Gruft von Saint Denis schafften. Menschliche Treue, selbst wenn sie dem Unwürdigsten aller Sterblichen erwiesen wird, muß man achten.

Im übrigen aber war Charles von Rohan-Soubise ebenso wie sein Herr und Gebieter ein recht schwacher Mensch, von jener aalglatten Sorte, mit der ein ehrlicher deutscher Kerl, wie Hildburghausen, schwer fertig wird. Hatte Hildburghausen schon mit seiner Reichsarmee genug Verdruß gehabt, jetzt nach der Vereinigung mit Soubise und seinen Franzosen, sollte es noch viel schlimmer kommen.

Wenn er gehofft hatte, in der französischen Armee eine kriegserfahrene, festgefügte und gute Mannszucht haltende Truppe zu finden, die seinen eigenen gutwilligen, aber unerprobten und nur durch seine mühselige organisatorische Arbeit einigermaßen in Rand und Band gehaltenen Scharen einen inneren Halt geben konnte, so sollten ihm alsbald die Augen übergehen. Schon auf



Aus Rehtwisch, Leuthen. Verlag von Georg Wigand, Leipzig.

Friedrich der Große nimmt Abschied von Winterfeldt am 25. August 1757.

Nach einer Zeichnung von H. Dähling gestochen von J. S. Ringck.

dem Marsche nach Erfurt kamen ihm die schrecklichsten Gerüchte über französische Ausschreitungen zu Ohren. Die französische Armee, der man in Frankreich den Namen „La Dauphine" gegeben hatte, weil sie bestimmt war, das Heimatland der schönen Maria Josepha von Sachsen, der Gemahlin des Dauphin und Mutter Ludwig des Sechzehnten, von der preußischen Umklammerung zu befreien, war mehr eine Räuberbande als eine Armee.

Das Offizierkorps selbst gab das schlechteste Beispiel, namentlich die jüngeren Offiziere, die in den liederlichen Sitten des damaligen Frankreich groß geworden waren.

„Wie können solche junge Menschen", klagt der tapfere französische General Graf Saint Germain, „mit ihren liederlichen Sitten, im Umgange mit Dirnen verlottert, in den Soldaten das Gefühl für Ehre und Zucht wachrufen, das die Stärke der Armeen ausmacht! Unwissenheit, Frivolität, Nachlässigkeit, Feigheit sind an Stelle männlicher Tugend und Tapferkeit getreten."

In der Tat trieben die Herren Offiziere es arg. Religionshaß spielte hinein. Im sächsischen Dorfe Weichschütz bei Weißenfeld zwang ein adeliger Oberst den evangelischen Pfarrer Schren, ihm Bock zu stehen, als er aufs Pferd steigen wollte. Man begegnet noch einem alten Stich, der diese fatale Szene wiedergibt. Der Pfarrer, im vollen Ornat seines Amtes, kniet am Boden und stützt sich auf die Hände, während der freche Franzose den Rücken des ehrwürdigen Herrn als Steigbügel benutzt.

Wie die Herren, so die Knechte.

Marodieren und Plündern war überhaupt an der Tagesordnung, und niemand, der Einquartierung bekam, war sicher, daß ihm nicht das Haus über dem Kopf angezündet wurde. Frauen und Töchter waren vor diesem Gesindel nicht sicher, und versuchte der Mann die Ehre seines Hauses zu verteidigen, so machte ihn womöglich eine Musketenkugel, die bei diesen Parlevuhs locker im Lauf saß, für immer stumm. Die brutale Gesellschaft riß in den Grabkapellen der adeligen Güter die Särge auf und warf die halbverfaulten Leiber heraus, um Geld und Goldeswert zu entdecken.

Auf die lutherischen Prediger schien man es besonders abgesehen zu haben. „Maudit hérétique" „verdammter Ketzer" war ein geläufiges Schimpfwort der Franzosen. Einen kursächsischen Prediger, der sich auf dem Wege seiner geistlichen Pflicht zu einer Amtshandlung begab, fielen nacheinander drei Marodeurtrupps an. Als er rein ausgeplündert war, band man den Unglücklichen an einen Pferdeschwanz und schleppte ihn mit fort. Die ausgestandene Angst und Aufregung warf ihn in schwere Krankheit. Auf die Pfarrhäuser stürzten sich überhaupt die Plünderer stets zuerst. Sie plünderten die geistlichen Herren buchstäblich bis aufs Hemd aus. Wie ein Heuschreckenschwarm fiel dies Gesindel auf die friedlichen Dörfer. Vierzig bis fünfzig Mann Einquartierung wurden in ein Bürger- oder Bauernhaus gelegt. Die armen Quartierwirte mußten alles auftragen, was sie nur an Lebensmittelvorräten hatten. Die Pferde spannte man vor die Kanonen, das Rindvieh und die

Schweine schlachtete man, um den Fleischbedarf der Armee zu decken. Vielfach geschah es aber auch aus Bosheit und man ließ dann die Kadaver einfach liegen, so daß den Bürgern und Bauern nur das Verscharren ihres mühsam aufgezogenen oder für sauer verdientes Geld erworbenen Viehbestandes übrig blieb. Ein Trupp von Plünderern folgte dem andern. War ein Dorf ausgeraubt, so kam es nicht selten vor, daß man die Brandfackel hineinwarf. Die Felder und Bäume ringsherum trugen seltsame Früchte — zerstreute weiße Bettfedern, denn es war ein beliebtes Vergnügen, die Betten mutwillig oder, auf der Suche nach verborgenem Geld, zu zerschneiden und die Federn umherzustreuen.

Das Schloß des kurfürstlichen Oberaufsehers von Bose in eben jenem Branderode wurde förmlich ausgeweidet, das kostbare Mobiliar zerschnitten und zerhauen, Geld und Lebensmittel geraubt, die Weinfässer zertrümmert, Dokumente, Briefschaften und Akten zerrissen.

In demselben Dorfe Branderode wurden die Altarkelche und Sakramentsgefäße in so abscheulicher Weise besudelt, daß die Feder es nicht wiedergeben mag. Vor den Stufen des Altars sang der trunkene Auswurf fremder Länder unflätige Gassenhauer.

Und das waren die Befreier vom preußischen Joch, so hausten sie in einem verbündeten Lande! Vergeblich waren die Notschreie der Behörden und Amtsleute an den Landesherrn. Die königliche Majestät von Polen und kurfürstliche Durchlaucht von Sachsen saß weit vom Schuß und sicher in Warschau. Der Unterdrücker aber,

der König von Preußen, war hier zugleich der Befreier. Es war allenthalben eine Heidenwirtschaft, und in Tausenden von Herzen lebte nur der eine Wunsch, die letzte Hoffnung: der König von Preußen möchte herbeieilen und die Welschen mit der Schärfe des Schwertes zum Teufel jagen, — wohin sie gehörten!

Der Prinz von Rohan-Soubise wußte recht gut, wie es mit seiner Armee stand. Bereits beim Rheinübergang wollten die Schweizer Regimenter nicht mit nach Deutschland hinein. Sie wollten, selbst Deutsche, nicht gegen Deutsche fechten.

In unserm Pakt geschrieben
Steht: Ewig nimmer gegen's Reich!
So stehts und ist's geblieben
Und bleibt sich unverbrüchlich gleich!

Zwischen Soubise und dem Schweizer General Lochmann kam es zu einem heftigen Auftritt. Wozu die Schweizer denn eigentlich dienten? fragte Soubise höhnisch. „Um den Rückzug Ihrer Hoheit zu decken," antwortete Lochmann lakonisch. Schließlich mußten sie doch mitgehen, denn die Kantone gaben ihre Einwilligung.

Der solide anständige Hildburghausen war tief empört. Als er von den Kirchenschändungen vernahm, die an evangelischen Gotteshäusern verübt waren, mochte der im evangelischen Bekenntnis erzogene Mann wohl besonders empfindlich berührt sein. Bei Rohan-Soubise konnte er nichts ausrichten, der hörte alles verbindlich an, versprach ebenso verbindlich Abhilfe der



Originalaufnahme zu Rehtwisch, Leuthen.

Verlag von Georg Wigand, Leipzig.

Weg von Frobelwitz nach Nippern.

An diesen Weg gelehnt war der rechte österreichische Infanterieflügel aufgestellt. Rechts im Hintergrunde liegen die Gehöfte des Dorfes Guckerwitz, wo in der Frühe des Tages noch einige Reserveregimenter standen. Nach links verliert sich die Straße bald hinter dem Zettelbusch und führt, von demselben verborgen, nach Nippern weiter. Diese letzte Partie der Straße war selbst von Schönberge aus, dem Standpunkte des Königs, nicht mehr zu übersehen. Die Aufnahme ist einige 100 Schritt westlich Frobelwitz von der Chaussee Neumarkt-Deutsch-Lissa erfolgt.

Mißstände, tat aber nichts und — konnte vielleicht auch nichts tun.

Einige Berichte aus jenen Tagen, die der erregte Hildburghausen an den Kaiser nach Wien sandte, sind besonders charakteristisch für die Lage der Dinge.

Höchst sarkastisch wird er sogar, als er einen Kriegsrat bei Soubise schildert:

„Ich selbst bin mit dem Prinzen von Hessen neulich von ungefähr dazu gekommen, daß ein solcher feiner Kriegsrat oder, besser zu sagen, Synagoge gehalten wurde. Da waren nicht allein Generale, sondern der ganze kleine Generalstab, ja Sekretarien und Gott weiß, was für Leute dabei. Einige hatten in Gegenwart ihres Chefs die Hüte auf dem Kopf. Ein jeder sprach sich aus, als wäre er der Oberfeldherr, außer demjenigen, der eigentlich alles hätte entscheiden sollen. Mit einem Wort, es war eine rechte Judenschule, und so geht es alle Tage. Mithin wird niemals das, was ich an die Hand gebe, ausgeführt, oder wenn es auch geschieht, so geschieht es nicht zur rechten Zeit, viel weniger in der gehörigen Vollkommenheit."

Man sieht, der gute Hildburghausen hatte seine liebe Not mit dem Kollegen Rohan-Soubise. Und diese steigerte sich von Tag zu Tag, so daß dem deutschen Prinzen bei seiner Gottähnlichkeit als Oberfeldherr wahrhaftig bange werden konnte. Dabei verstand es Soubise augenscheinlich recht gut, den deutschen Vorgesetzten, der allerdings nur dem Namen nach Generalissimus war, in Liebenswürdigkeiten und Versprechungen ein-

zuwickeln. Das Parkett des Königshofes von Versailles und das Vorzimmer von Madame Pompadour waren für ihn eine gute Schule gewesen. Es wird dem ehrlichen Hildburghausen augenscheinlich schwer, dem Kaiser über seinen Sozius im Kriegsgeschäft reinen Wein einzuschenken. Aber er muß es um seiner selbst willen.

„Ich wiederhole abermals", schreibt er am 3. November 1757 aus dem Hauptquartier Mücheln an des Kaisers Majestät, „daß Soubise der liebste Mann von der Welt ist und es mir recht widerstrebt, wenn ich etwas zu seiner desavantage berichten muß. Allein Dero Dienst und meine Ehre erfordert es, Ew. Kaiserlichen Majestät die wahre beschaffenheit der sachen vor Augen zu legen, folglich bin gezwungen, in Unterthänigkeit beyzubringen, daß er bey seiner Armee nicht die mindeste Authorität sich zu geben weiß und dahero dann auch alle die offtberichtete enorme Excessen entstehen, die dann nunmehro so weit gehen, daß einem die Haut schaudert nur davon zu reden, und wahrhafftig Gott ohnmöglich zu denen Kriegsoperationen solch unchristlichen und ruchlosen Volks seinen Segen geben könne."

Dies Schreiben war noch nicht in Wien angelangt, als schon das Strafgericht von Roßbach über die Dauphine und die Reichsarmee hereingebrochen war. Hildburghausen hatte richtig vorgeahnt.

Als König Friedrich sich entschlossen hatte, gegen die Franzosen und die Reichsarmee zu operieren, übertrug er im Lager von Bernstadt das Kommando der schlesi-

schen Armee dem Herzog von Bevern. Er ließ dem erprobten und vorsichtigen Taktiker völlig freie Hand, damit er je nach den Umständen handeln könne. Schwer genug war die Aufgabe Beverns. Er sollte mit einem Heer, das kaum halb so stark war, wie das der Österreicher, ganz Schlesien decken, vor allen Dingen die Sicherung der Festungen Schweidnitz, Liegnitz und Breslau vornehmen.

Der König selbst zog mit nur zweiundzwanzigtausend Mann den Franzosen entgegen, mehr war nicht zusammenzubringen. Der König verkannte seine Lage nicht.

„Als General habe ich den Krieg angefangen, als Parteigänger werde ich ihn enden," sagte er in bitterer Ironie.

Auch der Herzog von Bevern bekam keine tröstlichen Abschiedsworte zu hören. „Wenn Sie eine Schlacht gewinnen, Lehwald die zweite und ich die dritte, so bin ich nichtsdestoweniger doch verloren. Ich übergebe Ihnen meine Armee, tun Sie, was Ihnen gut scheint."

Der Generalleutnant von Winterfeldt, des Königs militärisches andere Ich blieb bei dem Herzog. Als der König zu Pferd steigen wollte, sah er Winterfeldt einen Augenblick fest an.

„Ich habe noch vergessen, Ihm eine Instruktion zu geben. Die einzige, die ich für Ihn habe, ist die: Erhalte er sich mir."

Das waren die letzten Worte Friedrichs an den besten Mann seines Heeres. Vierzehn Tage später zerriß das feindliche Blei die treue Brust des Generals, den noch

nach langen Jahren der alte König in wehmütiger Erinnerung „seinen Freund“ nannte.

Sobald die beiden österreichischen Oberfeldherren erfuhren, daß der König selbst mit einem Teil der Armee nach Sachsen abmarschiert sei, und ihnen nur noch der Herzog von Bevern mit verminderter Truppenzahl gegenüberstände, wuchs ihr Mut. Angestachelt wurde der Prinz Karl von Lothringen außerdem fortwährend durch den französischen Brigadier Montazet, der nicht locker ließ. Auch in Wien war man längst der Ansicht, daß an Schlesiens Grenzen nicht genug geschehe, und nach den notwendigen endlosen Beratungen brachte der Graf Kaunitz dem Erzhause das große Opfer, trotz seiner Abneigung gegen frische Luft, in das Hauptquartier der österreichischen Armee zu reisen, um ein flotteres Tempo zu betreiben. Maria Theresia konnte den Zeitpunkt nicht erwarten, wo das geliebte Schlesien wieder ganz in ihren Händen sein würde.

Als der Staatskanzler mit seinen Wiener Verfügungen im österreichischen Hauptquartier eintraf, war schon etwas im Werke. Es war beschlossen, die preußische Stellung bei Görlitz anzugreifen, und zwar sollte der Vorstoß auf dem rechten Neißeufer gegen Moys und den Jäckelsberg erfolgen, gegen das Korps des Generalleutnants von Winterfeldt.

Dieser Jäckelsberg lag ungefähr zwei Kilometer vor dem rechten Flügel des Winterfeldtschen Lagers und war nur von zwei Grenadierbataillonen besetzt. Er lag also etwas isoliert und war durch einen kühnen Sprung zu

nehmen. Der gewandte Nadasdy war vom Prinzen Karl bestimmt, diesen Sprung zu tun, und einen willkommeneren Auftrag konnte wohl niemand diesem Manne geben, der so tatendurstig war, wie nur einer.

Der Herzog von Bevern hatte die exponierte Stellung des Winterfeldtschen rechten Flügels rechtzeitig erkannt und dem General geraten, sich besser zu sichern. Aber Winterfeldt wollte gerade diesen Jäckelsberg festhalten, um unter seinem Schutz ausgedehnte Fouragierungen in den vorliegenden Dörfern vornehmen zu können. Er beachtete Beverns Meinung zu wenig, und selbst als der Herzog ihm am 7. September früh in der Vorstadt zu Görlitz besorgt mitteilte, daß er einen Angriff auf das Winterfeldtsche Korps befürchte, da die Bewegungen des Feindes darauf hindeuteten — Bevern kam eben von einem Rekognoszierungsritt —, glaubte der die feindliche Unternehmungslust gering schätzende General, daß das nur ein Scheinangriff wäre, um einen Vorstoß auf das Hauptheer zu verdecken, denn seine Kundschafter hatten ihm schon von einem derartigen Vorhaben des österreichischen Oberkommandos Mitteilung gemacht.

In dieser genialen Sorglosigkeit und Geringschätzung des Feindes begegnet man in Winterfeldt einem verwandten Zug, den man auch im Charakter des Königs antrifft. Hier warnte Bevern und Winterfeldt hörte nicht, bei Hochkirch später warnte Keith und Friedrich hörte nicht. Bevern sollte leider recht behalten.

Durch Plänkler und leichte Truppen seine Bewegungen verdeckend, war Nadasdy mit seiner Angriffs-

kolonne an den Jäckelsberg herangekrochen und stürzte sich nun mit einer sechsfachen Übermacht und von drei Batterien unterstützt auf den Berg. Der Überfall glückte so gut, daß die beiden Grenadierbataillone beim Abkochen überrascht wurden. Dennoch stellten sich die flinken Preußen schnell in Reih und Glied und schmetterten ihr heftiges Feuer in die anstürmenden Reihen der Grenadiere und Kroaten. Der erste Angriff wurde abgeschlagen.

Winterfeldt hörte in Görlitz den Kanonendonner und das Salvenknattern und warf sich, erfreut, jetzt den Österreichern vielleicht eins auszwischen zu können, aufs Pferd mit den Worten: „Ha, das sind meine Gäste, ich werde sie schon bewirten!"

Als er auf dem Schlachtfelde eintraf, erfolgte gerade ein erneuter und verstärkter Angriff, den Nadasdy selbst führte. Der Banus von Kroatien und der französische Brigadegeneral Montazet sprengten den Truppen voran und setzten als erste über die Brustwehr der Redoute. Die preußischen Grenadiere mußten, der Übermacht weichend, zurück, und der junge Prinz Karl von Bevern, der als General du jour sich um die Herstellung des Treffens bemühte, kam in das dichteste Handgemenge.

Aber schon war Winterfeldt herbeigekommen und führte die Regimenter Manteuffel und Creskow der Brigade Kannacher vor, um die zurückweichenden Grenadiere aufzunehmen. Aber kaum sahen die tapferen Männer, daß ihnen Unterstützung kam, als sie sich von

neuem aufrafften und vorstießen und die Österreicher gegen den Berg zurücktrieben.

Winterfeldt übersah die Gefechtslage, sah auch, daß ein kühnes und planmäßiges Eingreifen alles wieder herstellen würde und ritt zum Prinzen Karl von Bevern, um ihm als General du jour die nötigen Befehle zu erteilen. Als er bei Bevern hielt, traf ihn plötzlich ein Schuß in die Brust, und er sank lautlos vom Pferde. Der Schwerverwundete wurde nach Görlitz gebracht und lag stundenlang ohne Besinnung da.

Der Prinz Karl von Bevern hatte sofort nach der Verwundung des Generals die beiden Regimenter selbst gegen den Feind geführt und die Österreicher bis in die Redouten des Lagers zurückgeworfen, aber Zieten, der den Oberbefehl an Stelle Winterfeldts übernommen hatte, fand es nicht für gut, sich weiter zu engagieren, obgleich die rechte Flanke der Österreicher entblößt war und ihm fünfundvierzig frische Schwadronen und acht Bataillone zur Verfügung standen. Er hätte den Ausschlag geben und das Treffen gewinnen können, was von ungeheurem moralischen Nutzen für die preußische Sache in Schlesien gewesen wäre. Er tat es nicht.

So erdrückte die österreichische Übermacht, dreiunddreißigtausend Österreicher gegen dreizehntausend Preußen, den tapferen Widerstand der letzteren, und Karl von Lothringen konnte dem Kanzler des Erzhauses schmunzelnd einen Sieg melden.

In der Nacht zum 8. September gegen 3 Uhr starb Winterfeldt. Noch seine letzten Atemzüge gab er dem

Vaterlande. Er riet den Generalen, die sein Sterbelager umstanden, wie man am besten die Verteidigung der Provinz Schlesien handhaben könne. Denn er war ein genauer Kenner des Landes. Der Herzog von Bevern und alle Generale hatten sich in dem engen Zimmer eingefunden, in dem Winterfeldt seine große feurige Seele aushauchen sollte. Nur Zieten fehlte. Zieten ritt so lange bei den Vorposten auf und ab, bis er die Nachricht von Winterfeldts Tod erhielt. Der tapfere und ohne Zweifel aufrichtig fromme Zieten hat diesen Winterfeldt aus tiefer Seele gehaßt; er hat sich nicht überwinden können, dem Sterbenden versöhnlich die Hand zu reichen. Das Wort: ‚Liebet eure Feinde', stand nicht in seinem Katechismus.

Die Leiche des Generals Winterfeldt wurde nach seinem Landgute Pilgramsdorf bei Polkwitz übergeführt und dort beigesetzt. Prinz Karl von Lothringen ließ dem Wagen eine Wegstrecke lang durch seine Vorposten das Ehrengeleit geben. Das war ein ritterlicher Zug vom Prinzen, denn der stumme Mann, dem die Eskorte galt und dem die drei Salven dumpf nachhallten, war zeitlebens ein gefährlicher Feind des Erzhauses gewesen. Ein Jahrhundert später sind Winterfeldts sterbliche Reste nach dem Kirchhofe des Invalidenhauses in Berlin gebracht. Die Stelle, wo er fiel, bezeichnet ein einfacher Gedenkstein mit der Aufschrift: Hier fiel Winterfeldt am 7. September 1757.

Den König traf die Unheilkunde in seinem Hauptquartier zu Kerpsleben bei Erfurt. Schon waren von



Aus Rehtwisch, Leuthen. Verlag von Georg Wigand, Leipzig.

Friedrich Wilhelm von Seydlitz.

Nach einer Zeichnung von Adolph Menzel.

Dresden aus Gerüchte zu ihm gedrungen, aber noch fehlte die Bestätigung. Der flinke Graf Hadik hatte sich Bautzens bemächtigt und die Verbindung zwischen Friedrich und dem schlesischen Heer abgeschnitten. Der immer hoffende König sträubte sich bis zuletzt, die Gerüchte zu glauben. Sie waren auch nicht bestimmter Natur.

Noch am 14. September schrieb Friedrich an Winterfeldt:

„Hier gehet alles nach Wunsch, es ist aber eine verflogene Zeitung aus der Lausnitz gekommen, die mihr in große Sorgen Setzet, ich weis nicht was ich davon glauben Sol, aus Dresden Schreibt man mihr, Er wehre toht, und aus Berlin Er hätte einen Hib über der Schulter. Aus diesem kan ich mihr nicht vernehmen. Der Printz Frantz sei gefangen, und Anhalt thot. Der Hertzog von Bevern wirdt mihr gewiß geschriben haben, der jeger muß Seindt aufgehoben worden. Wende der Himmel alles zum Besten!“

Der Himmel hatte entschieden, — die besorgten Zeilen des Königs waren an einen Toten gerichtet.

Als ein Feldjäger des Herzogs von Bevern drei Tage später die Todeskunde brachte, brach der König in Tränen aus. Seine große Seele weinte leicht; hier weinte sie bitterlich. Ein tiefes Gefühl menschlicher Vereinsamung kam über ihn.

„Gegen die Menge meiner Feinde hoffe ich noch Rettungsmittel zu finden,“ rief er erschüttert aus, „aber nie werde ich wieder einen Winterfeldt finden!“

Mit diesem Manne begrub Friedrich große Hoffnungen, der Schlag war der schwerste, der ihn traf, und um diese Zeit trafen ihn viele Schläge.

Der 8. September, Winterfeldts Todestag, war auch in einer zweiten Hinsicht ein Unglückstag für Friedrich.

Der Herzog von Cumberland hatte an diesem Tage die verhängnisvolle Konvention von Zeven unterzeichnet, nach welcher sein Heer auseinandergehen und bestimmte Kantonnementsquartiere beziehen sollte. So wurde die Bahn der Franzosen gegen Friedrichs Staaten frei. Zwar wurde diese Konvention vom König von England und seinen Ministern nicht bestätigt, aber zunächst war sie ein harter Schlag, denn die Franzosen gelangten so sehr billig in den unumschränkten Besitz von Hannover.

Auch aus der Ostprovinz traf die Nachricht von einer Niederlage ein. Der alte tapfere Feldmarschall Lehwald hatte mit seinen dreißigtausend Mann die dreimal so starken Russen bei Groß-Jägerndorf angegriffen. Anfangs war die Sache gut gegangen, aber schließlich mußte Lehwald der Übermacht weichen. Dennoch konnte sich der alte Held, ohne verfolgt zu werden, zurückziehen. Denn sein Gegner, der russische Feldmarschall Apraxin, war ein ganz versoffener Kerl und trieb außerdem eine verräterische Hauspolitik, die ihm im nächsten Jahre Kopf und Kragen kosten sollte. Friedrich kannte seinen alten braven Lehwald. Er sprach ihm guten Mut ein und ermunterte ihn, ruhig wieder darauf los zu schlagen, denn schließlich sei eine Schlacht besser als eine Umzingelung.

Bei all den Schicksalsfällen, die auf den König eindrangen, durfte neben dem Feldherrn auch der Politiker nichts unterlassen, was zu einer Erleichterung seiner Lage hätte dienen können. Seine Brüder, und vor allen Prinz Heinrich, und auch seine geliebte Schwester Wilhelmine von Bayreuth, rieten dringend dazu, eine Einigung mit dem französischen Hofe zu suchen.

Friedrich willigte schließlich ein, daß Wilhelmine ihren Kammerherrn Monsieur de Mirabeau, einen Onkel des großen Mirabeau und eine Art Opernintendant am Hofe von Bayreuth, nach Paris schickte, um seinen Einfluß dort geltend zu machen. Der König stellte aber die Bedingung, daß alles nur auf den Namen der Markgräfin von Bayreuth geschehe und er selbst zunächst aus dem Spiele bliebe. Er wollte die Franzosen nur erst einmal zum Sprechen bringen. Monsieur de Mirabeau war ein Verwandter des Abbé de Bernis, der damals in hoher Gunst bei der Marquise von Pompadour stand und soeben an die Spitze der auswärtigen Staatsgeschäfte berufen war.

Außer diesem einen Versuch entschloß sich der König noch zu einem zweiten, den er selbst unternahm. Er nutzte dabei den Wechsel aus, den der französische Hof im Kommando der in Hannover stehenden Hauptarmee vorgenommen hatte.

Die französische Hauptarmee hatte während ihrer ersten Operationen unter dem Befehl des Marschall d'Estrées gestanden, der auch den Sieg von Hastenbeck gegen den Herzog von Cumberland am 26. Juli erfochten hatte.

Diese wunderbare Schlacht steht in der Kriegsgeschichte einzig da. Sie endete nämlich damit, daß ungefähr um dieselbe Zeit nachmittags beide Armeen gleichzeitig den Rückzug antraten. Der Marschall d'Estrées glaubte sich überwunden, als der General Breidenbach ihn in seiner rechten Flanke faßte und befahl die Retraite. Zugleich aber glaubte der Herzog von Cumberland, der den Kanonendonner, den sein eigener General Breidenbach vollführte, für französischen Donner hielt, ebenfalls, daß er umgangen sei und zurückgehen müßte: Leider war er flinker damit bei der Hand als der Franzose, und als dieser sah, nachdem er seine Truppen bereits über die Haste zurückgezogen hatte, daß der Feind plötzlich verschwunden war, rückte er wieder vor und behauptete das Schlachtfeld auf diese billige Weise. Die tapferen braunschweigischen Grenadiere mitsamt ihrem Herzog von Cumberland weinten bittere Tränen der Wut, als sie schließlich den richtigen Sachverhalt erfuhren.

Aber die ganze schleppende Kriegsführung des Marschall d'Estrées, der, wie man boshaft in Paris erzählte, vierzehn Tage brauchte, um drei Meilen zu machen, und die minierende Tätigkeit des Prinzen von Soubise, der sich mit d'Estrées wie Hund und Katze stand und im Verein mit dem Generalstabschef Maillebois danach trachtete, dem Herzog von Richelieu das Kommando zuzuspielen, führten zur Entlassung des Marschalls.

Richelieu, der „Eroberer von Minorka", war von dort zurück und lag brach in Paris. Die verschwenderische Lebensweise dieses Mannes hatte ihm eine Un-



Aus Rehtwisch, Leuthen. Verlag von Georg Wigand, Leipzig.

Graf Andreas von Hadik.

Nach einem Gemälde Martin Padany's, gestochen von Gabriel Bodenehr.

summe von Schulden auf den Hals gezogen. Die Pariser Gläubiger drängten, denn in Minorka war nicht viel zu holen gewesen. So war er lüstern auf das Kommando der französischen Hauptarmee in Deutschland. Das war eine Gelegenheit, bei der er sich sanieren konnte. Es glückte. Er war Liebkind bei Ludwig dem Fünfzehnten sowohl wie bei der Maitresse en titre, dazu sprach auch noch der Kriegsminister für ihn. So wurde der Herzog Generalissimus in Deutschland.

Louis François Armand Duplessis Herzog von Richelieu war der glänzendste Hofmann des ancien régime, ein Grandseigneur mit allen Lastern und Tugenden seiner Zeit, wenigstens mit allen Lastern. Denn als Tugend könnte man höchstens die stiermäßige persönliche Tapferkeit des Mannes anführen. Seine gewinnende Liebenswürdigkeit im Umgang und sein schlagender Witz galten in Paris für vorbildlich. Er kam schon als fünfzehnjähriger Bursche an den Hof des vierzehnten Ludwig und wurde, obgleich in diesem jungen Alter schon verheiratet, ein solcher Liebling der Damen, daß er aus den Frauenzimmergeschichten gar nicht herauskam. Wiederholt sah er infolge seiner Zweikämpfe und Ausschweifungen die Bastille von innen. Er war ein ständiger Genosse der Laster und Orgien Ludwigs des Fünfzehnten und des Königs Günstling bis in sein spätes Alter.

Dieser Herzog faßte den Feldzug in Deutschland nur als Raubzug auf, um seine Tasche zu füllen und seine Schulden zu bezahlen. In seiner Armee hielt er strengere Mannszucht als Rohan-Soubise, die Marodeure ließ er

aufknüpfen, — denn er besorgte das Marodieren selbst, natürlich im grandiosen Maßstabe. Er erfand die famosen Sauvegarde-Briefe. Wenn jemand nicht gern geplündert sein wollte, so konnte er sich gegen schweres Geld einen Schutzbrief kaufen, wofür ihm eine Wache gestellt wurde. Mit diesem vereinfachten System der Plünderung wurden ungeheure Summen erpreßt. Ob dann die sogenannte Schutzwache nicht auch noch ein bißchen privatim plünderte, mag dahingestellt sein.

Der Herzog bezahlte jedenfalls während des Feldzugs über eine Million Livres Schulden und baute sich einen neuen prächtigen Palast in Paris, den der Volkswitz alsbald „le Pavillon d'Hannovre“ taufte.

In dem schönen Hessen hauste inzwischen ein anderer Franzos. Zwar hatte sich Hessen schließlich freiwillig unterworfen, aber das nützte dem Lande gar nichts. Der Oberkriegskommissarius Joseph François Foulon verstand sein Geschäft und wirtschaftete nicht minder in seine eigene Tasche wie sein Generalissimus. Es gelang ihm, das reiche Land in kurzer Frist zu ruinieren und viele Menschen an den Bettelstab zu bringen. Innerhalb vierzehn Tagen mußten je vierundzwanzigtausend Sack Weizen und Roggen und über eine Million Rationen Heu und Hafer und Stroh angeschafft werden. Der gierige Mann herrschte in Kassel wie ein Großwesir. Dreißig Jahre später traf ihn das Strafgericht. Am 22. Juli 1789 trug das empörte Volk von Paris sein blutiges Haupt auf einer Pike durch die Straßen. In den erstarrten Mund hatte man ihm ein Büschel Heu

gestopft, denn er soll einst gesagt haben: „Das Volk? Das Volk mag Gras fressen!“ So endete Foulon. Richelieu hatte es vorgezogen, ein Jahr vor dem Ausbruch der gewaltigen Revolution die Augen zu schließen.

Übrigens hatte König Friedrich in dem Herzog von Richelieu einen bequemen und ziemlich ungefährlichen Gegner. Denn nachdem der Herzog die Konvention von Kloster Zeven mit Cumberland abgeschlossen hatte, die ihm freies Schalten und Walten in den okkupierten Ländern ermöglichte, dachte er gar nicht mehr daran, Schlachten zu schlagen. Wozu sich dem Kriegsglück aussetzen, das, wenn es gegen ihn entschied, seinem Feldherrnruhm ebenso geschadet hätte, wie seinem Geldbeutel, den er jetzt auf so leichte Weise füllen konnte? Außerdem hatte der Mann gewisse persönliche Sympathien für den König wie so viele vornehme Franzosen jener Zeit. Gegen ein entsprechendes Trinkgeld war er vielleicht für eine Friedensvermittlung zu haben.

Friedrich kannte das weite Gewissen des Mannes und seine noch weiteren Taschen. Er schrieb ihm im September von seinem Quartier Rötha aus einen glänzenden Brief, der uns zeigt, wie sehr der große König es verstand, hoheitsvolle Würde mit feiner Ironie und kluger Staatskunst zu vereinigen:

Rötha, den 7. September 1757.

Ich sehe wohl ein, Herr Herzog, daß Sie nicht um Unterhandlungen zu pflegen an Ihren jetzigen Posten gestellt sind. Nichtsdestoweniger bin ich über-

zeugt, daß der Neffe des großen Kardinals Richelieu so gut dazu geschaffen ist, Verträge zu unterzeichnen, als Schlachten zu gewinnen. Ich wende mich an Sie infolge der Hochachtung, die Sie selbst denjenigen einflößen, welche Sie nicht persönlich kennen.

Es handelt sich nur um eine Kleinigkeit, mein Herr: nämlich Frieden zu machen, wenn man dazu geneigt sein sollte. Ihre Instruktionen sind mir zwar nicht bekannt: aber in der Voraussetzung, daß der König, Ihr Herr, von der Schnelligkeit Ihrer Fortschritte versichert, Sie in den Stand gesetzt haben mag, an dem Frieden Deutschlands zu arbeiten, sende ich Ihnen hier den Herrn von Elchetet, dem Sie sich völlig vertrauen können.

Obgleich die Ereignisse dieses Jahres mich nicht hoffen lassen, daß Ihr Hof noch einige günstige Gesinnungen für mich hege, so kann ich mich doch nicht überreden, daß eine sechzehnjährige Verbindung nicht einige Spuren in den Gemütern zurückgelassen haben sollte. Vielleicht urteile ich von andern nach meiner Empfindung. Dem sei aber wie ihm wolle, so wünsche ich mein Wohl lieber dem König Ihrem Herrn, als irgend einem andern anzuvertrauen. Haben Sie mein Herr, keine Verhaltungsbefehle für die Vorschläge, welche ich Ihnen mache, so bitte ich Sie, diese einzuholen und mich davon zu unterrichten.

Wer Bildsäulen in Genua verdient hat, wer ungeachtet der größten Hindernisse die Insel Minorka erobert hat und im Begriff ist, Niedersachsen zu unter-



Originalaufnahme zu Rehtwisch, Leuthen. Verlag von Georg Wigand, Leipzig.

Der Zettelbusch, nordöstlich von Groß-Heidau, vom Schönberge aus aufgenommen.

Der Zettelbusch, mit Grenadieren und Kroaten stark besetzt, sicherte die rechte Flügelstellung der Österreicher und verbarg sie zugleich dem spähenden Auge des Königs. Hinter dem Busch, rechts auf dem Bilde, kann man die Pappeln der Landstraße Frobelwitz-Nippern erkennen. Hier hielt Lucchesi mit seiner Kavallerie am Morgen der Schlacht. Das Haus links gehört zu Groß-Heidau. Die baumbestandene Straße im Vordergrund ist die Chaussee Neumarkt-Deutsch-Lissa-Breslau. Als am Nachmittage die große Rechtsschwenkung der österreichischen Armee erfolgt war, marschierte Graf Lucchesi mit seiner Kavallerie südlich (also dem Beschauer zu) dieser Heerstraße auf und versuchte von hier aus seinen Angriff auf den linken preußischen Infanterieflügel zu entwickeln.

werfen, — kann nichts Glorreicheres tun, als Europa den Frieden verschaffen. Gewiß wird dies der schönste Ihrer Lorbeeren sein. Arbeiten Sie daran, mein Herr, mit jener Lebhaftigkeit, die sie solche rasche Fortschritte hat machen lassen, und sein Sie versichert, daß Ihnen niemand mehr Dank dafür wissen wird, als, Herr Herzog, — Ihr treuer Freund, —

Frédéric.

Dieser Brief wurde am 20. September durch den Kammergerichtsrat von Eickstedt dem Marschall in seinem Hauptquartier zu Braunschweig überreicht. Der Herzog beantwortete das königliche Schreiben, das ihm natürlich sehr geschmeichelt hatte, in außerordentlich höflicher Weise: Er fühle sich dem König auf jedem Gebiete so weit unterlegen, daß er viel lieber mit ihm unterhandeln, als sich mit ihm schlagen wolle. Aber leider wickelte er in diese Höflichkeitsphrasen nichts Greifbares ein: er habe noch keine Vorstellung, wie zu einem Frieden zu kommen sei, er habe aber einen Kourier nach Paris geschickt und hoffe auf Vorschläge von dort, die eine Grundlage bilden könnten. Schon dem Herrn von Eickstedt hatte der Herzog gesagt, daß ohne große Opfer seitens des Königs von Preußen wohl kaum an Frieden zu denken sei. Das aber war das Schwierigste bei der Sache: Für Geldopfer war Friedrich zu haben, — für Abtretung preußischen Landes nie und nimmer.

Noch einen Versuch machte in Friedrichs Auftrag im Laufe des Oktober der Italiener Balbi, ein preußischer

Ingenieur-Offizer, der zur Zeit des französischen Feldzugs in Flandern im Dienste des Herzogs gestanden hatte. Der Italiener kannte seinen Mann und wußte, daß Richelieu an hohe Honorare gewöhnt sei. Diese Konsultation kostete dem König bare hunderttausend preußische Taler. Sie sollten aber nur ein Angeld sein. Inzwischen hatte sich die Stimmung gegen den König von Preußen zugespitzt, und auch Richelieu konnte nichts mehr ausrichten.

Wie es in solchen Fällen, wo der Rubel rollt, immer ist, hatten sich auch verschiedene andere Vermittler gefunden, die ihren Hintertreppeneinfluß zugunsten Preußens in Versailles und anderswo geltend machen wollten. Ein gewisser Barbut de Mausac hatte im Auftrage des Reichsgrafen zu Wied, dessen Bruder peußischer General war, in Compiègne bei dem alten Marschall Belleisle und in Versailles am Hofe selbst das Terrain sondiert. Er ließ durch den Reichsgrafen dem König den Vorschlag machen, der Marquise de Pompadour das Fürstentum Neuchâtel zu schenken, um sie dadurch auf die preußische Seite zu ziehen. Aber das Unglück wollte es, daß der Kurier mit seinen Depeschen von einem Streifkorps Laudons aufgefangen wurde, und alsbald begann der Wiener Hof, der ohnedies sein Mißtrauen gegen Frankreichs Politik niemals los wurde, durch seinen Gesandten Graf von Starhemberg Lärm zu schlagen. Der Chevalier Barbut de Mausac wurde trotz alles Protestierens in die Bastille gesetzt, und man tat in Paris alles mögliche, um Österreich zu versöhnen.

König Ludwig war sehr erzürnt über diesen Vorgang. Um seine Bündnistreue zu bezeugen, schickte er einen Plan der Festung Schweidnitz, den ihm Friedrich einst nach dem Umbau dieser Festung mit freundschaftlicher Zueignung übersandt hatte, an die Kaiserin nach Wien, damit man ihn bei der Belagerung von Schweidnitz verwenden könne. Allerdings wünschte der Vorsichtige ausdrücklich, daß nur die Kaiserin und Kaunitz von der Sache wissen sollten, denn man konnte nie wissen, wie der Dinge Lauf sein würde.

Jedenfalls scheiterten Richelieus Bemühungen in Paris völlig. Ludwig erklärte dem Herzog, daß er nur zusammen mit seinen Verbündeten in Friedensverhandlungen eintreten wolle. Nur die Zurückgabe Schlesiens, meinte der Herzog, könne die Grundlage der Friedensverhandlungen bilden.

Aber das war für den König wie ein Peitschenschlag. Schlesien, — niemals! Überhaupt keinen Fuß breit seiner preußischen Staaten, lieber bis zu Ende kämpfen und fallen, den Degen in der Faust.

Als Friedrich damals die schlesische Armee unter Bevern und Winterfeldt ihrem Schicksal überlassen mußte und mit seiner kleinen Schar gegen die Franzosen auszog, glaubte er, daß er die Entscheidung in Thüringen schneller herbeiführen würde als sich nachher ergab. Die Operationen zogen sich bedenklich in die Länge. Hildburghausen, der von Wien beeinflußt wurde und gern zu einem Erfolg gegen den König gekommen wäre, drängte zwar fortwährend zur Offensive, aber er konnte mit dem

glatten Höfling an seiner Seite nichts anfangen. Soubise bestand ganz und gar aus Ausflüchten, heute hatte er das, morgen hatte er jenes. Dazu bekam er aus Versailles die famose Parole: „Der König ist überzeugt, daß Sie zu viel auf ihren Ruhm geben, um sich ohne Not dem zweifelhaften Ausgang einer Schlacht auszusetzen."

Für den armen Prinzen von Hildburghausen wurde sein Kommando als Generalissimus des heiligen römischen Reichs deutscher Nation zu einem reinen Martyrium. Seine Berichte nach Wien und namentlich die, welche er privatim an den Fürsten Colloredo richtete, klingen förmlich elegisch. Er spart selbst in seines Herzens Aufrichtigkeit das Lob für die preußische Armee nicht, deren Tüchtigkeit er übrigens immer anerkannte.

„Was für eine Commission es sey, eine Reichsarmee zu kommandieren? Dieses weiß keiner, als der es probiert hat. Und bei dieser mich ohnehin fast niederdrückenden Last noch jene französischen Hilfsvölker auf dem Hals zu haben, da gehört, so wahr Gott lebt, ein Colossus dazu und seind meine Schultern viel zu schwach. Ich muß aufrichtig bekennen, daß ich mir die Gelegenheit wünschen möchte, gegen alle diese französische Cavallerie nur sechs Eskadronen wie die Preußen seyn, anführen zu können, und wenn ich sie nicht den halben Weg bis Paris jagen thäte, wollte ich mich wie einen Fuchs prellen lassen."

Der Zug des Königs von Preußen durch die thüringischen Staaten glich einem Triumphzug. Er erschien

diesen protestantischen Landen wie ein Befreier von unerträglichem Druck. Auf allen Straßen der Städte und Flecken umdrängte ihn jubelndes Volk. Als Friedrich keine Feinde finden konnte, regte sich in ihm die Spottlust.

„Die französische und Reichsarmee ist für uns ein geistiges Wesen", schrieb er an seine Schwester Wilhelmine, „viele Leute behaupten, sie gesehen zu haben, aber gibt es nicht auch Leute, die Erscheinungen gehabt haben wollen? Ich würde an der Existenz dieses Heeres zweifeln, wenn ich hier zu Lande Pferde gefunden hätte; die aber gibt es nicht. Irgend jemand muß sie gestohlen haben, und dieser Jemand muß notwendigerweise dies unsichtbare Heer sein. Man sagt mir gegenwärtig, daß die ganze Gesellschaft nach Eisenach marschiert ist. Man wird abwarten müssen, ob sie dort stillhalten. Schließlich meine teure Schwester, werden die Lorbeeren, die wir bei diesem Feldzug gewinnen, nur von Flittergold sein."

Am 13. September traf der König mit der Vorhut vor Erfurt ein. Seydlitz täuschte in seiner geschickten Weise durch Aufmarsch in einer Linie den Feind über seine wirkliche Stärke. Während die Besatzung abzog und die Verhandlungen wegen der Übergabe stattfanden, näherte sich der König ungeduldig dem Wall und sprach freundlich zu den Bürgern, die dort scharenweise in freudiger Erregung harrten. Nachmittags zwischen vier und fünf Uhr rückten die Preußen in die Stadt, stramm und schneidig, daß es eine Art hatte. An der Spitze ritt der König, ihm zur Seite Prinz Heinrich, dann Kavallerie

mit gezogenen Schwertern, Infanterie mit aufgepflanztem Bajonett, rasselnde Artillerie und rauschende Feldmusik. Ganz Erfurt war auf den Beinen. Man drängte sich an den König, man küßte seine Hände, seine Rockschöße, sein Pferd, — so grüßte das Volk in diesem König von Preußen, die Hoffnung Deutschlands.

Zwei Tage später ritt der König an der Spitze seiner Vorhut in Gotha ein, umbraust von Jubelrufen, und von einer freudig erregten Menge geleitet. Der Herzog und die Herzogin mit ihren Kindern und dem Hofstaat empfingen ihn im Schloßhof. Erst vor zwei Stunden waren die feindlichen Truppen abgezogen. Das für die französischen Offiziere bestimmte Mittagessen nahm jetzt der König gemeinsam mit dem Herzogspaar ein. Die Tafel war öffentlich, der Zutritt zum Speisesaal wurde den Bürgern nicht gewehrt. Ein Tischgenosse schreibt bewundernd:

„Das Feuer des Helden, die Bedachtsamkeit des Heerführers, die Verschlagenheit des Staatsmannes, den Verstand des Weltmannes, den Geist des Dichters, den Ernst des Gehorsam heischenden Herrn, die Artigkeit des Gesellschafters, den Witz des Spötters: das alles fanden wir unserer Meinung nach in den Zügen dieses Gesichts, in welchem ein Paar der schönsten blauen Augen, voll Glanz und Lebendigkeit, eine gerade, scharf und wohlgebildete Nase, ein überaus freundlicher und beim Sprechen von lauter Geist umspielter Mund und selbst die zwei bedenklichen Linien auf der Stirn zwischen den

Augen zusammen das regelmäßigste und angenehmste Menschenantlitz ergeben, das man nur sehen kann."

Diese wenigen Stunden an der herzoglichen Mittagstafel in Gotha an der Seite einer geistreichen und hochgebildeten Frau — auch die Herzogin war eine Verehrerin Voltaires — mögen für Friedrich eine Oase in seinem waffenklirrenden Kriegerleben gewesen sein. Ach, sie verrannen nur zu schnell. Die harte Pflicht rief, und über allem andern stand diesem Herrscher seine Pflicht. In der Frühe des nächsten Morgens mußte er seine Vorposten inspizieren. So ritt er am Abend noch mit ein paar Husaren als Bedeckung nach Gamstedt zurück und schlief dort in einem armseligen Dorfkrug. Seydlitz mit seiner schwachen Vorhut von Husaren und Dragonern blieb in Gotha. Alles in allem hatte er fünfzehnhundert Mann bei sich.

Kaum erfuhr der Prinz von Hildburghausen, daß eine so schwache preußische Abteilung in Gotha stünde, als er auch schon von neuem auf Soubise eindrang, unter diesen günstigen Umständen doch etwas zu wagen. Soubise, dem das einleuchtete und der vielleicht auf billige Lorbeeren hoffte, war einverstanden, und die beiden Feldherren brachen persönlich mit zehntausend Mann gegen Gotha auf. Laudon war auch mit dabei. Er hatte erst vor wenigen Tagen durch einen preußischen Trompeter sein Generalmajorspatent übersandt erhalten und, wie wir wissen, die besten Glückwünsche des Königs dazu.

In der Morgenfrühe des 18. September sahen preußische Husarenvedetten starke feindliche Kavallerie auf

Gotha anreiten. Dahinter marschierten breite Kolonnen Infanterie, gefolgt von zahlreichen Feldequipagen der französischen Generalität, denn alle die alten Adelsnamen Frankreichs, die bei der Armee waren, mußten doch später in Versailles von ihren Taten gegen den Marquis de Brandebourg erzählen können! Bei einer solchen Aktion, die mit einem unzweifelhaften Sieg endete, durften sie natürlich am allerwenigsten fehlen. Die Grandseigneurs fühlten sich so sicher, daß sie selbst ihre Lakaien und Haarkräusler, selbst ihre Maitressen mit sich führten. Diese „Eroberung von Gotha" war ihnen so ungefähr dasselbe wie eine Opernvorstellung in Paris. Nun, Operettengenerale waren jedenfalls genug bei der französischen Armee.

Als Seydlitz das starke Aufgebot erkannte, rückte er aus Gotha ab, und alsbald zog Prinz Georg von Hessen, derselbe, der Friedrich untreu geworden war, mit deutschen Reichsvölkern und Franzosen triumphierend und mit klingendem Spiel in Gotha ein. Alle Wachen wurden unter Trommelschlag besetzt, und die Gärten der Vorstädte spickte Laudon mit Kroaten.

Herzog und Herzogin, die vor drei Tagen noch mit König Friedrich zu Tisch gesessen hatten, mußten jetzt wohl oder übel die fremden Gäste zur Tafel bitten. Im Schloß wurde fleißig gebacken und gebraten, um die verwöhnten Gaumen der französischen Herren zu befriedigen, die sporenklirrend in der Stadt umherstolzierten und nach diesem „großen Sieg" den Mund ziemlich voll nahmen. Dann setzte man sich zur Tafel, und es ging hoch her.



Aus Rehtwisch, Leuthen. Verlag von Georg Wigand, Leipzig.

Victor François Herzog von Broglie.

Nach einem Gemälde von M. Low gestochen von Bugey.

Nur Hildburghausen fehlte. Dem untersagte sein deutsches Ehrgefühl, bei einem Herzog zu Gast zu sein, dessen preußische Gesinnung er genau kannte. Vielleicht fühlte er sich auch nicht wohl in dieser lärmenden Schar von Maulhelden, denn wenn es nach seinem Urteil schon in einem Kriegsrat wie in einer Judenschule zuging, was mag es da erst für ein Schnattern gegeben haben, wo feuriger Wein die Zungen löste!

Inzwischen aber hatte der gewandte Seydlitz die Opernregie übernommen. Er hatte noch ein Regiment Dragoner an sich gezogen und dieselben so geschickt postiert, daß die feindlichen Vorposten ihre Zahl für weit größer halten mußten. Einige Schwadronen ließ er absitzen, so daß man sie aus der Ferne für Infanteriekolonnen hielt. Der Mann verstand sich wahrhaftig auf Kulissenarbeit und er gab als Inspizient auch das Stichwort zur rechten Zeit.

Als die Herrn Generale kaum die Suppe im Leibe hatten, kam ein Bauer aus der Umgegend atemlos auf der Hauptwache an und erzählte bestürzt, daß der König mit der ganzen Armee gegen Gotha marschiere. Ein preußischer Dragoner, der in der Rolle eines Überläufers auftreten mußte, bestätigte das.

Alsbald Trommelwirbel und Alarmsignale! Die Herren Generale springen von den weißgedeckten Tafeln auf und treten ans Fenster. Wahrhaftig, dort von den Höhen von Siebleben herab rücken die Preußen heran. Kein Zweifel, der König ists, der gefährliche Mann mit seiner ganzen Armee. Die Bestürzten greifen nach

ihren Wehrgehenken und rufen nach ihren Pferden und Equipagen. Schon knallen aus den Gärten die Kroaten den heransprengenden preußischen Husaren entgegen. Weiß Gott, es ist die höchste Zeit, sonst wird die gesamte Generalität noch aufgehoben!

Alles rafft seine Habseligkeiten zusammen und eilt den Toren zu, Equipagen, Reiter, Generale, Grenadiere, wie sichs eben trifft. Es gibt einen unbeschreiblichen Wirrwarr. Prinz Georg von Hessen, ein tapferer Mann aus Friedrichs Schule und an preußische Zucht gewöhnt, sprengt verzweifelt durch die Straßen und treibt die Offiziere zusammen, die, ohne sich um ihre Mannschaften zu kümmern, ihren hochgeborenen Führern nachlaufen wollen. Der neugebackene Generalmajor Laudon, der mit seinem klaren militärischen Blick die ganze Posse durchschaut, ist wütend und flucht und wettert derart auf die französische Generalität, daß man nachher im französischen Lager zu sagen pflegte, der Mann habe keine Idee vom Ton der guten Gesellschaft. Er tut aber wenigstens das Seine, um die Tore zu verteidigen, der einzige, der sich seiner Haut wehrt. Aber als alles kopflos flieht, muß auch er weichen.

Schon sprengten die ersten Schwadronen preußischer Husaren, zum Einhauen bereit, in die Stadt. Aber die Franzosen und Reichstruppen hatten es so eilig gehabt, daß nur noch acht Offiziere und achtzig Mann den Preußen in die Hände fielen. Dafür aber um so mehr Kammerdiener, Lakaien, Köche, Haarkräusler, Komödianten und Maitressen. Auch eine Anzahl von Equipagen

waren von ihren Besitzern im Stich gelassen worden, und was da zum Vorschein kam, machte den preußischen Reitern verteufelten Spaß: Pudermäntel, Schlafröcke, Sonnenschirme, duftende Essenzen, Pomaden und all die Kleinigkeiten, die ein verwöhnter Versailler Hofmann auch im Felde nicht entbehren mochte.

Seltsamer Kontrast! Um dieselbe Zeit schrieb ein Augenzeuge der Begebenheiten folgenden Satz über den König von Preußen in sein Notizbuch: „Die Beschaffenheit seiner Kleider und seiner Wäsche bestätigte, was der Ruf von ihm sagte, daß er im Felde nicht im geringsten mehr Bequemlichkeit sich gestatte, als der letzte seiner Offiziere."

Der Autor und zugleich Regisseur dieser prächtigen Posse von Gotha, nahm mit seinen Offizieren an der von den Seigneurs so hastig verlassenen Tafel Platz. Ob er Hunger hatte? Möglich, — jedenfalls hatte er aber das Gefühl des Künstlers, daß dieser Schwank für die Weltgeschichte eine hübsche Schlußszene haben müßte.

Die Witz- und Wortspiel-Jäger
Sind fort mit einem Satz,
Die Schwert- und Stulpen-Träger
Sie nehmen hurtig Platz;
Der Seydlitz bricht beim Zechen
Den Flaschen all den Hals,
Man weiß, daß Hälsebrechen
Verstund' er allenfalls.

Übrigens war der Sieger so galant, den französischen Herren wenigstens ihre Haarkräusler und Maitressen

ohne Lösegeld nachzusenden. „Die Franzosen waren so zufrieden, als ob sie ein Treffen gewonnen hätten, da sie sich wieder in dem Besitz ihrer verlorenen dringenden Bedürfnisse befanden," schreibt mit bitterer Ironie der brave Archenholtz, der als karger preußischer Hauptmann solche „Bedürfnisse" sicher nicht hatte.

Der König, dem jede Mannestat ein wahres Labsal war, sagte über dies kühne Reiterstück:

„Dies Beispiel beweist, daß die Fähigkeit und Entschlossenheit eines Generals im Kriege mehr entscheiden als die Truppenzahl. Ein mittelmäßiger Mensch, der sich in ähnlichen Umständen befunden haben würde, hätte sich, entmutigt durch die Erscheinung des zahlreichen Feindes, bei seiner Annäherung zurückgezogen und würde die Hälfte seiner Leute in einem Nachhutgefecht verloren haben, während diese ausgezeichnete Kavallerie schleunigst zum Angriff überging."

Friedrich Wilhelm von Seydlitz hatte bereits für seinen kühnen Ritt von Kolin den Orden pour le mérite und das Generalmajorspatent erhalten. Er war noch jung, war 1721 zu Kalkar geboren, — „zu Kalkar war er geboren und Calcar, das heißt Sporn", singt Fontane in seiner Seydlitz-Ballade — also kaum 36 Jahre alt. Als Zieten dem zwanzig Jahre jüngeren Kameraden zur Beförderung Glück wünschte, sagte Seydlitz lächelnd: „Wenn etwas aus mir werden soll, Exzellenz, so war es Zeit, denn ich bin schon 36 Jahre alt." Der Schelm saß ihm immer im Nacken. Aber es wurde was aus ihm. Seydlitz ist ohne Frage der bedeutendste und glänzendste



Aus Rehtwisch, Leuthen. Verlag von Georg Wigand, Leipzig.

Jacob von Keith.

Nach einer Zeichnung von Adolph Menzel.

Reiterführer der friederizianischen Zeit, ja, des ganzen achtzehnten Jahrhunderts. Er vereinte mit der entschlossensten und feurigsten Kühnheit die kaltblütigste Übersicht mitten im Gewühl der Schlacht. Der Herzog von Wellington nannte ihn einst „den größten Reitergeneral, den Europa gehabt habe."

Aber solche flotte Husarenstücke, mochten sie noch so frisch und fröhlich sein und alle Lacher auf Friedrichs Seite bringen: an der ganzen Lage konnten sie wenig oder nichts ändern. Die war ernst genug. Pläne über Pläne durchzuckten das Hirn Friedrichs. Aber die Unzulänglichkeit der Mittel, die ihm zu Gebote standen, wirkte lähmend auf die Ausführung seiner Pläne.

Nicht, daß Friedrich jemals den Mut verlor: der Genius, der in diesem Manne wohnte, ließ das nie zu. Der kleinste Sonnenstrahl, der durch das dunkle Gewölk, das ringsum am Horizont drohte, hindurchschlüpfte, belebte Friedrichs Hoffnung und mit ihr seine Tatkraft.

Mit dem König sorgte und härmte sich um den Ausgang der Dinge das treue Schwesterherz, das in der Brust der Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth ebenso lebhaft und sanguinisch schlug wie in der des Königs. Sie haßte seine Gegner vielleicht mit noch größerem Hasse als der König selbst, dessen männlicher Geist immer danach rang, über den Dingen zu stehen und der mehr verächtlich und geringschätzend auf das Gehudel unter sich hinabzublicken pflegte. Der Briefwechsel des Geschwisterpaares aus jenen dunklen Tagen der Hoffnungslosigkeit

ist ergreifend zu lesen. Friedrichs Stimmung spiegelt sich besonders in dem berühmten Brief wieder, den er am 17. September aus dem Lager bei Erfurt an Wilhelmine schrieb:

„Meine teuerste Schwester, Ich finde keinen andern Trost als in Ihren lieben Briefen. Möge der Himmel so viele Tugend und solche heldenmütige Gesinnungen belohnen!

Seit meinem letzten Briefe haben sich meine Mißgeschicke nur immer mehr angehäuft. Es scheint, als wollte das Geschick seine ganze Wut und seinen ganzen Zorn auf den armen Staat ausgießen, den ich zu regieren hatte. Ich bin fest entschlossen, mich auf jede Gefahr hin auf dasjenige Korps des Feindes zu werfen, das mir am nächsten kommt. Ich will Gott noch für seine Barmherzigkeit danken, wenn er mir die Gnade gewährt, mit dem Degen in der Hand zu sterben.

Sollte mir diese Hoffnung fehlschlagen, so werden Sie zugeben, daß es zu hart wäre, einer Versammlung von Verrätern zu Füßen zu kriechen, welchen gelungene Verbrechen den Vorteil verschafft haben, mir das Gesetz vorzuschreiben. Mag ein Kurfürst von Bayern in seiner Unmündigkeit oder vielmehr in einer Art von Unterwürfigkeit unter seine Minister und unempfindlich für die Stimme der Ehre, sich der gebieterischen Herrschaft des Hauses Österreich als Sklave überliefern und die Hand küssen, die seinen Vater unterdrückte: ich verzeihe es seiner Jugend und seiner Untüchtigkeit. Aber wäre das ein Beispiel, dem ich folgen sollte? Nein, meine

teure Schwester, Sie denken zu edel, um mir solchen feigen Rat zu geben. Sollte die Freiheit, dies kostbare Vorrecht, Fürsten im achtzehnten Jahrhundert weniger teuer sein, als sie ehedem Roms Patriziern war? Und wo wird gesagt, daß Brutus und Cato mehr Seelengröße haben sollten, als Fürsten und Könige? Festigkeit besteht im Widerstand gegen Unglück: aber nur Feige beugen sich dem Joche, tragen geduldig ihre Ketten, und ertragen Unterdrückung mit Ruhe. Niemals meine teure Schwester, könnte ich mich zu solchem Schimpf entschließen.

Wäre ich nur meiner eigenen Neigung gefolgt, so würde ich gleich nach jener unglücklichen Schlacht, die ich verlor, ein Ende mit mir gemacht haben. Aber ich fühlte, daß das Schwäche wäre, und daß es mir gezieme, das Übel, das sich ereignet hatte, wieder gut zu machen. Meine Anhänglichkeit an den Staat erwachte; ich sagte mir: nicht im Glück ist es selten, Verteidiger zu finden, sondern im Unglück. Ich machte es mir zum Ehrenpunkt, alles, was schief gegangen, wieder ins Gleiche zu bringen, was mir zuletzt noch in der Lausitz gelungen ist. Aber kaum eilte ich dieses Weges hierher, um mich neuen Feinden zu widersetzen, als Winterfeldt bei Görlitz geschlagen und getötet wurde, als die Franzosen in das Herz meiner Staaten drangen, als die Schweden Stettin berannten. Jetzt ist nichts Rechtes mehr für mich auszurichten übrig: es sind der Feinde zuviel. Gelänge es mir auch, zwei Armeen zu schlagen, so würde mich die dritte erdrücken. Aus einliegendem Billett werden Sie ersehen, was ich noch im Plane habe: es ist der letzte Versuch.

Was Sie betrifft, meine unvergleichliche Schwester, so habe ich nicht das Herz, Sie von Ihren Entschlüssen abwendig zu machen. Wir denken gleich, und ich kann die Gesinnungen in Ihnen nicht verdammen, die ich täglich hege. Das Leben ist uns von der Natur als eine Wohltat gegeben worden: wenn es aufhört dies zu sein? Ich habe nur noch Sie in der Welt übrig, die mich daran festhält; meine Freunde, die Verwandten, die ich am liebsten hatte, sind im Grab; kurz, ich habe alles verloren. Wenn Sie den Entschluß fassen, den ich gefaßt, so endigen wir zusammen unsere Mißgeschicke und unser unglückliches Schicksal, und es ist die Reihe an denjenigen, die auf der Welt bleiben, für die ihnen alsdann obliegenden Angelegenheiten zu sorgen und die Last zu tragen, die solange auf unseren Schultern geruht. Dies, meine anbetungswürdige Schwester, sind traurige Betrachtungen, aber meiner gegenwärtigen Lage angemessen.

Schließlich seien Sie überzeugt, daß ich Sie anbete, und daß ich tausendmal mein Leben hingeben würde, um Ihnen zu dienen. Das sind die Gefühle, die ich bis zum letzten Lebensseufzer bewahren werde, indem ich, meine teuerste Schwester, allezeit bin, — Ihr — F."

In diesen schweren Tagen, rings von Feinden umstellt, denen er nur eine ganz unzureichende Truppenmacht entgegenführen konnte und die zurückwichen, wenn er einen Schlag wagen wollte, so daß er zum Warten und zur Untätigkeit förmlich verdammt war, haben den König wohl oft düstere Stimmungen beschlichen. Oft hat er damals an den Tod gedacht. Aber wie dieser



Originalaufnahme zu Rehtwisch, Leuthen.

Verlag von Georg Wigand, Leipzig.

Der Wachberg mit Windmühle.

Vom Wachberge aus leitete der König den ersten Teil der Schlacht. Ungefähr 8 cm vom linken Bildrand liegt die Mühle, die auf der Höhe des Berges steht. Rechts davon liegt das Dorf Lobetinz in der leichten Senkung jener Bodenwelle, hinter welcher die preußischen Kolonnen ihren Anmarsch vollzogen. Die Aufnahme ist vom Judenberg erfolgt. Das Vorterrain ist demnach das Anmarschfeld des linken preußischen Flügels gegen Leuthen.

klare Geist nicht anders konnte als alles, was an ihn herantrat, zu durchdringen, so hat er sich auch mit dem Gedanken eines freiwilligen Römertodes auseinandergesetzt.

Der König siegte auch hier, wie er überall siegte. Was sein Herz in solchen Stunden bewegte, vertraute er der Feder, und die Poesie war ihm eine Trösterin und Freundin. Die hohen Gestalten des Altertums, ein Cato, ein Brutus tauchten in seiner Phantasie auf, das Geschick eines Mithridates verglich er dem seinen. Dem Marquis d'Argens sandte er als letzten Gruß die Verse:

Mich schreckt nicht das Phantom mit klapperndem Gebein,
Das freundliche Asyl sei mir der Sarg,
Das aus des Schiffbruchs Graus und Pein
Roms größte Söhne rettend barg.
Besiegt, verfolgt und verraten
Durcheile ich flüchtig das Land,
In meinem Herzen trag ich Höllenbrand,
Erleide tausendfach die Schmerzen,
Die einst Prometheus Brust empfand!
Mit letzter Kraft will ich mich retten,
Was kümmern mich die Mittel noch?
Zerbrechen will ich meine Ketten,
Zerschlagen dieses Sklavenjoch!
Leb wohl, Argens! Und kommt der Frühling wieder
Und bringet Blütenduft und Jubellieder,
Dann sollst mit Rosen und mit Myrten Du
Umkränzen Deines Freundes Grabesruh.

An jenem Abend ließ der König den Abbé de Prades rufen und las ihm diese Verse vor, leidenschaftlich und unter Tränen.

„Ich will Ihnen meine neuesten Verse zeigen, vielleicht die letzten, die ich in meinem Leben gemacht habe."

„Oft möchte ich mich berauschen, um meinen Kummer zu ertränken, aber da ich nicht trinken mag, so zerstreut mich nichts als Versemachen und solange ich diese Ablenkung habe, fühle ich mein Unglück nicht. Das hat mir den Geschmack für Poesie wiedergegeben, und so schlecht meine Verse auch sein mögen, sie leisten mir in meiner traurigen Lage den größten Dienst."

Ach wie wenig verstand doch seine nächste Umgebung diesen großen König und diesen einzigen Menschen. Was ihm Trost gab, was ihm über Vereinsamung und unselige Gedanken hinweghalf, erschien den kleinen Menschen, die um ihn waren, wie ein „unnützes Ding".

„Der König," notiert Graf Henckel um diese Zeit in sein Tagebuch, „den der Krieg zuweilen anekelte, vergnügte sich heute damit, eine Predigt über das jüngste Gericht zu schreiben. Ich habe dieselbe in den Händen des Abbé de Prades gesehen. Sie führte den Titel: Predigt, eines Tages gehalten vor dem Herrn Abbé von Prades von seinem gewöhnlichen Almosenier, dem Philosophen des Unglaubens. Der Nachwelt bleibt es gewiß ein unlösbares Rätsel, wie jemand am Vorabend des Verfalls seiner ganzen Macht, nachdem er einen Krieg zum Verderben der anderen Mächte mit der größten Leidenschaftlichkeit geführt, noch dermaßen Herr seiner selbst sein konnte, daß er sich mit solchen gleichgültigen und unnützen Dingen beschäftigte."

Der Nachwelt ein unlösbares Rätsel? Ja, — aber

in einem ganz anderen Sinne. Die Nachwelt steht staunend vor diesem Genius, der in der abgetragenen Uniform eines preußischen Generals einherging, blickt bewundernd, — in nie endenwollender Bewunderung — auf diesen König, der zugleich ein genialer Feldherr und Staatsmann, ein tief empfindender Dichter und klar denkender Philosoph war. Das Jahrhundert war seinem Ideal nicht reif, er war ein Bürger derer, die da kommen sollten.

Auch an Voltaire schrieb König Friedrich über denselben Gegenstand, der damals sein Inneres so tief bewegte. Es ist einer der wenigen Briefe an Voltaire, der im Original erhalten worden ist. „Ich bin jetzt ebenso ruhig, wie Sie mich nur je in Sanssouci gesehen haben. Ich las soeben Zadig (ein Roman Voltaires) dem Abbé vor und ich denke, daß die seltsame Verkettung der Nebenumstände nicht den Verstand eines Mannes verwirren könnte, der mit Festigkeit denkt: Ich bin ein Mensch, das sagt genug und zum Leiden geboren, den Schlägen des Schicksals setze ich meine Standhaftigkeit entgegen.

Aber trotz dieser Gesinnungen bin ich weit entfernt, Cato oder den Kaiser Otho zu verdammen, gab es doch für den letzteren keinen schöneren Augenblick in seinem Leben als den seines Todes: Man soll für sein Vaterland kämpfen und sterben, wenn man es damit retten kann, wenn man es aber nicht vermag, so ist es schmachvoll, seinen Untergang zu überleben.

Es geht mir wie einem anständigen Bürger, gegen den sich die Brinvilliers (eine berüchtigte Giftmischerin),

Cartouche (ein Räuberhauptmann) und der König der Nacht verschworen haben, — wenn das Gift versagt, so muß der Dolch die Arbeit tun.

Wenn das Glück mir den Rücken kehrt, und man mich nach dem sehnlichsten Wunsche der heutigen Staatsmänner vernichtet, so wird mein Sturz nicht nur einen schönen Stoff zu einem Trauerspiel liefern, nein, dies unheilvolle Ereignis wird nur das Schuldkonto der Bosheit und Treulosigkeit jener Rasse von Männern und Weibern erhöhen, welche Europas Völker in einem Jahrhundert regieren, wo ein kleiner Privatmann lebendig gerädert worden wäre, wenn er nur den hundertsten Teil des Bösen getan hätte, das diese Herren der Erde ungestraft begehen.

Ich würde zuviel sagen, wenn ich fortfahren würde zu schreiben. Adieu, Sie werden von mir bald gute oder schlechte Nachrichten erhalten." Dieser Brief trägt die Nachschrift — ein Zitat aus Voltaires Merope —:

Wenn alles ist verloren und nirgends eine Hoffnung licht,
So ist das Leben nur ein Schimpf und Sterben wird zur Pflicht.

Voltaire, der immer zweideutige Mann, hat darauf einen langen Ermunterungsbrief an Friedrich losgelassen, der mit dem Witz beginnt: „Erschrecken Sie nicht, Sire, vor einem langen Brief, das Einzige, das Sie erschrecken kann." Im übrigen kommt die Epistel Voltaires darauf hinaus, daß auch nach Abtretung einer Provinz dem König noch Land genug bliebe, und daß auch der Urgroßvater Friedrichs, der große Kurfürst, trotz geringeren

Landbesitzes ein bedeutender Fürst gewesen sei. „Ein Mensch, der nichts als König ist, mag sich für sehr unglücklich halten, wenn er Länder verliert. Aber ein Philosoph kann sich über solchen Verlust hinwegsetzen."

Das war Gift für den König. Empört loderte sein Herrscherbewußtsein auf und er schrieb die stolzen Verse zurück:

O glaubt mir, wenn ich Voltaire wär'
Und könnte fern dem rauhen Treiben
Für mich allein im Frieden bleiben —
Das Glück verlachte ich, wie er.

Doch so, vom Schiffbruch rings bedroht,
Gibt es für mich nur ein Gebot:
Entschlossen trotzend dem Verderben
Als König denken, leben, — sterben!

Um die Mitte des Oktober in jenem denkwürdigen Jahr hatte der König für einige Tage sein Hauptquartier in der kleinen Stadt Eckartsberga, die an der Landstraße Erfurt — Naumburg liegt, aufgeschlagen. Dies Eckartsberga hat an der Weltgeschichte seinen Anteil gehabt, wenigstens in leidender Form. Anno 1307, als er Thüringen an sich zu raffen suchte, ließ Albrecht von Habsburg das Städtchen monatelang berennen, derselbe halsstarrige Mann, der bald darauf an den Ufern der Reuß unter den Streichen Johann Parricidas fiel. Fünfhundert Jahre später standen auf den Höhen von Eckartsberga die preußischen Reserven, dreizehn Bataillone stark mit fast sechzig Geschützen. Das war am Nachmittag des 14. Oktober 1806. Der General Graf Kalck-

reuth hatte der Infanterie und Artillerie den Befehl gegeben, jene Höhen zu besetzen. Warum, bleibt wohl immer rätselhaft, denn in der Hand eines Feldherrn hätten diese frischen Bataillone, hätte diese starke Artillerie, rechtzeitig auf den rechten Flügel der Umfassungsstellung von Hassenhausen geworfen, das Korps Davoust ohne Frage zertrümmert. Aber der Graf, persönlich ein tapferer Mann und als Verteidiger Danzigs auf seinem Posten, war kein Feldherr, so sehr er auch zum Gaudium des Prinzen Heinrich, seines einstmaligen Gönners, den größten Feldherrn des Jahrhunderts zu kritisieren verstand, — in jenen düsteren Tagen in demselben Eckartsberga, als er noch ein junger Leutnant war.

Am Abend jenes 14. Oktober 1806 ritt ein geschlagener König von Preußen die Höhen von Eckartsberga hinab, ritt, begleitet von Blücher und einem Husarentrupp, auf verschiedenen Straßen die Kreuz und Quer entgegen dem völligen Untergang seines Staates.

So hat die Weltgeschichte Eckartsberga gestreift. Ein halsstarriger habgieriger Habsburg ließ seine Mauern berennen, um schließlich doch unverrichteter Sache abziehen zu müssen, und ein gewissenhafter Hohenzoller, der nur unter der Wucht der Verhältnisse das Schwert gezogen hatte, erlitt nahe diesen Mauern die letzten, sein Heer zertrümmernden Stöße.

Ein drittes aber ist innerhalb der Mauern dieser kleinen Stadt geschehen zu der Zeit, von der hier die Rede ist, im Oktober 1757, — ein drittes Ereignis das zwar nicht für die Stadt, wohl aber für die Weltgeschichte oder

lieber noch für die Geschichte der Menschheit höchst eigenartig ist.

Eines Abends, um die Mitte des Oktober 1757, senkten sich die Herbstnebel über die Gassen der Stadt. In einem geringen Hause waren einige Fenster zur ebenen Erde erleuchtet. Zwischen dem Kerzenlicht und den Fenstervorhängen konnte man von der Straße aus den Schatten einer Gestalt schnell auf und abgleiten sehen, und wenn der Mann da drinnen einmal Halt machte, so geschah es wohl, daß auf dem Vorhang eine scharfe Silhouette entstand, die den Mit- und Nachlebenden bekannter geworden als jedes andere Bild der Weltgeschichte. Der einsame Mann im Zimmer schien lebhaft mit sich selbst zu reden, man vernahm selbst auf der Straße abgebrochene Worte, und der Grenadier, der wachthaltend vor dem Hause stand, mag mehr als einmal verwundert aufgehorcht haben.

Da drinnen im erleuchteten Zimmer deklamierte Friedrich von Preußen, den wir den Zweiten und Großen nennen, den Mithridates des Racine.

Auf! Lasset uns den Krieg auf ihren Boden spielen,
Den Krieg, von dem die Wut der Erde Enden fühlen!
Man greift den Sieger jetzt in seinen Mauern an,
Daß für den eignen Herd er selber zittern kann.
Es sprach einst Hannibal — nicht zeiht man deß ihn Lügen —
Er sprach: „Allein in Rom ist Rom nur zu besiegen!"

In der von Racine geschaffenen Gestalt des Mithridates, von dem die Geschichte drei Kriege kennt, mag der König einige verwandte Züge entdeckt haben. Dio

Cassius sagt von Mithridates: „Dieser Mann war wirklich geboren, um große Dinge zu unternehmen. Da er öfters das Glück von seiner guten, aber auch von seiner widrigen Seite erfahren hatte, so glaubte er, daß nichts seine Hoffnungen und seinen Mut übersteige, und er maß seine Entschlüsse mehr nach der Größe seines Mutes als nach seinen Umständen ab, fest entschlossen, wenn sein Vorsatz nicht glückte, ein Ende zu nehmen, das eines großen Königs würdig sei, und sich eher unter dem Schutt seines Reiches zu begraben, als in niedriger Ruhmlosigkeit zu leben."

Ein anderer Geschichtsschreiber, Appianus von Alexandria, erzählt von demselben König: „Er war ein tapferer und listiger Fürst, dem es nie an Hilfsmitteln fehlte, und den weder heimliche Nachstellungen noch offenbare Angriffe erschreckten. Unerschrocken und mutig im Unglück, kannte er kein Hilfsmittel, keine List, deren er sich nicht gegen die Römer, seine Feinde, bediente. Sein Verstand war ziemlich ausgebildet, er liebte die Wissenschaften und fand Gefallen an der Musik."

Die alten Geschichtschreiber rühmen auch seine reiche Kenntnis der fremden Sprachen und nennen ihn den Großen. Wie der König um Schlesien drei Kriege führen mußte, so berichtet die Geschichte auch von drei mithridatischen Kriegen. Der letzte fiel für den großen Bithynierfürsten so unglücklich aus, daß er sich freiwillig den Tod gab.

Als Friedrich an jenem Abend in Eckartsberga seinen Mithridates deklamierte, standen seine Sachen schlecht,



Aus Rehtwisch, Leuthen. Verlag von Georg Wigand, Leipzig.

Friedrich der Große in der Schlacht bei Roßbach.

Nach einer Zeichnung von G. Schadow gestochen von Fr. Bolt.

nach menschlichem Ermessen sehr schlecht. Sie haben im Verlauf des Krieges zwar oft noch schlechter gestanden, aber der König hatte sich allmählich an die Wechselfälle des Kriegsglückes gewöhnt und stand ihnen unempfindlicher gegenüber als in diesem ersten Jahre des Krieges. Der König hat in jenen Tagen den Gedanken an einen freiwilligen Tod wiederholt ausgesprochen, doch ist dieser Gedanke wohl mehr ein Spiel seiner Phantasie gewesen, um sich vor seinem Bewußtsein Rechenschaft zu geben, daß er zu dieser letzten Zuflucht greifen könnte. Denn daß sein lebhafter Geist fortwährend noch eine ganze Legion anderer Hilfsmittel erwog, ist sicher. Wohl aber waren solche Anspielungen und Andeutungen von einem freiwilligen Römertod natürlich für seine ohnehin kleinmütige nächste Umgebung eine stete Angst und Aufregung. Über den Tag, der jenem Mithridates-Abend vorherging, berichtet Graf Amadeus Henckel von Donnersmarck das Folgende:

„Hatte der König gestern nur bekümmert geschienen, so bot er heute den Anblick eines Verzweifelten dar. Er speiste mit dem Prinzen Heinrich, dem Marschall Keith und Herrn Mitchell und sprach nicht vier Worte über Tafel. Er ersuchte nach derselben den Prinzen bei ihm zu verweilen und entließ die anderen. Als sie beide allein waren, sagte er mit tränenden Augen zu seinem Bruder: „Mein lieber Bruder, ich halte für meine Schuldigkeit, Sie zu benachrichtigen, daß mein Entschluß gefaßt ist. Briefe melden mir, daß ich von Frankreich nichts zu erwarten habe, meine Emissäre müssen übermorgen nach

Naumburg zurück sein. Ich weiß, daß sie mir wenig Tröstliches bringen, indes will ich sie noch anhören, mich dann aber krank stellen und mir noch vor meiner Ankunft in Leipzig den Tod geben. Inzwischen werde ich Ihnen alle meine Geschäfte übertragen, Sie können alle Briefe an mich öffnen, und, sobald Sie die Kunde meines Todes erhalten haben, lassen Sie die Armee meinem Bruder den Eid der Treue leisten. Ich weiß recht wohl, daß nur persönlicher Haß gegen mich ganz Europa, völlig gegen seine Interessen, zu dem jetzigen Benehmen treibt, weswegen ich mich dem Wohle meiner Staaten opfern will. Der Zustand, in dem ich mich befinde, ist länger nicht zu ertragen und schlimmer als der Tod."

Der Prinz antwortete ihm, daß er sehr bekümmert über diesen Entschluß sei und daß er gar keinen Grund sähe, die Sache so auf das Äußerste zu treiben. Er wäre ja auch nicht der erste Fürst, welcher sich gezwungen sähe, eine Provinz abzutreten. Er bekenne, daß seine Lage allerdings eine schreckliche sei, er brauche ja aber nur ein kleines Opfer zu bringen, um sich derselben zu entziehen. Die Standhaftigkeit im Unglück bestünde ja nicht darin, eine verlorene Partie halten zu wollen, sondern darin, sich der geeigneten Mittel zu bedienen, dem völligen Ruin vorzubeugen."

Solche nüchterne Ratschläge des Bruders, die als das Allheilmittel von allen Schäden die Abtretung einer Provinz empfahlen, wirkten auf den König stets wie ein Peitschenschlag. Wenn jemals des Königs Absicht, freiwillig zu sterben, wirklich ernsthaft gemeint war, so

gab es gar kein besseres Mittel, ihn davon abzubringen, als einen solchen kleinmütigen Ratschlag. Die gewaltige Willenskraft, die in diesem königlichen Menschen wohnte, bäumte sich alsbald mit solcher Wucht empor, empor gegen jedes Geducktwerden, daß man mit Recht von ihm das sagen konnte, was Racine von seinem Mithridates sagen läßt:

„Je mehr er elend ist, je mehr muß man ihn scheuen."

Des Königs Feinde sollten das bald am eigenen Leibe erfahren. Ihr fortwährendes Ausweichen war für den König das unerträglichste.

„Wenn ich vorrücke, so flieht der Feind, gehe ich zurück, so folgt er mir, aber immer außer Schußweite. Gehe ich von hier fort und suche etwa den stolzen Richelieu etwa bei Halberstadt auf, so wird er desgleichen tun, und die Feinde hier, die sich augenblicklich so ruhig verhalten wie Statuen, werden sich alsbald beseelen und mich irgendwo bei Magdeburg wieder festnageln. Wende ich mich nach der Lausitz, dann nehmen sie mir meine Magazine in Leipzig und Torgau und gehen geradeswegs nach Berlin. Kurz, ich bin in Verzweiflung. Binnen kurzem muß dies enden auf die eine oder andere Weise."

In der Tat war um die Mitte des Oktober die Lage eine ganz verzweifelte. Richelieu stand mit der Hauptarmee bei Halberstadt, der Herzog von Broglie war mit zwölftausend Mann zur Dauphine und zu Hildburghausen detachiert, er stand damals in der Gegend von Nordhausen. Zwischen Langensalza und Erfurt lagerten Hildburghausen und Soubise mit vierzigtausend Mann.

Die Schweden waren auf dem Marsch gegen Stettin, ihnen konnte der König nichts entgegenstellen. Nadasdy belagerte mit dreißigtausend Mann Schweidnitz, Prinz Karl von Lothringen hatte mit sechzigtausend Mann Bevern gegen Breslau gedrängt. Bautzen hielt der österreichische Generalfeldzeugmeister von Marschall besetzt, achtzehntausend Mann stark.

Demgegenüber hatte der König an Feldtruppen knapp dreißigtausend Mann bei sich. Die hatte er jetzt, um allen Überrumpelungen vorzubeugen, noch in drei Teile teilen müssen. Prinz Moritz von Dessau war mit achttausend Mann auf Torgau detachiert, um die Magazine zu decken und den General von Marschall in Schach zu halten. Prinz Ferdinand deckte mit siebentausend Mann Magdeburg gegen Richelieu, und der König selbst stand mit kaum fünfzehntausend Mann zwischen Weißenfels und Eckartsberga, zur Untätigkeit gezwungen, denn keiner wollte ihm vor die Klinge. Wie bitter er das empfand, wissen wir aus seinen eigenen Briefen.

Da kam durch eine feindliche Unternehmung selbst die Lösung aus dieser Versteinerung, und der König durfte die befreiende Wirkung der frischen Tat wieder an sich erproben. Er hatte wieder ein Ziel, auf das er losgehen konnte, und alle niederdrückenden Empfindungen wichen von ihm, — die Feinde mochten sich hüten.

Schon wenige Tage nach jenem Mithridates-Abend von Eckartsberga schrieb er an Schwester Wilhelmine einen Brief, der ganz anders klingt, er ist datiert aus Eilenburg vom 17. Oktober 1756 und lautet:



Aus Rehtwisch, Leuthen. Verlag von Georg Wigand, Leipzig.

Friedrich der Große und der französische Grenadier bei Roßbach.

Nach einer Zeichnung von C. Hampe gestochen von Meno Haas.

Meine teuerste Schwester, — Wozu ist die Philosophie nütze, wenn man sie nicht in den unangenehmen Augenblicken des Lebens anwendet? Dann ist es, meine teure Schwester, daß Mut und Festigkeit uns zustatten kommen.

Ich bin jetzt in Bewegung, und da ich mich einmal in dieselbe gesetzt habe, so dürfen Sie darauf rechnen, daß ich nicht wieder an Ruhe denken werde als unter, guten Vorzeichen. Wenn der Schimpf selbst die Feigen aufbringt, welche Wirkung muß er auf die mutigen Herzen machen?

Ich sehe voraus, daß ich Ihnen erst in sechs Wochen wieder werde schreiben können; wohl tut mir dies leid: aber ich bitte Sie, sich während dieser Zwischenzeit zu beruhigen und mit Geduld den Monat Dezember abzuwarten, ohne sich an die Nürnberger und die Reichs-Zeitungen zu kehren, die alle österreichisch sind.

Ich bin müde wie ein Hund. Ich umarme Sie mit ganzem Herzen, und bin mit zärtlichster Liebe, meine teuerste Schwester, Ihr — Friedrich.

Und bald darauf schrieb er auch die prophetischen Worte:

„Was die Franzosen angeht, so wollen sie nichts von mir hören, wohlan! Ich rechne darauf, durch Taten zu ihnen zu reden, so daß sie zu spät ihre Frechheit und ihren Übermut bereuen sollen."

Die Lawine, die mit gewaltiger Wucht in zwei Schlägen die französische und Reichsarmee und bald darauf auch die österreichische Armee zerschmettern sollte, wurde

durch Karl von Lothringen selbst ins Rollen gebracht. Der Prinz kam nämlich auf die Idee, daß der Zeitpunkt zu einem Einfall in die Mark und zur Okkupation Berlins außerordentlich geeignet sei. Schon im September hatte er an den Feldmarschall-Leutnant Andreas Hadik, der damals in Radeburg stand, geschrieben:

„Ich habe verlaßliche Nachricht, daß nachdeme der Feind in Preüßen von denen Russen geschlagen worden man in der Mark Brandenburg wegen eines Einfalls in großen Sorgen stehe. Da nun bey solcher beschaffenheit, wo die gemüther bereits in eine forcht gesetzet worden, dortiger Enden mit Vortheil etwas zu unternehmen seyn dörfte, so wolle mir der Herr General-Feldmarschall Leutnant seine gedanken eröfnen, ob derselbe glaube, eine Expedition in die Mark vornehmen zu können."

Der Prinz wandte sich an den richtigen Mann, denn dieser Andreas Hadik, ein beherzter Ungar, mußte mit seinem Degen sechs lebendige Kinder ernähren, da hieß es Taten tun.

Mit dreitausendfünfhundert Mann und einigen Geschützen, die Prinz Karl zu ihm stoßen ließ, brach Hadik gegen Berlin auf. Er fand die ganze Mark von Truppen entblößt und kam ungehindert vorwärts. Bei Wusterhausen bog er in den Königswald ab, um seinen Anmarsch zu verdecken und die Stadt zu überraschen.

Am 16. Oktober, einem Sonntag Morgen, als in Berlin feierlich die Glocken zur Kirche riefen, erschienen die ersten Kroaten vor dem Cöpeniker Tor. Zugleich rückte der Oberst Ujhazy gegen das Potsdamer Tor heran,

auf das er einen Scheinangriff vollführen sollte. Er versteckte die dreihundert Husaren, die er bei sich hatte, zunächst in dem der Akademie gehörigen Wald, dem späteren botanischen Garten.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht, daß die Österreicher vor den Toren stünden, durch ganz Berlin. Die Bürger wußten wohl, daß die Garnison nicht viel wert sei, und darin hatten sie recht. Der Gouverneur, Generalleutnant von Rochow, verfügte insgesamt über ungefähr fünftausend Mann Besatzung, aber es stand sehr traurig um ihren inneren Wert. Das Fußregiment Loën bestand hauptsächlich aus Rekruten und war stark mit gepreßten Sachsen, von Pirna her, durchsetzt. Das Berliner Garnisonregiment Lüderitz schied für den Dienst eigentlich ganz aus. Die meisten Leutnants dieses Regiments waren über fünfzig Jahre alt, einer sogar ein Greis von schon siebenundsiebzig Jahren. Verläßlich waren nur die beiden Bataillone des Regiments Lange, aber auch sie waren durch Landmiliz ergänzt, dennoch hielten sie sich tapfer.

Bevor Hadik zum Angriff schritt, schickte er einen Trompeter in die Stadt mit der schriftlichen Aufforderung, binnen einer Stunde dreimalhunderttausend Taler Kontribution zu bezahlen, widrigenfalls er die Stadt beschießen und „nach Kriegsbrauch behandeln", das heißt plündern würde. Als sein Trompeter nach anderthalb Stunden noch nicht zurück war, ließ er seine Kroaten, untermischt mit Freiwilligen der deutschen Infanterie gegen die Cöpeniker Vorstadt vorgehen. Bei den Freiwilligen

befanden sich verschiedene Überläufer eines preußischen Regiments, das früher in der Cöpeniker Vorstadt gestanden hatte, die kannten des Orts Gelegenheit genau. Es gelang ihrer Artillerie, die Ketten der Zugbrücke zu zerschmettern, die alsbald mit Gekrach herniederrasselte, und nun richteten sie ihre Geschütze gegen das schlesische Tor. Einige Schüsse genügten, das Tor brach. Die Überwältigung der Brückenbesatzung machte keine Schwierigkeiten, denn zweihundert Mann von den Sachsen gingen sofort zum Feinde über. Hinter der Angriffskolonne folgte unmittelbar Hadik mit einigen Schwadronen Kavallerie.

Auf dem Torplatz stießen die Angreifer auf zwei Bataillone des Garnisonregiments Lange. Der österreichische Generalmajor von Baboczay forderte zur Übergabe der Stadt auf. Aber das preußische Bataillon Tesmar antwortete mit einer Salve. Baboczay stürzte zu Tode getroffen aus dem Sattel.

Die Folge war ein wütender Angriff der Österreicher von zwei Flanken her. Hadik ritt alles über den Haufen, was ihm in den Weg trat. Die Besatzung wurde zusammengehauen und mit dem Bajonett niedergemacht und über vierhundert Mann gefangen genommen. Hadik war so im Besitz der Cöpeniker Vorstadt. Er ließ aber, um Ausschreitungen zu vermeiden, den größeren Teil seiner Truppen vor der Stadtmauer lagern.

Der Kommandant von Berlin wußte sich nicht zu helfen. Er hatte eine geheime Ordre vom König, daß er mit der Garnison für den Schutz der königlichen Fa-



ig.



Originalaufnahme zu Rehtwisch, Leuthen.

Verlag von Georg Wigand, Leipzig.

Radaxdorf mit dem Butterberg.

Von der Mitte des Bildes beginnend nach links zu liegt das Dorf Radaxdorf, das den General von Driesen mit seinen Schwadronen dem Grafen Lucchesi verbarg. Die leichte, von einem Busch gekrönte Kuppe rechts auf dem Bilde ist der sogenannte Butterberg, hinter welchem Driesen plötzlich hervorbrach. Noch weiter nach rechts im Vorterrain lag die Radaxdorfer Goy, das kleine Gehölz, in welchem sich König Friedrich dem Feuer der feindlichen Batterien aussetzte. Es ist später abgeholzt.

milie einzustehen habe und er mochte wohl glauben, daß der Vorhut Hadiks ein größeres Heer folge. So hielt er es für seine erste Pflicht, das königliche Haus, das Ministerium und die Staatskassen in Sicherheit nach Spandau zu bringen. Er zog also mit der gesamten Garnison ab und brachte seine Schutzbefohlenen nach Spandau, Berlin seinem Schicksal überlassend. Die Berliner Bürgerschaft war über das Verhalten ihres Gouverneurs so empört, daß er sich nach seiner Rückkehr aus Spandau kaum auf den Straßen sehen lassen konnte, ohne daß ihm Schimpfworte nachgerufen wurden.

Inzwischen begann aber dem Feldmarschall-Leutnant Hadik der Boden unter den Füßen zu brennen. Ihm war Kunde gekommen, daß Prinz Moritz von Dessau von Torgau gegen ihn aufgebrochen sei, und er wußte genau, daß mit dem nicht gut Kirschen essen sei. Er sandte einen Rittmeister an den Magistrat und forderte, da die Stadt Widerstand gezeigt habe und bei dem Straßenkampf ein General gefallen sei, jetzt sechsmalhunderttausend Taler Brandschatzung. Soviel vermochten die Berliner indes in so kurzer Zeit nicht zusammenzubringen und Andreas Hadik mußte froh sein, als er schließlich zweihunderttausend herauspreßte, davon fünfzigtausend Taler in Wechseln auf seinen Namen in Wien zahlbar. Sobald Hadik das Geld hatte, das von der Kaufmannschaft und den Schutzjuden innerhalb acht Stunden zusammengebracht wurde, machte er, daß er davon kam.

Als Hadik abrückte, stand Moritz bereits in der Nähe von Großbeeren. Seydlitz mit Kavallerie war vorauf,

er zersprengte noch einen Trupp der Nachhut Hadiks und jagte den Österreichern einen Wagen mit Geld wieder ab. Am 18. Oktober traf Moritz in Berlin ein, aber es war ihm nicht mehr möglich, zu verfolgen, denn seine Truppen waren von acht Eilmärschen völlig erschöpft. So glückte es Hadik, fortwährend nach Osten ausbiegend, mit seinem Raub zu entkommen. Aus Beeskow teilte er am 19. Oktober dem Prinzen Karl von Lothringen den glücklichen Erfolg seines Unternehmens mit und fügte klug hinzu:

„Ich recomendiere mich zu Ew. Königl. Hoheit höchster Protektion bey Ihrer Majestät der Kaiserinn Königinn, Allerhöchst Dieselbe wollen meiner Unvermögenheit und meiner sechs Kinder allermildest jetzo oder mit Gelegenheit einer Fiscalität in Hungarn eingedenk seyn."

Die Kaiserin sah ihn denn auch mit Gnaden an. Besonders zufrieden war sie damit, daß er von den fünfundzwanzigtausend Talern, die Berlin noch besonders für die Offiziere und Soldaten hatte bezahlen müssen, nichts für sich genommen hatte. Als Randbemerkung zu dem Bericht, der ihr erstattet wurde, schrieb sie eigenhändig: „Die austheilung ist sehr moderat gewesen — und sehr schön von Ihm daß er nichts genommen, resolviere ihm also dreitausend Dukaten." Dazu erhielt er das Großkreuz des Theresienordens und später auch das große Gut Futak in Ungarn, das seine Nachkommen durch Generationen besaßen. So sorgte Andreas Hadik für seine sechs Kinder.

Der Stadt Berlin kostete die Sache leider über zweimalhunderttausend Taler. Aber der Berliner Witz wahrte auch hier seinen guten Ruf, denn Hadik hatte außer der großen Geldsumme noch zwei Dutzend Paar feiner lederner Handschuhe gefordert, um sie seiner Kaiserin als Geschenk zu senden. Als Maria Theresia das Paket mit den Handschuhen erhielt, wird sie ein sehr verblüfftes Gesicht gemacht haben, denn — es waren lauter linke.

Um dieselbe Zeit, als der verwegene Andreas Hadik sich bei Wusterhausen seitwärts in die Büsche schlug, um sich unentdeckt an Berlin heranzuschleichen, mit gutem Erfolg, wie wir gesehen haben, versuchte zu Regensburg der Notarius des römischen Rechts Doktor Georg Mathias Joseph Aprill auch einen Handstreich gegen den König von Preußen, aber mit welchem Erfolg!

Dieser Notar hatte nämlich den Auftrag, dem König eine Zitation zu überreichen mittels derer der König von Preußen und Kurfürst von Brandenburg unter der Anklage des Landfriedensbruchs vor den Reichshofrat in Regensburg geladen werden sollte. Das ganze Betreiben ging von Wien aus, wo man damit rechnete, daß eine Erklärung der Reichsacht gegen den Kurfürsten von Brandenburg im Reiche und unter den Fürsten eine große Wirkung haben müßte. Man glaubte damit Friedrich völlig isolieren zu können, und hatte eine solche Androhung der Reichsacht auch schon an die mit Friedrich verbündeten deutschen Fürsten und an die Generale

seines Heeres, die fürstlichen Häusern entstammten, ja selbst an die Brüder des Königs ergehen lassen.

Eine solche Androhung hatte im Anfang des Oktober auch Fürst Moritz von Dessau erhalten. In diesem Schriftstück war besagt, daß jeder Fürst und Untertan bei Strafe des Verlustes von Leib und Leben, Einziehung von Hab und Gut, Lehen und Eigentum, von dem geächteten Kurfürsten von Brandenburg binnen zwei Monaten abzulassen habe.

Der tapfere Moritz war eine grundehrliche Haut, dem keine Redoute zu fest und kein Kugelregen zu dicht war. Aber vor diesem pergamentenem Etwas mit seinem scheußlichen Kurial-Stil, das ihm da von Wien oder Regensburg zugestellt wurde, scheint er doch eine Art Scheu gehabt zu haben, wie ein tapferer Haudegen vor jedem Blatt Papier. Er kam deshalb wiederholt bei Friedrich um eine Unterredung in dieser Angelegenheit ein, aber der König lehnte die Gewährung einer solchen rundweg ab. Als endlich Moritz eine schriftliche Eingabe gemacht hatte, fand der König für seine Erwiderung jenen an die Nieren gehenden Lapidarstil, der bei einem Moritz nie versagen konnte:

„Da Ich die menge von teutschen Printzen bei der Armee habe, die sich nicht an alle dergleichen indigne und wider alle Reichsverfassungen und Grundgesetze des Reichs laufende so zu sagen infame Procédés des Reichshofrates kehren, Ich also auch persuadiret bin, daß Ew. Liebden solcher patriotischen Gesinnung folgen und sich an nichts dagegen kehren werden. Und da Ich

Ew. Liebden schon einmal darüber Selbst geschrieben habe, So ersuche Ich Dieselben hierdurch nur, in das künftige diese Materie nicht wieder zu berühren."

Es war in der Tat eine grenzenlose Unverfrorenheit und ein Rechtsübergriff ohnegleichen, daß man von einem „geächteten Kurfürsten von Brandenburg" sprach, während doch die Acht noch gar nicht erklärt worden war.

Die Zitation vor den Reichshofrat trug den wunderbaren Titel: Citatio ad videndum et audiendum, se declarari in poenam Banni Imperii et privari omnibus fendis, Juribus, gratiis, Privilegiis et expectativis in Sachen den gewaltsamen Königlich Preußischen, Churbrandenburgischen Einfall in die Königlich Pohlnisch-Chur-Sächsischen Lande, auch weiteren Anzug in die Reichslande betreffend, in specie Fiscalis Imperialis aulicus contra den König von Preußen als Churfürsten von Brandenburg.

Einen so langen Titel hatte diese Zitation, die Herr Doktor Aprill dem preußischen Gesandten am Reichstage zu Regensburg dem Freiherrn von Plotho „insinuiren" sollte. Wie er selbst, der langstielige Doktor „im Namen der allerheiligsten und ungeteilten Dreifaltigkeit" versichert, war ihm, dem „Endes Unterschriebenen Kaiserlichen geschworenen Notarium Publicum Mittwochs am 12. Octobris im Jahre nach Christi unsers lieben Herrn und Seligmachers Geburt 1757 um 11 Uhr in meinem Wohnzimmer eine Stiege hoch gegen Mittag gelegen in des Jacoben Virnrohrs Bürgers und Gastgebers allhier in Regensburg Behausung, zum roten

Stern genannt" das Dokument übergeben worden, um es durch einen notariellen Akt dem kurbrandenburgischen Gesandten Freiherrn von Plotho zuzustellen.

Als sich Doktor Aprill am nächsten Tag zu Plotho begab, dessen Wohnung er natürlich mit derselben Gewissenhaftigkeit beschreibt, wie seine eigene, hatte er kein Glück.

„Ich ließ mich alldorten", berichtet er in seinem Notariatsprotokoll, über den ganzen Vorgang „durch einen von des Herrn Gesandten Bedienten ansagen, mit dem Beisatz, daß ich mit Sr. Exellenz etwas zu sprechen hätte, wenn Dieselbe erlaubten, mich vorzulassen; auf Welches der Herr Gesandte durch eben diesen Bedienten mir vermelden ließe, wie derselbe mit einem Katarrh behaftet wäre, was ich also zu sprechen hätte, nur den Sekretär sagen solle. Da ich aber erwiederte, daß ich Sr. Exellenz selbsten in Person die obhandene Verrichtung vorzubringen hätte, wurde mir durch denselben Bedienten hinwiederum bedeutet, daß ich morgen gegen 12 Uhr kommen solle."

Am andern Tag verfügte sich Aprill mit den gesetzlichen zwei Zeugen, zwei ehrsamen Bürgern aus Regensburg, nochmals zum Freiherrn von Plotho. Der kam ihm bereits im Schlafrock entgegen und fragte hastig, was es gäbe? Worauf sich nach dem protokollierten Bericht des Notars folgender Vorgang abspielte:

„Nachdem nun hochgedachter Freyherr von Plotho sothane von mir übernommene Citationem fiscalem eingesehen, und deren Formalien ihm zu Gesicht gekom-

men, solche gelesen und vernommen worden, hat Se. Exellenz sich anfänglich entfärbet und kurz hienach etwas mehreres entzündet, bald darauf aber, da er mit Attention in die Citationem fiscalem eingesehen und betrachtet, sind Se. Exellenz, Freyherr von Plotho, in einen heftigen Zorn und Grimm gerathen, und also zwar, daß dieselbe sich nicht mehr stille zu halten vermocht, sondern mit zitternden Händen und brennendem Angesichte, beyde Arme in die Höhe haltend, gegen mich aufgefahren, dabey auch die Fiscal-Citation nebst dem Apponendo annoch in seiner rechten Hand haltend, in diese Formalia wider mich ausgebrochen: ‚Was, du Flegel, insinuiren?‘ Ich antwortete darauf: ‚Dieses ist mein Notariats-Amt, deme ich nachzukommen habe.‘ Dessen aber ungeachtet fiel mich Er, Freyherr von Plotho, mit allem Grimme an, ergriffe mich bey denen vorderen Theilen meines Mantels, mit Vermelden: ‚Willst du es zurücknehmen?‘ Da mich nun dessen geweigert, stoßte und schob er sothane Citation, benebst dem Apponendo, vorwärts zwischen meinen Rock mit aller Gewalt hinein, und da er, mich annoch bey dem Mantel haltend, zum Zimmer hinausgedrücket, rufte er zu denen zwey vorhandenen gewesenen Bedienten: ‚Werfet ihn über den Gang hinunter!‘ Welche aber an diesem Acte selbsten ganz verhaftet, nicht wußten, was sie eigentlich thun sollten, sondern haben nur mich samt denen zwey Zeugen zurück begleitet und aus dem Hause uns zu verfügen genöthiget.“

So erzählt der gelehrte Doktor Aprill in seinem No-

tariatsinstrument, das er und seine beiden Zeugen unterschrieben haben, diesen ewig denkwürdigen historischen Vorgang, der ihn mitsamt dem Reichshofrat dem homerischen Weltgelächter eines ganzen Europa preisgeben sollte.

Auch der treffliche Plotho, der seines Königs Interessen in so energischer, und wo es nötig war, handgreiflicher Weise zu wahren wußte, hat einen drastischen Bericht an den König abgefaßt, der aber nie in Friedrichs Hände kam, denn Laudons Husaren fingen ihn auf, und er ruht im Kriegsarchiv zu Wien. Hier ist er:

„Allerdurchlauchtigster Großmächtigster König, Allergnädigster König und Herr!

Gestern Nachmittag ließ ein Doktor und Advokat bey hiesigem hoch-Stift, Namens April, bey mir melden, und verlangte — mich zu sprechen, und mein Domestique, der selben anmeldete, sagte, daß er noch zwey Bürger, so unter dem hiesigen Hochstift angeseßen, bey sich hätte; weil aber mit einem starken Husten und Catarre befallen, so ließ ich sagen, daß ihn jetzt nicht sprechen könnte, er mögte also sagen lassen, was sein Begehren, allenfalls könnte er auch sein Anbringen dem Legat: Secretario Klinzmann, welcher sich eben in meinem Quartier in dem Archiv befände, nur eröffnen, durch welchen ich es vernehmen, und die Antwort zurück sagen lassen würde; Allein es wurde mir zur Antwort zurückgebracht, wie der Doctor April nach habenden Special-Befehl mich selbst sprechen müsse, und daher auf den andern Tag sich die Zeit und Stunde ausbäthe. Ich gab also die Stunde



Aus Rehtwisch, Leuthen. Verlag von Georg Wigand, Leipzig.

Herzog Ferdinand von Braunschweig.

Nach einer Zeichnung von Adolph Menzel.

auf heut Vormittag um 12 Uhr, und ist mir nunmehr sehr lieb, daß die Anweisung an den Legat: Secretaire Klinzmann nicht angenohmen worden, weil selbiger sich in dem Vorfall vielleicht nicht sogleich zu finden gewust haben würde.

Heute erschien also der Doctor April mit denen zwey Bürgern in der gesetzten Stunde, und sobald derselbe in meine Stube eingetretten, gieng an denselben heran, und fragte, was sein Begehren? Da denselben niemalen vorher gesehen, und eben so wenig von dessen besondern Namen gehöret; Solcher zog darauf aus dem Busen ein in folio zusammen gebogenes Paquet, so offen, und worinn, wie ich wahrnahm ein in eben solchem Format versiegeltes Paquet heraus, und überreichte mir solches.

Ich nahm auch solches ohne Bedenken an, weil ich vermuthete, daß es etwa Requisitoriales an ein Dicasterium in Ewr. Königl, Maytt. Landen, und um deren sichre Besorgung ersuchet werden würde. Als aber der Doctor April darauf vorzutragen anfing: Bey Kayserlr. Maytt. angebrachte Achts-Klage, wider Königl. Maytt. von Preußen: So erwartete ich das weitere nicht ab, indem ich hier aus schon genug nehmen konnte, daß des Reichs Fiscals Achts-Klage wider Euer Königl. Maytt. an mich wollte insinuiret werden, sondern packte mit der einen Hand den Doctor an, damit er mir nicht entwischen konnte, und mit der andern gab ich das Paquet zurück, mit Bedrohung, daß ich ihn so lange prügeln, und mit Füßen tretten wollte, bis er es wieder in die Hände zurückgenohmen, und in den Busen gestecket,

wozu sich denn auch derselbe bequemte, indessen die beyde Bürger bey diesen Complimenten zum voraus die Thüre suchten; den Doctor aber nahm ich bey dem Flügel, und wurff ihn zur Thür hinaus, und meinen draußen stehenden Leuten befahl ich, diese drey Kerls zur Treppe herunter, und zum Hauße heraus zu schmeißen; Ihre Flucht aber war so geschwind von der Treppe, und aus dem Hauße, daß sie der Begleitung entgiengen.

Euer Königl. Maytt. habe ich demnach diesen Vorfall sofort allerunterthänigst berichten sollen, und hoffe in meinem Betragen nicht verfehlt zu haben, der ich in tiefster Submission ersterbe

Euer Königl. Mayestätt

Regensburg, den 14. Oktober 1757.

Allerunterthänigst Treugehorsamster
von Plotho.

Den Spuren des Barons von Plotho begegnen wir noch einmal in Goethes Wahrheit und Dichtung, und zwar in einer höchst sympathischen Weise. Bei Gelegenheit seiner Erzählung der Kaiserkrönung Josephs des Zweiten erwähnt Goethe auch verschiedene Abgesandte der deutschen Staaten, die mit Pracht und Pomp ihre Duodez-Fürsten vertraten, es heißt an jener Stelle Plotho betreffend:

„Doch verschwand gewissermaßen die Gestalt und Würde dieser trefflichen Personen über dem Vorurteil, das man für den brandenburgischen Gesandten, Baron von Plotho, gefaßt hatte. Dieser Mann, der durch eine

gewisse Spärlichkeit sowohl in eigner Kleidung als in Livreen und Equipagen sich auszeichnete, war vom siebenjährigen Kriege her als diplomatischer Held berühmt, hatte zu Regensburg den Notario Aprill, der ihm die gegen seinen König ergangene Achtserklärung von einigen Zeugen begleitet, zu insinuiren gedachte, mit der lakonischen Gegenrede: „Was? Er insinuiren?" die Treppe hinuntergeworfen oder werfen lassen. Das erste glaubten wir, weil es uns besser gefiel und weil wir es auch dem kleinen gedrungenen, mit schwarzen Feueraugen hin und wieder blickenden Mann gar wohl zutrauten. Aller Augen waren auf ihn gerichtet, besonders wo er ausstieg. Es entstand jederzeit eine Art von frohem Zischeln, und wenig fehlte, daß man ihm applaudiert, vivat oder bravo zugerufen hätte. So hoch stand der König und alles, was ihm mit Leib und Seele ergeben war, in der Gunst der Menge, unter der sich, außer den Frankfurtern, schon Deutsche aus allen Gegenden befanden."

Die ganze Reichsacht mit ihren Protokollen und was sonst drum und dran war, fiel glatt unter den Tisch, als die schnellen Siege König Friedrichs die Reichsherrlichkeit so gründlich erschütterten.

Wohl tauchte sie später noch einmal wieder auf, man wollte sogar auch Georg den Zweiten als Kurfürsten von Hannover gleich mit in die Acht tun, aber die evangelischen Reichsstände wollten nichts davon hören, und ein gescheiter Diplomat ließ sich vernehmen. „Wenn wir die Sache auf die Spitze treiben, werfen uns die beiden Könige den Tisch vor die Füße und treten aus

dem Reichsverband, was dann?" Dabei hatte es dann sein Bewenden, und das Gespenst der Reichsacht verschwand ein für allemal in der Versenkung.

Sobald der König sich nach Leipzig wandte, um den Prinzen Moritz bei seiner Operation gegen Hadik zu unterstützen, erwachte in Hildburghausen von neuem die Hoffnung, daß nun der Augenblick da sei, seine Armee zum Sieg zu führen. Aber trotz aller Vorstellungen wollte sein Kollege Rohan-Soubise wieder einmal nicht mit vorwärts. Wütend über die ewigen Einwände rückte der deutsche Oberfeldherr mit seiner Reichsarmee allein voran, während der andere mit seinen Franzosen einstweilen noch bei Langensalza stehen blieb.

Der Marschall Richelieu seinerseits bezeigte auch durchaus keine Lust zu Taten. Er war vielleicht sogar derjenige, der Soubise ungünstig beeinflußte, denn er schrieb diesem: Es sei riskant, den König von Preußen mit seiner kriegsgewohnten und abgehärteten Armee anzugreifen. Man wage viel dabei, und es sei viel zu verlieren, aber nichts zu gewinnen. Gedachte der Marschall vielleicht der Konsultation, die er dem Ingenieur-Offizier Balbi bewilligt und für die er hunderttausend preußische Reichstaler eingesackt hatte?

„Es ist nicht zweifelhaft," schreibt um diese Zeit König Friedrich in sein Memorandum, „daß die Summen, welche durch die Hände des Marschalls flossen, seinen kriegerischen Eifer für die Folge beträchtlich verminderten." Jedenfalls ließ Richelieu, der sein Sauvegarde-Brief-Geschäft in aller Ruhe weiterbetreiben wollte, sich mit



Aus Rehtwisch, Leuthen. Verlag von Georg Wigand, Leipzig.

Prinz August Ferdinand von Preußen.

Nach einer Zeichnung von Falbe gestochen von J. E. Nilson.

dem Herzog Ferdinand von Braunschweig, seinem unmittelbaren Gegner, in Waffenstillstandsverhandlungen ein, die er in zweideutigster Weise hinzögerte. Er wollte sich Friedrich gefällig erweisen und wollte in Versailles auch keinen Anstoß geben. Und er war ein geschickter Mann, der den Mantel mit unnachahmlicher Grazie auf beiden Schultern zu tragen verstand.

Für seine Kollegen Hildburghausen und Soubise tat er nichts, obgleich man von Wien aus in Versailles fortwährend darauf drängte, daß die beiden französischen Hilfsarmeen sich die Hand reichen und gemeinsam handeln sollten. Aber in Versailles war man wiederum ganz anderer Meinung. Prinz Karl und Daun waren ja dazu da, die heißen Kastanien aus dem Feuer zu holen. Schließlich auch Hildburghausen mit seinen Reichstruppen, wenn er durchaus wollte. Aber die Franzosen? Endlich verstand sich der Herzog von Richelieu dazu, den General Herzog von Broglie mit 12 000 Mann an Hildburghausen abzugeben. Aber es kam dem genasführten deutschen Oberfeldherrn so vor, als ob der Franzose gerade seine schlechtesten Regimenter ausgesucht habe. Zelte zum Biwakieren hatten sie nicht, keinen Proviant, keine Munition und vielfach keine Sohlen unter den Stiefeln. Aber wenigstens war ihr Führer ein tüchtiger General.

Das war der Herzog Viktor François von Broglie aus der alten italienischen Adelsfamilie Broglio, die seit Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts in Frankreich naturalisiert war. Er war der fähigste General, den die

Franzosen im Felde stehen hatten, damals 39 Jahre alt. Goethe hat uns ein hübsch skizziertes Porträt des Mannes überliefert. Als Knabe sah er den Marschall von Broglio häufig in Frankfurt, wo er Stadtkommandant war. Er schildert ihn als einen jüngeren, nicht großen, aber wohlgebauten lebhaften, geistreich um sich blickenden behenden Mann. „In dieser Zeit," schrieb Goethe, „habe ich den Marschall von Broglio öfter gesehen, immer heiter, ein wie das andere Mal an Gebärden und Betragen völlig gleich, und es hat mich auch nachher gefreut, den Mann, dessen Gestalt einen so guten und dauerhaften Eindruck gemacht hatte, in der Geschichte rühmlich erwähnt zu finden."

Dem Herzog von Richelieu war ein solcher Mann nicht gerade bequem, er sah zu viel und zu klar, was er aber sah, war jedenfalls nicht geeignet, Richelieus Ruf zu verbessern. Schon längst sprach man in Paris über das unerhörte Treiben des Siegers von Minorca ziemlich laut.

Dies war derselbe Broglie, der drei Jahrzehnte später die gegen die Revolution zusammengezogenen Truppen in Versailles kommandierte und es erleben mußte, daß die meuterischen Regimenter ihm unter den Händen wegschmolzen. Der glänzende Mann lernte den Wandel der irdischen Dinge gründlich kennen. Nach dem Zusammenbruch des Königstums war sein Los das Exil. Sein einziger Sohn, der ihm damals während des Feldzugs in Thüringen geboren wurde, fiel unter dem Fallbeil. Er selbst mußte noch als achtzigjähriger Greis von

den Russen das Gnadenbrot annehmen und starb 1804 im hohen Alter in Münster.

Als dieser tatkräftige Mann zur Armee stieß, bekam Soubise wieder mehr Courage und entschloß sich nun, auch vorzurücken. Das geschah zwar sehr langsam, aber es geschah doch. Der Vorstoß der vereinigten Armee richtete sich gegen Leipzig. Es war wie das Spiel zwischen Katze und Maus: Die Katze hatte den Rücken gewendet, die Mäuse wurden frech und kamen aus ihren Löchern heraus.

Hildburghausen hatte es eilig. Schon am 25. ließ er den Feldmarschall Keith, der Leipzig besetzt hielt, zur Übergabe auffordern. Aber Jakob Keith, der alte Parteigänger der Stuarts, der schon als flaumbärtiger Jüngling sein Blut für die Jakobiten verspritzt und seitdem, den Degen in der Faust, vaterlandslos in aller Herren Länder umhergeirrt war, steckte die Hildburghausen und Soubise dreimal in die Tasche. Der war nicht der Mann, Leipzig ohne Kampf bis aufs Messer aufzugeben. Er ließ die Brücken abbrechen, die Tore verbarrikadieren, Verschanzungen aufwerfen, und tat alles, was ein entschlossener Kriegsmann in solchem Fall zu tun pflegt.

Aber er wußte auch, daß eine gewaltige Übermacht gegen seine paar Tausend anrückte und das Allerschlimmste: ihm fehlte das Pulver, ein paar hundert Pfund waren der ganze Vorrat. Keith sandte Eilboten an den König, der schon, auf dem Marsch zum Entsatz von Schweidnitz begriffen, bis Herzberg gekommen war,

bei solcher Kunde aber flugs umkehrte, denn nun durfte er hoffen, die lang gesuchten Feinde vor die Klinge zu bekommen.

„Beruhigen Sie sich," schrieb er vergnügt an Keith, „der Hildburghausen wird Sie nicht fressen, ich bürge Ihnen dafür." Alsbald erwiderte schlagfertig der tapfere Jakob Keith: „Ew. Majestät führen Pulver und Kanonen mit sich und alles, was sonst nötig ist. Wenn ich genug davon hätte, würde derjenige, der mich fressen wollte, vermutlich einen sehr schwer verdaulichen Braten vorfinden."

Aber Hildburghausen und Soubise gingen an diesen Braten gar nicht erst heran, denn schon traf die Nachricht in ihrem Lager ein, daß der König bereits mit zehntausend Mann und genügender Artillerie in Leipzig eingerückt sei. Franzosen und Reichsarmee begannen sich wieder nach rückwärts zu konzentrieren, und das alte Spiel des Haschens schien von neuem anfangen zu sollen. Seydlitz mit seinen Reitern saß ihnen auch schon auf den Fersen.

„Alles ist in voller Karriere von dem einen Stadttor zu Lützen bis zum andern gejagt worden. Denen französischen Husaren, welche die Arriere-Garde durch die Stadt machen wollten, ist es hierbei übel ergangen und mancher Haarzopf von ihnen in den Gossen liegen geblieben," schrieb Seydlitz vergnügt.

Am 31. Oktober stand Friedrich bereits vor Weißenfels. Der König ließ unverzüglich angreifen, wobei das Freibataillon unter dem bekannten Oberst von Mayr



Originalaufnahme zu Rehtwisch, Leuthen.

Verlag von Georg Wigand, Leipzig.

Der Glanzberg zwischen Schriegwitz und Sagschütz.

Links und rechts von diesem Berge entwickelte sich der preußische erste Angriff auf Sagschütz, der von der Höhe des Glanzberges aus von der Brummerbatterie unterstützt wurde. Hinter dem Glanzberge ragen die Baumgruppen von Sagschütz auf. Rechts am Rande des Bildes sieht man einen Ausläufer des Kaulbusches.

die Tore sprengte. Die Stadt wurde vollständig überrascht. Hildburghausen eilte, als er den Kanonendonner hörte, herbei, und ordnete den Rückzug so gut, wie er konnte. Die Hauptbrücke war schon auf alle Fälle mit Werg, Speck und, wie man berichtet, mit mehreren Hundert Zentnern Talglichtern bepackt und auf den Befehl des Marschalls alsbald angezündet. In wenig Minuten brannte sie lichterloh, — natürlich war sie zu früh angezündet. Solche Brücken werden immer zu früh angezündet. Fünfhundert Mann Reichstruppen, die sich noch am jenseitigen Ufer aufhielten, fielen den Preußen in die Hände.

Durch brennende Brücken war Friedrich allerdings niemals abzuhalten. Er ließ sofort einen neuen Brückenschlag beginnen, dessen Anlage er selbst leitete. Während dies auf preußischer Seite geschah, hatte sich drüben auf französischer der Artillerie-Kommandant, der in Weißenfels das Kommando geführt hatte, um sich von dem überstandenen Schreck zu erholen, in seinem Zelt zum Frühstück niedergesetzt, während seine Geschütze den preußischen Brückenbau zu stören versuchten. Dieser Artillerie-General trug den hochtönenden Namen Louis des Balbes de Berton de Quiers, Duc de Crillon, und er stammte von jenem Crillon, dem Heinrich der Vierte einst den Namen gab: „Tapferster der Tapfern" (also es gab vor dem Marschall Ney schon einen solchen). Dieser Urenkel Crillon ließ es auch an Tapferkeit nicht fehlen. Er machte in späteren Jahren mit seinen lederbedeckten schwimmenden Batterien die berühmten wütenden An-

griffe auf Gibraltar. Das war später; damals bei Weißenfels frühstückte er zunächst. Da geschah es, daß der Artillerie-Kapitän Brunet zu ihm ins Zelt trat und ihn fragte: „Herr Herzog, soll ich den König von Preußen tot schießen?" Crillon blickte den Mann erstaunt an, aber der Offizier begründete seine sonderbare Frage damit, daß er erklärte, die Gestalt des Königs von Preußen sei drüben am andern Ufer genau zu erkennen, und ein wohlgezielter Kanonenschuß könnte vielleicht eine ungeahnte Bedeutung für den ganzen Krieg haben. Aber der Herzog lächelte, bot dem eifrigen Artillerie-Kapitän ein Glas Madeira und lehnte das Anerbieten edelmütig ab. So will der Herzog von Crillon dem König von Preußen das Leben gerettet haben. Eine zweite Frage ist allerdings, ob der eifrige Offizier getroffen hätte, denn das Leben des Königs lag in der Hand eines Höheren.

Die vereinigte französische und Reichsarmee setzte sich jetzt, nachdem der Herzog von Broglie seine Verstärkungen herangeführt hatte, aus einunddreißigtausend Mann Franzosen und ungefähr elftausend Mann Reichstruppen zusammen, so daß Soubise dreiviertel der Armee unter seinem unmittelbaren Kommando hatte. Der Herzog von Hildburghausen hatte starke Detachements an die Saale-Übergänge und zur Deckung seiner Magazine entsenden müssen, so war sein unmittelbares Kommando sehr geschwächt, und obgleich dem Namen nach Oberbefehlshaber des Heeres, war er jetzt auf den guten Willen des Prinzen Rohan-Soubise angewiesen. Dieser

Mann schwankte aber wie ein Pendel hin und her, Kriegsrat über Kriegsrat, — und schließlich die dümmsten Entschlüsse. Würdevoll schrieb ihm endlich Hildburghausen:

„Wenn Sie Bewegungen machen, die ich für nachteilig halte, und Sie solche wider meinen Willen machen, der ich doch die Ehre habe, hier zu kommandieren, und Sachen unternehmen, die ich mißbillige, so trenne ich mich nicht von Ihnen, sondern Ew. Durchlaucht verlassen mich.“

Diese oberfeldherrliche Vorhaltung, die so feine Unterschiede machte, war ja in der Theorie ganz richtig, aber in der Praxis? Man denke sich einen Reiter, der von einem bockigen Gaul abgeworfen ist und nun, den Gaul am Schwanz haltend, hinter ihm herläuft: Ich trenne mich nicht von meinem Pferde, aber mein Pferd will sich von mir trennen! Kurz, Hildburghausen mußte mit durch Dick und Dünn, oder er lief Gefahr, von den Preußen einzeln angegriffen und abgewürgt zu werden.

Ohne Hildburghausen auch nur zu benachrichtigen, bezog der französische General mit seiner Armee ein Lager südlich von Mücheln mit der Front gegen Norden. Die Lage war so unklug gewählt, daß der König, der über die neugeschlagene Brücke bei Weißenfels über die Saale ging, ganz bequem die rechte Flanke und den Rücken zugleich angreifen konnte. Dazu war die Gegend vollständig ausgeplündert, die Dörfer Branderode und Zeuchfeld verwüstet, die Armee konnte sich nur wenige Tage kümmerlich erhalten. Hildburghausen berichtete

jammernd nach Wien, das Lager wäre so konfus, daß er dergleichen noch nie in seinem Leben gesehen hätte. Sein Hauptquartier läge vor der Front in Sankt Ulrich, so weit von der Armee, daß ein Streifkorps von dreihundert preußischen Husaren genügte, ihn mitsamt seinem Stabe aufzuheben. Aber auch französische Offiziere waren über diese Wahl des Lagers empört. Der General Graf Saint Germain schrieb damals:

„Das Lager von Mücheln war in jeder Hinsicht abscheulich gewählt, und wir mußten entweder geschlagen werden oder vor Hunger zugrunde gehen. Wir boten Flanke und Rücken dem Feind auf dem Präsentierteller dar."

Als der König, von Weißenfels kommend, am Nachmittag des 3. November mit der Vorhut in Braunsdorf einmarschierte, das er zum Sammelpunkt für die Armee bestimmt hatte, hörte er zum erstenmal, daß die verbündete Armee kaum eine Meile von ihm entfernt, südwärts von Mücheln stände. Vom Braunsdorfer Kirchturm aus konnte er nicht viel sehen, aber er erfuhr durch Bauern, die Lieferungen in das französische Lager gefahren hatten, daß die Front des Lagers gegen Norden lag und die ungeschützte rechte Flanke ihm preisgegeben war. Niemand war froher als der König: jetzt hatte er die Gesellschaft und die Abrechnung konnte stattfinden. Er beschloß, am nächsten Morgen unverzüglich anzugreifen.

Inzwischen war über den Zweiseelenmenschen Soubise der wahre Heldenmut gekommen. Er ritt am 3. No-

vember den ganzen Tag im Gelände umher und „suchte ein geeignetes Schlachtfeld." Er wollte den König von Preußen während des Marsches anfallen, wenn sich irgend Gelegenheit bot, sonst aber wollte er ihm die Schlacht anbieten. Das Drollige bei der Sache war, daß das Schlachtfeld, welches Soubise wie ein Blinder mit der Laterne suchte, gerade vor seiner Nase lag. Als er ins Lager zurückkehrte, fanden sich alsbald Hildburghausen und Broglie ein und machten im Verein mit andern Generalen die dringendsten Vorstellungen wegen sofortiger Änderung der Lagerfront, und Soubise mußte, der Mehrheit nachgebend, sich nun dazu verstehen, einen andern Aufmarsch vornehmen zu lassen.

Als der König von Preußen am Morgen des 4. November drei Uhr früh bei hellem Mondschein mit seiner Armee gegen die feindlichen Linien vorrückte, mußte er zu seiner Enttäuschung bemerken, daß sie eine Stellung mit veränderter Front eingenommen hatten, und zwar eine den Verhältnissen nach durchaus günstige auf dem Kamm des von Mücheln bis Branderode sich erstreckenden Hügelrückens. Ihren linken Flügel hatten sie an Sankt-Micheln angelehnt, während der rechte an Branderode stieß, mit vorgeschobener Flanke in das vor diesem Dorf gelegene Hackenholz.

Mit dem den Franzosen von alters her eigenen Geschick hatten die Truppen Schanzungen und Verhaue aufgeworfen, und wohlpostiert vor der Front zeigte sich eine Reihe von Batterien. Das Dorf Branderode, sowie die Lisière des südlich dahinter liegenden Tauben-

holzes hatte Hildburghausen mit seinen Reichstruppen besetzt und seine Stellung ebenfalls sorgfältig verschanzt und befestigt. Diese Bewegung war um Mitternacht eingeleitet, und als Friedrich gegen morgen anrückte sah er sich der vollendeten Tatsache gegenüber, den Feind in einer überaus günstigen und starken Stellung zu finden. Dazu kam, daß Überläufer aus der Reichsarmee die Kunde brachten, es seien auf feindlicher Seite gegen sechzigtausend Streiter. Und diese Kunde besonders mag den König von seiner bis dahin festen Absicht, anzugreifen, abgebracht haben, denn er hätte dieser Zahl doch nur ein Drittel entgegensetzen können. So ließ er den Vormarsch, der schon bis zum Schortauer Hügel gediehen war, plötzlich abbrechen und marschierte auf die Linie Breda-Roßbach zurück, wo er eine eng zusammengezogene, durch den Leihabach und seine breiten Sümpfe wohlgedeckte Stellung einnahm.

Sobald im französischen Lager drüben der Anmarsch des Königs bekannt wurde, wurde Generalmarsch geschlagen, die ganze Armee trat unters Gewehr, und die Franzmänner machten mit Trompeten und Trommeln, wie das ihre Art war, einen Heidenspektakel. Auch die Batterien vor der Front fingen an zu spielen, sobald sich die preußische Kavallerie sehen ließ, aber es wurde niemand getroffen. Als nun gar der König vor diesem blinden Lärm sich zurückzuziehen schien, stieg der französische Jubel aufs höchste. Jedenfalls glaubte man allgemein, den Sieg über die Preußen schon in der Tasche zu haben, und Rohan-Soubise hatte nichts eiligeres zu

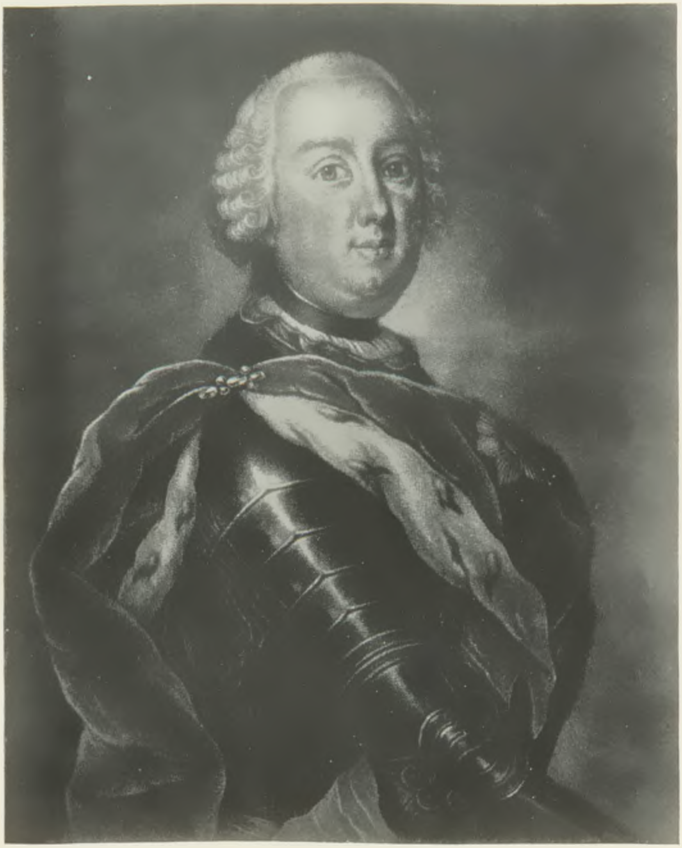
tun, als einen Brief nach Paris zu schreiben, in welchem er mitteilte, daß sich die Freude über den Entschluß des Königs, sich zurückzuziehen, auf allen Gesichtern ausgeprägt habe; angesichts des Kampfesmutes seiner Truppen, müsse er es für ein Unglück halten, daß der König nicht angegriffen habe. Ja, man sagt sogar, daß der eitle Soubise in einem Geheimbriefe die bevorstehende Vernichtung der königlichen Armee und die damit verbundene Gefangennahme des Königs angekündigt habe. „Tant mieux, so werde ich endlich einen K ö n i g zu sehen bekommen!" soll die Herzogin von Orléans boshaft ausgerufen haben, obgleich der fünfzehnte Ludwig dicht dabei stand. Der Kurier, der diesen Brief eilends nach Versailles trug, ritt gegen mittag des 5. November aus dem Lager ab. Ach, du lieber Gott, wie sah es sechs Stunden später um Soubise und seine Leute aus!

Wesentlich kühler als Soubise faßte der Prinz von Hildburghausen die Lage der Dinge auf. Der ließ am 5. früh bei der Parole in das Tagesjournal der Reichsarmee eintragen: „Den 4ten recognoscirte der König mit all' seinen Generalen neuerdings das Lager der Combinirten Armee; zumahlen Er aber weder selbigen ganzen Tag, noch auch den folgenden in der Frühe nicht das mindeste Zeichen von einem im Sinne habenden Angriff von sich gab; So hat man beschlossen, Ihm die Bataille anzubiethen."

Und König Friedrich? Als der den Spektakel drüben hörte, sagte er trocken: „Man kann der französischen Fanfaronade nur das deutsche Phlegma entgegen setzen."

Friedrich übersah die Lage seiner Feinde genau und schätzte sie ganz richtig ein. Stehen bleiben konnten sie nicht, denn die Ernährung des Heeres war nicht mehr durchzuführen, die Dörfer waren kahl ausgeplündert, die Soldaten der Reichsarmee hatten schon seit vier Tagen kein Brot mehr. Es blieb also nur der Rückzug über die Unstrut nach Freyburg, wo Magazine waren, oder — die Schlacht.

Bei den Franzosen dämmerte dieselbe Erkenntnis auf. „Der Rückzug war unmöglich, und er würde außerdem schmachvoll und ebenso gefährlich gewesen sein," hat später der Graf Saint-Germain, der ein ausgebildetes militärisches Verständnis besaß, geschrieben. — Auch der Prinz von Hildburghausen drängte energisch auf eine Entscheidung. „Ich glaube, daß wir keinen Augenblick zu verlieren haben, sondern daß wir unsern Vorteil wahrnehmen müssen, auf den Feind losmarschieren und ihn angreifen. Man sieht aus dem gestrigen Manöver deutlich, daß er nicht wieder zu uns kommen wird, vielmehr haben wir genügend Gründe, zu befürchten, daß er gedenkt uns von Freyburg und unsern Subsistenzmitteln abzuschneiden. So bin ich der Meinung, daß wir uns in Marsch setzen müssen, um die Höhenzüge von Schleberoda (gemeint ist Schevenroda) zu gewinnen und ihn von dorther anzugreifen." Soubise stimmte dem Plan zu, und das Korps des Grafen Saint-Germain marschierte alsbald gegen den Schortauer Hügel vor, drängte die preußischen Vorposten zurück, knallte und bombardierte und wollte den König glauben



Aus Rehtwisch, Leuthen. Verlag von Georg Wigand, Leipzig.

Herzog August Wilhelm von Bevern.

Nach einem Gemälde.

machen, daß man es auf einen Frontangriff abgesehen habe. Wenn er es nur geglaubt hätte!

Um acht Uhr früh wurde im französischen Lager Generalmarsch geschlagen. Aber mit diesen Trommelschlägen schien der kriegerische Mut des Prinzen Rohan-Soubise wieder ins Wanken zu kommen, wie das bei unentschlossenen Leuten, wenn die Stunde der Entscheidung kommt, gewöhnlich der Fall ist. — So ein Abmarsch ging bei den Franzosen überhaupt nicht ohne viel Lärm und Geschrei, Trommeln und Blasen vonstatten. Außerdem hatten sich ganze Kompagnien, von Hunger und Raubgier getrieben, marodierend über die Dörfer und Gehöfte zerstreut. Die mußten erst wieder mit Gewalt zu ihren Fahnen geholt werden.

Hildburghausen trieb und trieb, schließlich wurde er wütend und ließ die deutschen Reiterregimenter ausrücken. Endlich, nachdem zwei kostbare Stunden vergangen waren, kam auch die Armee in den Marsch. Befehle und Gegenbefehle taten das ihre, um die Marschordnung zu verwirren. Man marschierte schließlich in fünf Kolonnen nebeneinander, das Korps des Herzogs von Broglie, das eigentlich die Reserve bilden sollte, marschierte mitten zwischen den andern, desgleichen die Reserve-Artillerie. Als man ungefähr um zwei Uhr nachmittags mit der Spitze bei Luftschiff ankam, stand der Schlachtenmut des französischen Generals bereits wieder zehn Grad unter Null. Er meinte, es sei doch besser, daß man heute nur ein Lager gegenüber der linken Flanke der preußischen Stellung bezöge. Er

schickte also den Generalleutnant von Bourcet zu Hildburghausen und ließ ihm sagen, die Zeit sei für einen Angriff schon zu weit vorgerückt. Da riß dem deutschen Prinzen der Geduldfaden und mit teutonischer Grobheit fuhr er den Franzosen an: „So seid Ihr nun, Ihr Herren Franzosen, wenn der Feind vorrückt, geht Ihr zurück, und wenn beschlossen ist, ihn anzugreifen, so wollt Ihr stehen bleiben."

Da plötzlich, während im Kriegsrat der Hildburghausen und Soubise die Meinungen noch hart aufeinander platzten, ging dort drüben im Lager bei Roßbach etwas höchst Wunderbares vor sich. In einem Nu fiel das ganze Zeltlager, die preußische Armee trat ins Gewehr und marschierte in östlicher Richtung ab, augenscheinlich auf Merseburg zu. „In weniger als zwei Minuten lagen alle Zelte, als wenn sie auf dem Theater mit einer Schnur gezogen wären, auf der Erde, und seine Armee war im vollen Marsche," sagt ein Augenzeuge jenes Vorgangs.

Zugleich ging auch von Laudon, der mit seinen Kroaten auf dem Galgenberg südlich von Größ stand, die Eilmeldung ein, daß die Preußen abmarschierten. „Um diese Zeit" berichtete einige Tage später Laudon an den Prinzen Karl von Lothringen, „brach er sein Lager in aller Eile ab und marschierte in zwei Kolonnen gegen Merseburg zu, und das so geschwind, daß es mehr einer Flucht als einer Entgegenstellung ähnlich sah. Ich bin der Meinung, daß es die zwei Prinzen, die sich an der Tête der Armee befanden, ebenfalls dafür gehalten, denn sie beschleunigten ihren Marsch ungemein."

Wenn selbst ein so kluger Taktiker wie Laudon sich über des Königs Absichten täuschte, so ist es dem tatendurstigen Hildburghausen und dem hin- und herpendelnden Soubise nicht zu verdenken, daß sie glaubten, der König machte sich davon, um sich nicht fangen zu lassen. Die ganze Generalität der verbündeten Armeen schloß sich der Meinung ihrer beiden Obergenerale an, und es begann ein hastiges Marschieren die Höhen von Pettstädt hinunter und gegen Reichardtswerben zu, um den flinken König noch zu fassen und ihm seine Rückzugslinie über die Saale und Merseburg abzuschneiden. Selbst der Herzog von Broglie, der sonst Kaltblütigkeit und Kalkül verriet, wurde von der Meinung aller mitgerissen, zog seine Reserve-Kavallerie vor und setzte sich zusammen mit dem Prinzen von Soubise an die Spitze derselben, um die Verfolgung schneller aufzunehmen. Soubise selbst sprengte rekognoszierend vor und bestätigte alsbald den Bericht des Generalquartiermeisters Grafen Revel, daß vom Feinde keine Katze mehr zu sehen sei, außer einer Anzahl von Husaren auf den Höhen von Lunstädt, die von dort ein Feuergefecht unterhielten. Hildburghausen war nur zu geneigt, alles zu glauben, was seiner Tatenlust entsprach, denn bei ihm war der Wunsch ganz zum Vater des Willens geworden.

Ein einziger der französischen Generale stand dieser plötzlichen Szenenveränderung etwas skeptisch gegenüber. Das war der Graf Saint-Germain, der mit seinem Korps die Höhen von Schortau besetzt hielt, um von dort die Bewegungen des Königs zu beobachten und den

Anmarsch der französischen Armee zu decken. Er kannte den König persönlich aus früherer Zeit, und stand ganz unter dem Zauber seiner Persönlichkeit. Noch von Erfurt aus hatte Friedrich dem Grafen Grüße senden lassen. Wohl ließ Saint-Germain seine Geschütze gegen das Lager von Roßbach donnern, um den vermeintlichen Rückzug zu beunruhigen, aber seine Kanonade tat keinen Schaden. Einen geheimen Verdacht wurde er innerlich nicht los. Er hat ihn wenige Tage später in einem Bericht nach Versailles geäußert, der aber von preußischen Husaren aufgefangen wurde.

„Man dachte nur noch daran, auf welche Weise man dem König wohl den Rückzug abschneiden könnte", schrieb er trocken, „aber man überlegte nicht, daß wir auf der krummen Linie des Bogens, er aber auf der Bogensehne marschierte."

König Friedrich hatte während der Nacht zum 5. November im Herrenhaus von Roßbach geschlafen. Schon in früher Morgenstunde meldeten die Vorposten, daß im feindlichen Lager lebhafte Bewegung herrsche. General von Seydlitz ritt mit seinen Husaren gegen die Höhen von Schortau vor und fand sie besetzt. Auf seine Meldung stieg der König gegen acht Uhr morgens auf den Boden des Roßbacher Herrenhauses und ließ einige Dachziegel herausnehmen, um freien Ausblick zu haben. Wie es seine Gewohnheit war, studierte er die Vorgänge im feindlichen Lager gründlich. Er kam zum Schluß, daß der Feind seinen Abmarsch gegen die Unstrut vorbereite, um nach Freyburg und zu seinen Magazinen



Aus Rehtwisch, Leuthen. Verlag von Georg Wigand, Leipzig.

Johann Baptist Graf von Serbelloni.

Österreichischer General der Kavallerie.

Nach einer Zeichnung und Stich von J. E. Nilson.

zu gelangen, denn die bisherige Tatenscheu der feindlichen Heerführer machte ihm einen Angriff unwahrscheinlich. Jedenfalls hielt er eine Bewegung seines eigenen Heeres zurzeit für verfrüht und wollte erst abwarten, wie sich da drüben die Sachen entwickeln würden. Für den Fall allerdings, daß der Abzug nach Freyburg zur Tatsache wurde, sollten wenigstens der Graf Saint-Germain und der Generalmajor von Laudon die Zeche bezahlen. Der König befahl, daß zehn Bataillone seines rechten Flügels mit Husaren und Dragonern diese beiden Posten, die der König für die feindliche Nachhut hielt, im Augenblick ihres Abmarsches angreifen sollten. Weiter verfügte er nichts. Er ging an seine laufenden Geschäfte und setzte sich pünklich zwölf Uhr mit seinen Stabsoffizieren zu Tisch. Den Hauptmann von Gaudi ließ er am Fernrohr auf dem Dachboden.

Der König ließ sich, wie er es gern tat, wenn er es haben konnte, beim Mittagessen gehörige Zeit. Als von den ausgesandten Patrouillen wiederholt die Meldungen kamen, daß die feindliche Armee südlich auf Zeuchfeld marschiere, schwand für den König jeder Zweifel, daß es sich um einen Rückzug an die Unstrut handle. Sein innerer Ärger, daß die Sache wieder ohne eine Entscheidungsschlacht ausgehen sollte, mag groß genug gewesen sein. Da plötzlich kam hastigen Schritts und in so wenig gefaßter Haltung, daß der König ein scharfes Wort nicht unterdrücken konnte, der Kapitän von Gaudi in das Speisezimmer und meldete bestürzt, daß die feindliche Armee bei Zeuchfeld nach Osten ab-

gebogen sei, um augenscheinlich Flanke und Rücken des preußischen Lagers anzugreifen. Auch jetzt noch glaubte der König zuerst, daß es sich nur um feindliche Kavalleriepatrouillen handeln könnte, die aufklärend gegen seinen linken Flügel vorgingen. Aber er hob dennoch die Tafel auf und stieg mit dem Prinzen Heinrich von Preußen, dem Feldmarschall Keith und einigen anderen Generalen wieder auf den Dachboden. Hier sah sein kundiges Auge alsbald, daß der Feind eine Umgehung seiner linken Flanke vorhatte. Die Gelegenheit, den Schlag, nach dem er sich fast zwei Monate lang gesehnt hatte, auszuführen, bot sich ihm jetzt in überraschender Weise. Mit der bei diesem König so bewundernswerten Gedankenschnelle faßte sein klarer Geist den Plan zum Angriff der feindlichen Armee, während sie noch im Marsch war.

Um zwei Uhr verließ der König den Dachboden, um halb drei Uhr marschierten die gefechtsbereiten Kolonnen der Armee ihrem Ziele zu. Dem jüngsten Generalmajor, dem vielgewandten Seydlitz, gab der König das Kommando über die gesamte vorhandene Kavallerie. Mit den Worten: „Meine Herren, ich gehorche dem König und Sie gehorchen mir" ritt Seydlitz an die im Dienste viel älteren Generale von Meineke und Prinz Schönaich heran und gab ihnen seine Befehle. Im scharfen Trabe bewegte sich alsbald die preußische Kavallerie gegen Osten vor, zog hinter dem Janushügel herum und ritt am Abhange des Pöltzenhügels in Gefechtsformation auf. Seydlitz kommandierte über acht-

unddreißig Schwadronen, also ungefähr viertausend Mann, die er in zwei Treffen, jedes Regiment zu zwei Gliedern, aufmarschieren ließ, um eine möglichst breite Front zu erhalten. Er selbst ritt mit einigen Schwadronen der Szekely-Husaren auf der Höhe des Hügelrückens entlang, um seine Bewegungen zu decken und durch Beobachtung der feindlichen Armee den rechten Augenblick zum Eingreifen zu gewinnen.

Das Kommando des linken Flügels der Infanterie übernahm Prinz Heinrich von Preußen. Er sollte zuerst angreifen. Der rechte Flügel unter Prinz Ferdinand von Braunschweig sollte zunächst den Angriff versagen und die Korps von Laudon und Saint-Germain überwachen. Der Oberst von Moller sollte mit achtzehn schweren Geschützen auf dem Janushügel auffahren und von dort die Schlacht einleiten.

Ahnungslos, was hinter den Kulissen, hinter den Höhenzügen von Lunstädt bis zum Pöltzenhügel vor sich ging, marschierte die verbündete Armee, so schnell sie vermochte, weiter. Die eifrigen Feldherren wollten diesen König von Preußen, diesen „petit Marquis de Brandebourg" wie die französischen Offiziere bereits übermütig spöttelten, um keinen Preis entwischen lassen. Die Kavallerie der Reichsarmee war ungefähr zweitausend Schritt vor der Front des Gros. Als sie eben über Reichardtswerben hinaus war und in den Talkessel hinter dem Dorf einritt, ungefähr drei Uhr nachmittags, fuhr auch schon die Batterie Moller auf dem Janushügel auf und begann sofort zu spielen. Alsbald gab es Tote

und Verwundete und scheue Pferde. Aber die Regimenter setzten ihren Marsch fort, denn was konnte das da oben anderes sein als ein paar Geschütze, die den Rückzug der Preußen decken sollten!

Aber was war das? Plötzlich erschien auf dem Kamm des Pöltzenhügels, wie ein breite Mauer, die sich rasend fortbewegte, preußische Kavallerie. Vor der Front daher sauste ein einzelner Reiter, — eine kurze Bewegung des Arms, die Tonpfeife flog im weiten Bogen durch die Luft und aus allen Scheiden rasselten die blanken Schwerter.

Entwickeln; entwickeln! hieß es. Ach du lieber Gott, ein Seydlitz läßt keine Zeit zum Entwickeln. Die lebendige Mauer ist da, die blanken Schwerter hauen ein, und zum muntern Geklirr der Klingen spielt Moller da oben mit seinen achtzehn Baßgeigen den Baß.

Aber während die vernichtende Mauer von Kürassieren und Dragonern den Hang hinunter brauste, hatte eine französische Batterie von acht Geschützen, die westlich vom Wege Groß Kayna aufgefahren war, um der Batterie Moller auf dem Janushügel entgegen zu treten, schnell ihre Geschütze gegen die angreifenden Reitermassen gewendet. Unter ihrem Schutz war es wenigstens gelungen, die Kürassierregimenter Trautmannsdorff und Bretlach aufmarschieren zu lassen. Der Prinz von Hildburghausen und der Generalmajor Baron von Bretlach führen sie persönlich gegen die Angreifer vor. Es kommt zu einem fürchterlichen Handgemenge, Pferd gegen Pferd gedrängt und Schenkel gegen Schenkel zer-



Originalaufnahme zu Nehtwisch, Leuthen.

Verlag von Georg Wigand, Leipzig.

Der Kiefernberg von Sagschütz.

Wie eine Schanze zieht sich diese natürliche Höhe um Sagschütz herum. Anno 1757 war sie stark mit Kiefern bewachsen. Nadasdy hatte diesen Geländevorteil zur Sicherung seiner Stellung sehr geschickt benutzt. Genau dieser Punkt bildete den Schlüssel zur rechten österreichischen Flanke. Hier setzte der König den Gewalthebel ein.

setzen sich jetzt die mutigen Reiter mit Stoß und Hieb die Gesichter. Der Prinz von Hildburghausen hat später selbst bekannt, daß er Tag seines Lebens so etwas noch nicht gesehen habe. Auf wenige Minuten steht so das Reitergefecht, die Schwerter klirren, die Kanonen brummen.

Da sprengt Seydlitz mit seinem zweiten Treffen heran, er zieht die Regimenter im Halbkreis auseinander und bricht in die Flanken des Feindes ein. Das erste Treffen bekommt Luft und dringt durch, die Kavallerie der Reichsarmee ist geworfen. Ihre Regimenter wenden sich zur Flucht. „Ihr Brüder lauft, was laufen kann," rufen die fliehenden Reichsreiter ihrem Fußvolk zu.

Da braust der Generalleutnant Comte de Mailly mit vier Reiterregimentern heran und versucht, im Winkel anreitend, der preußischen Kavallerie von links in die Flanke zu kommen. Ihm fluten bereits flüchtige Regimenter entgegen, eins, noch gut gesammelt und fest geschlossen. Der Graf blickt sich wütend nach den Feiglingen um, denn er hält es für ein deutsches Kreis-Kavallerie-Regiment. Aber, den Teufel auch, es sind die tapferen preußischen Gendarmen, die im Nu Kehrt machen und ihm im Rücken sitzen. Von vorn und hinten angegriffen werden Graf Mailly und sein Rauhgraf, der mit ihm ritt, auseinander gesprengt. Sie müssen zurück, und mit ihnen geht die Batterie verloren. Der deutsche Rauhgraf zeigte den Mut eines Löwen, er war ein Bastard des Kurfürsten Karl Ludwigs von der Pfalz

und der schönen Marie Luise von Degenfeld. Er raste auf dem Schlachtfeld hin und her und suchte zu sammeln und zu retten, mit gewaltiger Stimme fortwährend brüllend: „à moi, à moi, Rougrave!“ Auch der Marquis de Castries tat Wunder der Tapferkeit. Ein Säbelhieb hatte ihm den Hut vom Kopf gerissen, und aus einer gehörigen Schramme floß ihm das Blut über die Backen. Ein altes Raufergeschlecht, diese Castries. Der Sohn dieses Mannes, der bei Roßbach blutete, schlitzte im Duell, als die Wogen der französischen Revolution bereits hoch gingen, dem Liebling des Volks, dem Grafen Lameth den Arm auf. Das war der Anlaß, daß das wütende Volk von Paris die berühmte Plünderung des Hotels der Herzoge von Castries vollführte und alles, was nicht niet- und nagelfest war, zum Fenster hinauswarf, — dreißig Jahre später.

Von rechts ist inzwischen der tapfere Herzog von Broglie mit vierzehn Schwadronen französischer Reiter herangestürmt. Aber er kann nichts mehr herstellen, er wird nur in den allgemeinen Untergang mit hineingerissen. Die Szekely-Husaren umzingeln ihn und viermal bricht Seydlitz ungestüm durch seine Reihen. — Es entstand ein solches Tohuwabohu von Reitergefecht, daß im Handgemenge österreichische Husaren einen württembergischen Fahnenträger niederhieben und ihm die Fahne entrissen. Nach der Schlacht stellte es sich heraus, daß sie ein verbündetes Feldzeichen erobert hatten, die Württemberger waren nämlich sehr ähnlich wie die Preußen uniformiert. — Die geschlagenen Reiter-

regimenter wälzen sich über Reichardtswerben durch Hohlwege in völliger Auflösung zurück, ein tief entmutigender Anblick für die im Eilschritt heranrückende Infanterie, denn sie tritt nun allein, ohne weiter auf Kavallerieunterstützung rechnen zu können, in die Bresche.

Der Prinz von Hildburghausen, der mitten ins Handgemenge geraten war, hat den scharfen Hieb eines Szekely-Husaren davongetragen. Trotz seiner Verwundung hält er sich aufrecht und versucht die Infanterie schnell vorzubringen. Die französischen Offiziere geben sich die erdenklichste Mühe, Angriffskolonnen zu formieren, sie schwören dem Prinzen, sie würden den Janushügel jetzt mit dem Bajonett stürmen. Hildburghausen setzt sich selbst an die Spitze des französischen Regiments Piémont, die Regimenter Chamont, Lamarck, Mailly, Provence und Poitou folgen. Die alten französischen Adelsgeschlechter, die Custines und Crillons, die Rougés und d'Orlicks stürmen gegen die Kleist und Itzenplitz, gegen die Billerbeck und Hülsen an. Es geht mit dem weltberühmten französischen Elan bergauf. Die fatale Batterie da oben auf dem Janushügel, die unter Mollers Kommando so wütend brüllt und ihre Stückkugeln in die dichten, nur halb entwickelten Reihen der Angreifer wirft, ist vor allen Dingen zu nehmen, und vom Kopf des Janushügels dann beherrschen die Sieger die Situation und können den Marquis de Brandebourg mit seinen paar tausend Mann durch Gewaltstöße zermalmen. Vorausgesetzt allerdings, daß der Marquis de Brandebourg seine Vernichtung abwartet.

Hildburghausen und Soubise sind mitten unter den Stürmenden. An persönlichem Mut hat es diesen Männern nicht gefehlt. Mit lautem: „Vive le roi!“ brechen die Franzosen gegen den Berg vor, bewährte Regimenter, die im österreichischen Erbfolgekrieg, am Rhein, in Italien, in Amerika den Boden mit ihrem Blut gedüngt haben, Vive le Roi, vive le Roi!

Allerdings: Es lebe der König, — es fragt sich nur welcher, — heute jedenfalls König Friedrich. — Joseph von Hildburghausen war ein Mann, der die Musik liebte, wie König Friedrich, aber die erste Flöte mußte er heute dem König überlassen, und des Basses Grundgewalt von einundzwanzig schweren Geschützen fiel ihm auf die Nerven. Als er mit seinem Regiment Piémont gegen den Janusberg vorgeht, sieht er plötzlich die Spitzen der preußischen Infanteriekolonnen vollständig entwickelt und mit der Genauigkeit eines Uhrwerks anrücken. Er sprengt zu Soubise: „Votre Altesse nous sommes perdus, wir sind verloren, Hoheit!“

So scheint es. Der Regisseur dort oben im blauen preußischen Generalsrock mit den fest zusammengepreßten Lippen und den großen Königsaugen, der vor dem Regiment Alt-Braunschweig herreitet, weiß nur zu gut, wie man ein Drama zu inszenieren hat, geschweige denn eine Tragikomödie wie diese hier. Kurz nach zwei Uhr fielen die preußischen Zelte, um halb drei war die Armee im Marsch. Gleich nach drei richtete Moller seine Geschütze auf dem Janushügel, gegen halb vier zerrammte Seydlitz mit seiner Kavalleriemauer die feindliche Reiterei,

gegen vier Uhr erschienen unerbittlich fortschreitend die preußischen Bataillonsstaffeln auf dem Kamm des Janushügels, wie ihre Kavallerie eine Reihe kleiner festgefügter Mauern, die aber keine blitzenden Klingen führen, sondern zur Veränderung Feuer spieen. Es klappte alles lückenlos, Schlag auf Schlag.

Bis auf vierzig Schritt hat der verwundete Hildburghausen, haben die französischen Seigneurs mit den berühmten, Jahrhunderte alten Namen ihre Vortruppen gegen die Preußen herangeführt. Da krachen ihnen die Salven der Regimenter Kleist und Alt-Braunschweig entgegen, Salve auf Salve, ein unaufhörliches Rollen und Knattern, ganze Glieder stürzen vornüber, in zehn Minuten sind die tapferen französischen Regimenter weggewischt wie ein Kreidestrich auf der Tafel.

„Vater, aus dem Wege, daß wir schießen können," rufen die Musketiere von Alt-Braunschweig ihrem König zu und pfeffern gleich darauf einigen Reiterschwadronen die sich wieder gesammelt haben und gegen sie anreiten, die blauen Bohnen unter die Nase, der Angriff wird abgeschlagen.

Nach rechts zu versucht, um die Überflügelung aufzuhalten, der deutsche Prinz Georg von Hessen-Darmstadt, der aus König Friedrichs Schule hervorging, die Reichsregimenter Blau-Würzburg, Hessen-Darmstadt und Kur-Trier zu formieren. Aber es hilft nichts. Der französische Elan hat sich bereits in Flucht gewandelt. Hinter dem Rücken der deutschen Regimenter ist Auflösung, vor ihnen feuerspeiende Mauern. Selbst die Kartätschen

von Blau-Würzburg können nichts mehr retten, und Kur-Trier rafft sich nur noch zu einer Salve auf und wendet sich dann zur Flucht.

In die dichtgedrängten Haufen der flüchtigen Regimenter schlagen ununterbrochen die Stückkugeln der Batterie Moller ein, hagelt das tödliche Blei von Alt-Braunschweig, Kleist und Billerbeck. Aber das Unglück ist damit noch nicht voll. Hinter Tagwerben und den Höhenzügen, die auf Storkau zulaufen, hat Seydlitz sich neu gesammelt und wartet auf seine zweite Gelegenheit. Und in diese Auflösung, in dies fürchterliche Gewirr weichender Regimenter, zersprengter Schwadronen und festgefahrener Kanonen bricht er jetzt in sausender Karriere mit blitzenden Klingen ein.

Da gibt es kein Halten mehr. Von den verbündeten Armeen, die um halb drei Uhr von Luftschiff aufbrachen, um den vermeintlich auf der Flucht vor ihnen begriffenen Marquis de Brandebourg zu schlagen und zu fangen, sind jetzt, kaum drei Stunden später, nur noch Trümmer übrig, die sehen müssen, wie sie davon kommen, um nicht selbst gefangen zu werden. Denn Seydlitz, obgleich er schon beim ersten Angriff eine schwere Wunde empfangen hat, ist emsig hinterdrein. Ein großer Teil der französischen Bagage, worunter auch die gesamte Feldequipage des Prinzen von Rohan-Soubise war, fiel der preußischen Kavallerie in die Hände. Was irgend an geschlossenen Verbänden noch vorhanden war, versuchte Seydlitz zu zersprengen. Bei Pettstädt nahm er noch einen Graben, in den sich eine französische In-

fanterie-Abteilung geworfen hatte. Dabei traf ihn eine Kugel, seine zweite schwerere Verwundung.

Das preußische Heer wurde durch den Einbruch der Dunkelheit an weiterer Verfolgung gehindert, Mollers Geschütze brummten, solange ihr Führer irgend ein Ziel entdecken konnte. So hatte in drei Stunden Preußens König mit einem Heer von zwanzigtausend Mann einen mehr als doppelt so starken Feind geschlagen. Kaum sieben Bataillone der preußischen Infanterie waren zum Schuß gekommen. Die Verluste waren für die Größe des Erfolgs unglaublich gering, nicht ganz zweihundert Mann tot, kaum vierhundert verwundet. Unter den Verwundeten befand sich auch des Königs Bruder, Prinz Heinrich von Preußen. Kurz vor Einbruch der Dunkelheit traf ihn eine verlorene Kugel.

Grauenhaft war die Verwirrung, in der die geschlagenen Armeen der Unstrut zueilten, um noch rechtzeitig die Brücken zu gewinnen. Die ganze Rückzugsstraße war mit Gepäckstücken, Kürassen, Reiterhelmen Stulpenstiefeln und Waffen besät. Aus den fortgeworfenen Gewehrschäften unterhielten die preußischen Bataillone ihre Lagerfeuer, für viele Gewehre der Reichsarmee war dies vielleicht die erste Gelegenheit: Feuer zu geben.

„Es ging alles drunter und drüber, keine Möglichkeit, einen Trupp mehr herzustellen, und wenn man meinte, eine Eskadron oder ein Bataillon beieinander zu haben," schreibt der ehrliche Hildburghausen an Kaiser Franz, „durfte nur eine einzige Stückkugel dazwischen fahren,

dann lief alles wie die Schafe davon. Unser größtes Glück war, allergnädigster Herr, daß es Nacht geworden, sonst wäre bei Gott nichts davon gekommen."

Schon am 7. November kamen helle Haufen von Flüchtigen durch Erfurt, Reiter und Fußvolk, Deutsche und Franzosen, rotröckige Schweizer Soldaten, Panduren und Kroaten, alles ohne Ordnung und Zucht in buntem Durcheinander. Nur ein einziges bayrisches Regiment hatte sich gehalten und zog mit klingendem Spiel durch die Stadt. Die Reichsarmee befand sich in gänzlicher Auflösung. Ein Rittmeister vom Kürassierregiment Bayreuth hatte zwei Tage nach der Schlacht noch sechs Offiziere und dreiunddreißig Gemeine beisammen. Die Soldaten ritten und marschierten einfach nach Hause.

Ebenso schlimm sah es bei den Franzosen aus. Der Graf Saint-Germain hatte sich nach dem Verlust der Schlacht mit seinen noch unversehrten Truppen hinter Pettstädt zurückgezogen, um den Rückzug der Armee zu decken. So hatte er die ganze Deroute mit erlebt. „Das Feld," schreibt er, „ist von unsern Soldaten auf vierzig Meilen in der Runde bedeckt gewesen; hätte der Feind uns verfolgt, nachdem er mich geworfen, so würde er unsere ganze Armee vernichtet haben. Ich führe eine Bande von Dieben und Mördern, die beim ersten Kanonenschuß feige die Flucht suchen und immer bereit sind zu revoltieren. Dergleichen Soldaten hat es nie gegeben. Der König hat die schlechteste und zuchtloseste Infanterie, die es unter dem Himmel gibt. Niemals hat sich eine Armee schlechter benommen, der erste



Aus Rehtwisch, Leuthen. Verlag von Georg Wigand, Leipzig

Friedrich der Große und der Deserteur am Morgen der Schlacht von Leuthen.

Nach Zeichnung und Stich von G. A. Lehmann.

Kanonenschuß entschied unsere Niederlage und unsere Schande." So der ernste Saint-Germain, der ein ausgesprochener Bewunderer des Königs von Preußen war. Weit sanguinischer faßte der Prinz von Rohan-Soubise die Sache auf. Er erklimmt um jene Zeit in einem vertraulichen Brief an den Kriegsminister nach Paris den Gipfel aller Naivität. „Unsere Dispositionen," schreibt er, „waren nach meiner Meinung sehr gut, aber der König von Preußen hat uns nicht Zeit gelassen, sie auszuführen. Vor allen Dingen gilt es jetzt, so weit es möglich ist, die Ehre der Nation zu retten, und das ganze Unglück auf die deutsche Reichsarmee zu schieben."

Nach diesem Rezept wurde dann redlich verfahren. Es entstand alsbald ein edler Wettstreit, wer am ersten und schnellsten weggelaufen sei. Der arme Hildburghausen mußte die banale Wahrheit des Sprichworts „Wer den Schaden hat, braucht für Spott nicht zu sorgen" bis zur Neige auskosten. Schon vor der Schlacht hatte König Friedrich von ihm geschrieben, daß er ihn „vor einen Narren" halte und ein königliches Spottwort wog schwer. Jetzt dichtete der König, seiner immer wachen Lust am Spott nachgebend, sogar ein Abschiedslied in Stanzen, das an Hohn nichts zu wünschen übrig ließ. „Ade, ihr großen Königsvernichter, ihr unverschämten Windbeutel, Broglie, Soubise und du, o Hildburghausen mit deinem grauen Bart, der du noch ebenso töricht bist, als da dein Bart noch schwarz war zu Zeiten des Türkenkrieges, — fahrt alle wohl!" fängt das Opus an, das sehr derbe ist und den geschlagenen Feldherren

dringend empfiehlt, dem König auch bei ferneren Begegnungen nur das zu zeigen, was sie ihm bei Roßbach zeigten, — die vier Buchstaben nämlich.

Es ist ein Zeichen der inneren Gärung und des tiefen Niederganges des nationalen Lebens in Frankreich, ein Zeichen, wie tief verhaßt im Grunde dort bereits die Pompadourwirtschaft war, und wie das Ancienregime sich schon auf schiefer Ebene bewegte, daß die Niederlage der eigenen Armee im Vaterland kein Mitleid, sondern nur Hohn und Spott erregte. Die leichtblütigen Pariser konnten sich in Gassenhauern und Wortwitzen über diese Niederlage, die doch eigentlich ein nationales Unglück war, nicht genug tun. Ein satirisches Blatt zeigte den Feldherrn der Franzosen wie er mit einer Laterne in der Hand nach seinem Heer suchte.

„Jetzt hat der König von Preußen alles erreicht, was er sich immer ersehnt hat," schrieb Voltaire in jenen Tagen, „den Franzosen zu gefallen, sich lustig über sie zu machen und sie zu schlagen. Die Nachwelt wird immer staunen, daß ein Kurfürst von Brandenburg nach einer großen Niederlage gegen die Österreicher, in Preußen durch hunderttausend siegreiche Russen verfolgt, von zwei französischen Heeren bedrängt, es fertig bekommen hat, allen zu widerstehen, seine Eroberungen zu behaupten und eine der denkwürdigsten Schlachten dieses Jahrhunderts zu gewinnen. Für die Franzosen im Ausland ist gegenwärtig keine gute Zeit. Man lacht uns ins Gesicht."

Gerade dieser Sieg über die eigenen Landsleute ge-

wann dem König von Preußen in Frankreich ungeheure Sympathien. Der Minister des Auswärtigen, Abbé Bernis, tat bald nach der Schlacht den ewig denkwürdigen Ausspruch, „daß das ganze Königreich und sogar die Armee preußisch gesinnt sei." Dennoch fiel der Feldherr, der die Schlacht verloren hatte, nach Günstlingsart die Treppe hinauf, — Prinz von Rohan-Soubise wurde Kriegsminister.

Der Prinz Joseph von Hildburghausen zog sich bald nach den Ereignissen des November vom Schauplatze seiner Taten zurück zu seinen Flöten und Geigen. Er lebte fortan in Wien nur der Pflege der Musik. Später riefen ihn Verwaltung und Vormundschaftspflichten nach Hildburghausen, und dort starb er am 4. Januar 1787, wenig Monate nach seinem großen Gegner.

Von französischer Seite wurde, wie Soubise es schon angeraten hatte, nach dem Rezept verfahren, die ganze Schuld an der Niederlage dem Prinzen Hildburghausen und seiner Reichsarmee in die Schuhe zu schieben. „Fünfzig Offiziere," schreibt Soubise, „sind bei der Unterredung zugegen gewesen, die ich eine Stunde vor der Schlacht mit Hildburghausen hatte und wo ich ihn von der Notwendigkeit zu überzeugen versuchte, den Marsch der Truppen zu verlangsamen und die Schlacht auf den nächsten Tag zu verschieben." Persönlich allerdings stand der Franzose nicht an, die Tapferkeit des deutschen Prinzen zu rühmen. „Das Regiment Piémont und alle, die sich im Kugelregen befanden und Ew. Durchlaucht beim ersten Angriff gesehen haben," schrieb er dem

Herzog, „werden immer mit Bewunderung von dem guten Beispiel sprechen, das Ew. Durchlaucht gegeben haben und das Ew. Durchlaucht stets vor dem Feinde geben werden.“ Im Grunde waren das wohl nur französische Höflichkeitsphrasen, denn hinter dem Rücken Hildburghausens wurde gehörig gehetzt. Toqueville, der eine Geschichte Ludwigs des Fünfzehnten geschrieben hat, nennt den Prinzen von Hildburghausen „den eingebildetesten aller Menschen, einen ganz unfähigen General, wenn er nicht sogar ein Verräter war.“ Der deutsche Prinz, der nur in Ehrfurcht und schuldigem Gehorsam gegen seinen Kaiser das schwere Kommando übernommen hatte, hat unter diesen Anschuldigungen viel gelitten. Ein Jahr nach der Affäre hat er noch einmal Gelegenheit gehabt, der Kaiserin Maria Theresia eine Denkschrift über diese Schlacht, die so verhängnisvoll für ihn geworden war, einzureichen. Die Kaiserin schrieb unter den Bericht eine sehr huldvolle Antwort: „Daß weder sie noch der Kaiser jemals anders gedacht hätten, als daß die Franzosen und ihre Führer an dem Verlust vor allen Dingen schuld seien.“ Damit mag sich der unglückliche Feldherr dann einigermaßen getröstet haben.

Bei dieser Gelegenheit ist es lehrreich, zu erfahren, wie Kaunitz es verstand, Schlachtenberichte zu redigieren. Waren die beiden Feldherren Soubise und Hildburghausen sich auch vor der Schlacht meistens uneinig gewesen, in ihrem Urteil über den Zustand ihrer Armeen n a ch derselben waren sie sich verblüffend einig. Die



Aus Rehtwisch, Leuthen. Verlag von Georg Wigand, Leipzig.

Prinz Eugen von Württemberg.

Nach einer Zeichnung von Adolph Menzel.

erste Meldung des Prinzen Soubise an König Ludwig lautete: „Ich schreibe Ew. Majestät in einem Ausbruch völliger Verzweiflung. Die Zerrüttung Ihrer Armee ist eine totale, ich kann Ihnen nicht einmal sagen, wie viele Ihrer Offiziere getötet, gefangen oder vermißt sind.“ Und die Hildburghausens an seinen Kaiser: „Eine solche Deroute und einen solchen terrorem panicum habe ich die Zeit meines Lebens nicht erlebt.“ Nach dem klassischen Bericht aber, den Kaunitz verfaßte (worin er groß war) oder verfassen ließ, sah die Sache so aus, als sei der Sieger von Roßbach mit einem blauen Auge davon gekommen.

Wiener Bericht von der Bataille bei Roßbach:

„Nachdem der König von Preußen mit seinen in Sachsen und aus dem Magdeburgischen vereinigten Kräften gegen die combinirte Armee angerucket, bevor dieselbe verschiedene ihrer kleinen Corps und das schwere Geschütz über die Saale hatten bringen können, und dahero, um denselben sich zu nähern, für gut befunden worden, über diesen Fluß sich wieder zurückzuziehen: so ist von der combinirten Armee am 2. November das Lager bei Micheln in den Merseburgischen zwischen der Saale und der Unstrut, von der preußischen Armee aber bei Roßbach genommen worden. Den 4ten rückte ein starkes preußisches Corps gegen Micheln an, wurde aber von der dagegen commandirten combinirten Reuterey bis in sein Lager zurückgetrieben, sothanes Lager auch aus dem mitgehabten schweren Geschütz sogar beschossen, ohne daß die preußische Armee dagegen ausgerückt

wäre. Da nun der kalten Witterung halben die Campirung sowohl, als auch die Subsistenz selbst in diesen allenthalben aufgezehrten Gegenden sehr beschwerlich zu werden beginnete: so wurde beschlossen, nicht länger anzustehen, auf den Feind los zu gehen, und dahero brach die combinirte Armee folgenden Tages den 5ten um 1 Uhr Nachmittags in 2 Colonnen aus ihrem Lager bey Micheln auf, um der preußischen zu Roßbach ohnversehens in den Rücken zu fallen, weil derselben vortheilhafte Lage weder vor noch seitwärts beyzukommen war. Bey der ersten Anrückung zeigte der Feind, als wolte er sich gegen Merseburg zurück ziehen, stellte aber seine Reuterey hinter einer Anhöhe, welche die Kenntnis von seinen Bewegungen benahm, und brach nachhero in vollem Galopp hervor, bevor noch die combinirte Armee sich völlig in Ordnung stellen konnte. Um dahero den Feind aufzuhalten, gieng die auf dem rechten Flügel gestandene Kayserliche und Reichsreuterey der feindlichen sogleich mit solchem Muthe entgegen, daß die obgleich zahlreichere feindliche viermal zurückgetrieben, dabey eine feindliche Standarte erobert, und sonderlich von den zwey Kayserlich Königlichen Reuterey Regimentern, Bretlach und Trautmannsdorf sich distingnirt, diese gesammte Reuterey auch von den dazu gestossenen zehn französischen Escadrons sehr tapfer unterstützet worden, denn die französische Völker nicht minder insgemein mit besonderm Muth gegen den Feind angezogen sind, auch die Reichs Infanterie mit dem Corps de Reserve herzhaft angerückt ist, und die französische

Infanterie mit dem Bajonet in den Feind einzudringen gesucht hat. Da aber der mehrere Theil des schweren Geschützes nicht so geschwind herbei geschaffet werden konnte, anmit das feindliche besonders das aus sehr zahlreichen schweren Geschütz gemachte Feuer dem dießeitigen weit überlegen gewesen; so war mit dem Vorhaben nicht aus zu langen möglich, und da zugleich die Nacht bereits herangenahet: so machte dieselbe dem Treffen ein Ende, und hat die combinirte Armee sich nach Freyburg und nachhero alldort über die Unstrut gezogen, ohne daß feindlicher Seits wäre unternommen worden, selbige weder bey ihrem Marsch nach Freyburg zu verfolgen, noch auch bei dem Zuge über die Unstrut zu beunruhigen. Die Action hat nur gegen anderthalb Stunden gedauert, und ist der Verlust der combinirten Armee, so viel aus den ersten Berichten zu ersehen, von keiner Erheblichkeit." So wirds gemacht!

König Friedrich hatte jedenfalls einen Sieg in der Tasche, und zwar einen glänzenden. Das ganze deutsche Volk, und nicht nur das evangelische, jubelte laut auf über diese Niederlage der Franzosen, denn als eine solche wurde der Sieg hauptsächlich empfunden. Der König von Preußen war durch diese Schlacht der Befreier weiter deutscher Gaue von übermütiger gallischer Fremdherrschaft geworden, und gerade dieser Sieg von Roßbach hat ungeheuer viel dazu beigetragen, den Namen des großen Preußenkönigs in Deutschland volkstümlich zu machen.

Und wenn der große Friedrich kommt,
und klopft sie auf die Hosen,
so läuft die ganze Reichsarmee,
Panduren und Franzosen.

Der große englische Historiker Macaulay hat die nationale Bedeutung dieses Sieges von Roßbach klar erkannt, als er schrieb: „Seit der Auflösung des Reichs Karls des Großen hatte die germanische Rasse noch nie einen solchen Sieg über die Franzosen gewonnen. Die Kunde davon rief einen Sturm der Freude und des Stolzes in der großen Völkerfamilie hervor, die in den verschiedenen Mundarten der alten Sprache des Arminius redete. Friedrichs Ruhm fing an, den Mangel einer gemeinsamen Herrschaft und einer gemeinsamen Hauptstadt zu ersetzen. Er wurde der einigende Mittelpunkt für alle echten Deutschen, der Gegenstand gegenseitiger Beglückwünschungen für den Bayern und den Westfalen, den Bürger von Frankfurt so gut wie für den von Nürnberg. Damals erst wurde es offenbar, daß diese Deutschen wirklich eine Nation waren.“

Zugleich mit diesem Sieg von Roßbach wurden in Deutschland die Vorgänge zwischen dem preußischen Gesandten Baron von Plotho und dem Reichs-Hof-Rats-Notar Aprill in Regensburg bekannt. Zur Tragikomödie gesellte sich die Komödie, und alle Lacher standen auf der Seite des Königs von Preußen.

Ein als wahr verbürgter Vorgang vom Schlachtfelde zeugt dafür, wie damals die Volksstimmung in Deutschland war: Ein preußischer Husar war im Begriff, einen



eipzig.



Originalaufnahme zu Rehtwisch, Leuthen.

Verlag von Georg Wigand, Leipzig.

Blick von der Höhe des Sagschützer Kiefernberges.

Das Vorterrain bildet hier der östliche Teil des Kiefernberges, der damals bewachsen und von württembergischen Truppen besetzt war. Rechts sieht man noch die mit alten Weiden bestandenen Gräben, die der Freikorporal Barsewisch erwähnt. Im Hintergrund des Bildes erblickt man den Kaulbusch, in den, wie ein Widerhaken, einige Bataillone hineingeschoben waren. Hinter diesem Kaulbusch sammelte Nadasdy seine Reiterei zum ersten Angriff auf Ziethen.

Franzosen gefangen zu nehmen. Da sprengte mit geschwungenem Säbel ein österreichischer Kürassier vom Regiment Trautmannsdorff herzu. „Ach was, Bruder Deutscher," rief der Preuße, „laß mir den Franzosen." „Nimm ihn," sagte der Österreicher und ritt davon.

Selbst in französischen Reihen hatte man einen tiefen Respekt vor dem großen König. Es wird erzählt, daß bei der Verfolgung der König aus der Nähe sah, wie ein Riese von französischem Grenadier sich mit Berserkerwut gegen drei preußische Reiter wehrte. „Hältst Du Dich für unüberwindlich, Bursche?" rief ihm der König zu. „Unter Ihrer Anführung, jawohl, Sire," antwortete schlagfertig der höfliche Franzos und streckte die Waffen.

Der König konnte sich schwer darein finden, in den Franzosen seine Feinde zu sehen. Ein sechzehnjähriges Bündnis und die geistig leicht bewegliche und blendende Art einer Reihe von Vertretern der französischen Nation, die dem König näher gekommen waren, erklären das. Als Friedrich am Abend des Schlachttages sein Hauptquartier im Schlosse zu Burgwerben bei Weißenfels nahm, fand er sämtliche Zimmer des Schlosses mit verwundeten gefangenen französischen Offizieren besetzt. Er litt es nicht, daß man eins der Zimmer für ihn frei machte, sondern nahm mit einer Bedientenstube im Anbau vorlieb. Er bat die Schloßherrin, ihr Leinenzeug herzugeben, damit die Verwundeten gehörig verbunden werden könnten. Unter diesen war auch der französische General Graf von Custine. Als Friedrich sich mitleidig nach seiner schweren Verwundung erkundigte, richtete

der halbtote Mann sich höflich in seinem Bette auf und sagte: „Ach, Sire, Sie sind größer als Alexander, er quälte seine Gefangenen, Sie aber träufeln Öl in ihre Wunden." — „Ich kann mich nicht daran gewöhnen," entgegnete König Friedrich, „die Franzosen als meine Feinde zu betrachten."

Dieser Graf Custine hatte bei der geschlagenen Armee einen jungen Sohn, dessen Name später als Revolutionsgeneral berühmt geworden ist. Aber die Republik behandelte ihre Generale anders als das Königtum. Soubise, der Roßbach verlor, wurde Kriegsminister, Custine der Jüngere, der anno 1793 Mainz verlor, bestieg das Blutgerüst.

So hoch der feingebildete französische Hofadel die königliche Gnade und milde Behandlung einschätzte, so wenig vermochte das eine Gruppe von Offizieren, die, bei Roßbach gefangen, nach Berlin transportiert worden war, und dort Zutritt in Hofkreisen hatte. Der gallische Übermut machte sich in der preußischen Residenz nur zu bald breit, und die Herren Franzosen schienen die Schmach von Roßbach ganz vergessen zu haben. Als einst eine Hofdame einen französischen Offizier in liebenswürdigster Weise fragte, wie ihm Berlin gefalle, antwortete er unverschämt genug: „Für mich ist es nur ein großes Dorf." Aber er war an die Unrechte gekommen. „Sie haben recht, Monsieur," kam es von den schönen Lippen, „seitdem die französischen Bauern in Berlin sind, hat es mit einem Dorfe viele Ähnlichkeit, sonst aber war es eine hübsche Stadt." Sprachs und ließ den Verblüfften

stehn. Über die Ungebühr der Fremdlinge in Berlin kam übrigens so viel Klage, daß man sie kurzerhand nach Magdeburg schickte und sie dort in den Kasematten hielt.

Wie sich trotz veränderter Zeitläufte und noch so vieler Wandlungen in der politischen Gestaltung der Charakter eines Volkes doch immer gleich bleibt, zeigt ein Vorgang, der sich anno 1870 im Winter in Lübeck abspielte. Auf den Straßen machten sich die gefangenen französischen Offiziere, obgleich sie Wörth, Spichern, Metz und Sedan hinter sich hatten, zum Ärger manches guten deutschen Bürgers unerträglich breit. Trotzdem brachte es die Vorliebe einiger einflußreicher Personen für die Rothosen fertig, für ihre Zulassung zu den Bällen einer geschlossenen Gesellschaft der besseren Kreise einzutreten. Eines Abends wurde die Angelegenheit am Vorstandstisch beraten und angenommen. Ein alter knorriger Schiffskapitän saß dabei und schüttelte den Kopf. Dann stand er auf und sagte trocken: „Meine Herren, die Mehrheit kann hier ja beschließen, was sie will, aber das sollen Sie man mal sehen: der erste von den Kerls wird von mir eigenhändig rausgeschmissen, sobald er in den Saal kommt!" So sprach der alte Schiffskapitän, er hätte Wort gehalten, und die Sache fiel unter den Tisch. Diese Episode gehört nicht zum Jahre 1757, aber für die Politik unsrer heutigen Zeitläufte mag sie erzählt sein, — sapienti sat.

Aus seinem Quartier zu Burgwerben berichtete der König über seinen Sieg an seine treue Schwester Wil-

helmine von Bayreuth: „Nach so vielen Unruhen, dem Himmel sei Dank, ein günstiges Ereignis. Es soll gesagt sein, daß zwanzigtausend Preußen fünfzigtausend Franzosen und Deutsche schlugen. Jetzt werde ich mit Frieden in die Grube fahren, nachdem der Ruf und die Ehre meines Volkes gerettet ist. Wir können unglücklich sein, aber wir werden nicht entehrt sein."

Im übrigen durchdrang der scharfe Blick des königlichen Feldherrn die Lage zu sehr, als daß er sich über seinen Erfolg ein falsches Bild gemacht hätte. Nicht einen Augenblick überschätzte er seinen Sieg, diese „bataille amusante", so glänzend er auch war. „Nun, das Glück hat einen Anfang gemacht," schrieb er an den Grafen Finckenstein, „aber es schuldet mir noch viel." Und an seine Schwester: „Was mich angeht, so kann ich jetzt als irrender Ritter andere Abenteuer aufsuchen." Später hat er dann in seinen Werken geschrieben: „Die Schlacht von Roßbach verschaffte dem König eigentlich nur die Freiheit, neue Gefahren in Schlesien aufzusuchen." Er war sich klar bewußt, daß dieser glänzende Sieg von Roßbach, der seine Stellung in moralischer Hinsicht außerordentlich stärkte, für ihn dennoch nichts bedeuten durfte wie ein Vorspiel zu einer großen Hauptaktion im fernen Schlesien.

Indes hatte Roßbach doch auch seine unmittelbare praktische Bedeutung für die Lage des Königs. Georg von England faßte neues Zutrauen in die preußische Sache und der große William Pitt zerriß mit fester Hand die schmachvolle Konvention von Kloster Zeven; die

Wirtschaft der Franzosen im Kurfürstentum Hannover schlug dem Faß den Boden aus. Die hannoverschen, braunschweigischen und hessischen Truppen wurden dem Kommando des Prinzen Ferdinand von Braunschweig unterstellt, der am 16. November zur Armee abreiste.

Prinz Ferdinand war einer der fähigsten Generale des Königs, ein Mann von innerer Tüchtigkeit und hoher militärischer Begabung. Er war der Schwager Friedrichs und des Prinzen August Wilhelm von Preußen. Ein feingebildeter Mann, gehörte er auch zum engeren Umgangskreise des Königs. Damals war er 36 Jahre alt, und mit seiner Übernahme des Kommandos der verbündeten Truppen kam ein frischer Zug auf den westlichen Kriegsschauplatz. König Friedrich hatte zu dem Braunschweiger unbedingtes Vertrauen, denn diese braunschweigischen Prinzen waren zuverlässige Leute. Einer dieser braunschweigischen Brüder, Albert, war 1745 bei Soor gefallen. Der junge Friedrich Franz, der bei Breslau und Leuthen noch so tapfer focht, fiel ein Jahr später 1758 bei Hochkirch. Ein älterer Bruder des Prinzen Ferdinand, Anton Ulrich, war der Mann der Großfürstin Anna Leopoldowna von Rußland und der Vater des von der Kaiserin Anna als Zarewitsch eingesetzten unglücklichen Iwan. Unter der Regentschaft seiner Frau geschah es, daß damals der später in den Pässen von Wellmina gefallene General von Manstein, der hitzige Manstein von Kolin und Prag, den allmächtigen Biron verhaftete. Als dann Elisabeth, die Catin du Nord, den Thron eroberte, wurde Anton Ulrich mit Frau

und Kindern aufgehoben und in einem Dwinanest gefangen gehalten. Dort saß er 35 Jahr, obgleich die große Katharina ihm persönlich die Freiheit anbot, aber er wollte lieber mit seinen Kindern gefangen, als allein frei sein. So treu war dieser Mann.

Ferdinand von Braunschweig organisierte zunächst die durch die Konvention von Kloster Zeven kaltgestellte verbündete Armee neu und schuf sich so das Werkzeug, das er zum Schlagen brauchte. William Pitt erkannte recht gut, daß für England Amerika nur hier in Hannover zu erobern sei, und daß Frankreich sich an den Wunden, die ihm hier geschlagen wurden, weiß bluten mußte. Was denn auch geschehen ist. Zwar focht der Braunschweiger mit wechselndem Glück und wuchs in die große Aufgabe, die er hatte, erst allmählich hinein, aber Krefeld und Minden, Vellinghausen und Wilhelmsthal gaben ihm den großen Namen in der Weltgeschichte, den er wohl verdient hat. Allerdings machte der Hof von Versailles ihm die Sache leichter, als er den Marodeur großen Stils Richelieu abrief und den Grafen von Clermont schickte, der aus dem hohen Klerus hervorgegangen war. „Hoffentlich schicken sie uns nächstens den Erzbischof von Paris!" meinte König Friedrich sarkastisch.

Nach dem Friedensschlusse trat Prinz Ferdinand lorbeergekrönt in den Stand eines preußischen Generalfeldmarschalls und Gouverneurs von Magdeburg zurück. Aber leider gab es bald Ärger mit dem damaligen Generaladjudanten des Königs, Grafen Wilhelm Heinrich von Anhalt, einem Enkel des alten Dessauer aus der

heimlichen Ehe des Erbprinzen Gustav mit der schönen Johanna Sophie Herre. Friedrich sah in diesem Grafen Anhalt einen zukünftigen Turenne und hielt sehr große Stücke auf ihn. „Nach meiner Meinung sollte die Rasse der regierenden Familien mit anderen gekreuzt werden. Ich gebe den Kindern der Liebe den Vorzug, sehen Sie nur den Marschall von Sachsen an und meinen eigenen Anhalt,“ — diese Bemerkung will der Prinz von Ligne in späteren Jahren vom König gehört haben. Dieser Graf Anhalt also verärgerte dem Ferdinand von Braunschweig seine Stellung und der Prinz verließ den preußischen Dienst und zog sich nach Braunschweig zurück. Leider verlor sich der von Herzen liebenswürdige und den Künsten und Wissenschaften sehr zugetane Mann später in Mystizismus und Geheimwissenschaften Er wurde eine Beute frecher Charlatane und Dunkelmänner. Besonders fürchtete sich der tapfere Mann, dessen Brust in zwanzig Schlachten den feindlichen Kugeln getrotzt hatte, vor dem lebendig begraben werden. Schon bei Lebzeiten ließ er sich einen Sarg anfertigen, der ein Fenster und eine Luftröhre hatte. Er bestimmte ausdrücklich, daß ihm ein Schlüssel mit hineingegeben werde, durch den er den Sarg für alle Fälle von innen öffnen könnte. Aber er schläft seit 1792 in Frieden, und der Schlüssel mag noch heute bei ihm verrostet ruhen.

Außer diesem Ferdinand von Braunschweig mußte der König noch drei seiner besten Generale entbehren, als er den Zug in das bedrängte Schlesien antrat. Prinz Heinrich, der eine Kontusion am Arm davongetragen

hatte, übernahm das Kommando in Leipzig. Der tapfere Seydlitz lag schwerverwundet in derselben Stadt, als Pflaster für seine Wunden diente der schwarze Adlerorden und das Generalleutnants-Patent. In kaum sechs Monaten war der große Reiterführer vom Obersten zum Generalleutnant aufgestiegen. Der alte Zieten hatte zwanzig Jahr länger warten müssen. Für die Österreicher war es ein Glück, daß dieser Zentaur von Seydlitz ein französisches Blei geschmeckt hatte und am 5. Dezember bei Leuthen sehr unfreiwillig fehlen mußte, sonst wärs ihnen wohl noch schlechter gegangen.

Um den österreichischen General von Marschall los zu werden, der noch immer mit ungefähr sechzehntausend Mann bei Bautzen stand, wo er den flinken Hadik nach dessen Berliner Zug aufgenommen hatte, detachierte der König auch den Marschall Keith mit siebentausend Mann gegen Böhmen. Der alte kluge Parteigänger der Stuarts war ganz der Mann dazu, den Teufel an die Wand zu malen. Rasche Streifkorps hoben Magazine auf. Den Gemeinden wurde die Wegausbesserung befohlen, da der König mit schwerer Artillerie heranrücke, allenthalben erschienen preußische Patrouillen, und die Aufregung in Prag wurde so groß, daß viele Einwohner in Erwartung einer Belagerung bereits flüchteten. Prag lag voll preußischer Kriegsgefangener und hatte nur eine schwache, zum größten Teile aus Rekruten bestehende Besatzung.

Die Sache ging glatt; die Täuschung gelang vollkommen. Laudon, der mit schwachen Vortruppen bei



Aus Rehtwisch, Leuthen. Verlag von Georg Wigand, Leipzig.

Graf Franz von Nadasdy.

Nach einem Stich von Johann Gottfried Haid.

Freiberg in Sachsen stand, bemerkte den Vorstoß des Feldmarschalls Keith zuerst und sandte Nachricht an den Feldzeugmeister. Hadik, der mit einer Abteilung bis Großenhain vorgeschoben war, zog sich vor dem rasch heranziehenden König eiligst auf das Gros zurück. Und da der Feldzeugmeister nicht wußte, woran er war, und jeden Augenblick fürchten mußte, daß der König plötzlich auf Prag marschieren würde, um sich dort mit Keith zu vereinigen, wagte er nicht, dem Befehl des Prinzen von Lothringen, zur Hauptarmee zu stoßen, zu folgen, sondern marschierte in vorsichtigen Märschen ebenfalls auf Prag. So gelang es dem König, durch dies kluge Manöver zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen. Er konnte unbehindert seinen Marsch über Bautzen in gerader Richtung auf Breslau fortsetzen und schwächte gleichzeitig die feindliche Armee um sechzehntausend Mann, gegen die er nur siebentausend einsetzte. — Zweifellos ein wichtiger Schachzug seiner überlegenen Strategie.

Allerdings war es die höchste Zeit, daß er in Schlesien nach dem Rechten sah, denn die Sachen standen dort allenthalben böse. In dem Generalleutnant von Winterfeldt hatte der die Armee von Schlesien kommandierende Herzog von Bevern seinen besten Ratgeber verloren und war nun ganz auf seine eigene Initiative, die nicht allzu groß war, angewiesen. Dazu kam, daß man von Wien aus den Prinzen Karl fortwährend drängte, die Gelegenheit zum Schlagen auszunutzen, solange der König noch in Thüringen sei.

„Ich zittere für Deine Ehre," schrieb Kaiser Franz am 25. September an seinen Bruder, „und Du selbst kannst die Wirkung beurteilen, welche es auf die ganze Welt machen muß, wenn diese kleine preußische Armee immer wieder Mittel findet, Dir zu entwischen, nachdem sie sich so oft und durch so lange Zeit in Deiner Nähe befand, ohne daß Du sie zu schlagen vermochtest."

Der Handstreich des Feldmarschalleutnants Hadik auf Berlin hatte zwar in Wien den größten Jubel erregt, aber was sollte wohl die arme Maria Theresia mit zwei Dutzend linken Handschuhen anfangen! Ein Glück für Bevern war es ja schließlich, daß die Unternehmungslust des österreichischen Hauptquartiers noch hinter der seinigen zurückblieb. Der Herzog war im Manövrieren durchaus geschickt, geschickter als sein Gegner, und das Wort Winterfeldts: „Wer nur mit fermeté Zeit zu gewinnen sucht, der gewinnt alles," schien auch seine Richtschnur zu sein. Aber auf die Dauer mußte eine so starke Heeresmacht, wie der Prinz Karl von Lothringen sie gegen ihn ins Feld führen konnte, fast dreimal stärker als die seinige, den Herzog notwendigerweise erdrücken.

Der König ließ es Bevern gegenüber an unzweideutigen Aufmunterungsepisteln nicht fehlen.

„Ich hätte dahero wohl sehr gewünschet, daß Ew. Liebden gleich vorhin schon gute und feste Positiones genommen, um den Feind in dem weiteren Eindringen in das Land zu arretieren und alles darunter schwer zu machen, dahero ich denn auch das weitere Zurücklaufen nicht approbieren kann noch werde."

Ein andermal fordert der König den Herzog auf, um Gotteswillen allen sogenannten Kriegsrat mit den Generalen abzuschaffen und dagegen mehr Vertrauen in sich selbst zu haben, denn beim Kriegsrathalten käme meistenteils nichts weiter heraus „als daß nach vielem vergeblichen Streiten die timide Partei den größten Haufen machet, daher ich denn auch das weitere Kriegsrathalten gar verbiete."

Dies schrieb der König Mitte Oktober, als Bevern bereits auf Breslau zurückgegangen war und sich dort verschanzt hatte. Der König befahl dem Herzog, „absolutement Breslau zu decken". In der Tat hatte der Herzog seine Stellung derart befestigt, daß Prinz Karl später nach Wien schrieb: Es war ein Lager, welches einer Zitadelle gleich sah. — Aber die beständige Furcht, daß König Friedrich plötzlich wieder auf dem schlesischen Kriegsschauplatz erscheinen könnte, beflügelte — wenn man hier das Wort beflügeln gebrauchen dürfte — schließlich die Unternehmungslust im österreichischen Hauptquartier. Der Wunsch Maria Theresiens, ihr Schlesien noch in diesem Feldzug ganz zurückzugewinnen, trug nicht wenig dazu bei. Schon hatte sie allerorten ein kaiserlich-königliches Patent öffentlich anschlagen lassen, des Inhalts, daß alle getreuen Stände, Untertanen und Einwohner Schlesiens und der Grafschaft Glatz aufgefordert wurden, sie wieder als rechtmäßige Herrscherin anzuerkennen. Den Generalen und Offizieren wurde die Aufrechterhaltung strengster Manneszucht anbefohlen, jedermann ohne Unterschied der

Religion Schutz versprochen, Plünderung jeder Art verboten, für Lieferungen Entschädigungen zugesagt und nur die Einziehung der ordentlichen Steuern beansprucht, — ein lockendes Patent, das in vielen Gemütern Verwirrung anrichtete, obgleich der Herzog von Bevern und König Friedrich selbst in Gegenerklärungen eine scharfe, drohende Sprache führten.

Leider verabsäumte der Herzog von Bevern den richtigen Zeitpunkt, die Gegner anzugreifen, während ihre Armee durch den Abmarsch des für Schweidnitz bestimmten Belagerungskorps des Grafen Nadasdy geschwächt war. Er konnte allerdings mit Recht hoffen, daß Schweidnitz sich länger halten würde, aber der Graf von Nadasdy betrieb die Belagerung mit solchem Feuereifer und fand so wenig Widerstand, daß die starke Festung in wenig Wochen fiel. Am 12. November ging Schweidnitz über, drei Generale und die Garnison wurden Kriegsgefangene, gewaltige Vorräte und eine Kriegskasse von über dreimal hundertausend Talern fiel in die Hände der Österreicher.

Schlimmer war es, daß damit ein so tatkräftiger Mann wie Nadasdy mit über dreißigtausend Mann zur Unterstützung der Hauptarmee frei wurde. Nadasdys Persönlichkeit bedeutete sehr viel, und die Tatenlust im Hauptquartier vor Breslau hatte sichtlich abgenommen, während der ungarische Feldherr in den Laufgräben vor Schweidnitz weilte.

Inzwischen aber hatte, auf die Kunde vom Fall der Festung Schweidnitz, Maria Theresia den bestimmten



Aus Rehtwisch, Leuthen. Verlag von Georg Wigand, Leipzig.

Siegessäule auf dem Schönberge,
dem Standpunkt, wo der König den Schlachtplan entwarf.

Nach einer Originalaufnahme.

Befehl erteilt, mit der gesamten Armee das Lager des Herzogs von Bevern vor Breslau anzugreifen, um auch Breslau, „dies garstige Breslau," endlich wieder zu erobern. So waren Prinz Karl und Daun für diese Schlacht von eigener Verantwortung entbunden, und die Sache konnte vor sich gehen.

Am Morgen des 22. November griff die dreifach überlegene österreichische Armee den Herzog von Bevern in seinem Lager vor Breslau an. Bevern hatte seine Linien in einem weiten Bogen vom Pilsnitzer Gehölz über Mochbern und Gräbschen bis Gabitz ausgespannt, als wenn er einen großen Regenschirm vor Breslau halten wollte. Natürlich waren die Wände des Schirmes nur dünn, denn Bevern hatte im ganzen nur achtundzwanzigtausend Mann zur Verfügung. Den rechten Flügel, der sich an den Wald von Pilsnitz lehnte, kommandierte Generalleutnant von Brandes. Das Zentrum die Generalleutnants von Schultze und von Lestwitz. Hier fochten auch Beverns Bruder, der junge Karl von Bevern, an dessen Seite Winterfeldt bei Moys fiel, und des Königs jüngster Bruder, Prinz Ferdinand von Preußen. Den linken Flügel kommandierte der Generalleutnant von Zieten.

Die preußische Armee, von der ihr König sagte, daß ihre Hauptstärke im Angriff bestände, war also hier vor Breslau gezwungen, eine Verteidigunsschlacht zu liefern. Sie hat trotz der Minderheit ihrer Zahl und obgleich unter den Führern „die timide Partei den größten Haufen machte," Wunder der Tapferkeit getan, einem

tapferen, kühn andrängenden Feind gegenüber. Der linke Flügel der preußischen Stellung war bei Einbruch der Dunkelheit noch unerschüttert. Zweimal ward das Dorf Kleinburg von den Österreichern erobert, zweimal in blutigem Ringen zurückgewonnen. Auch der rechte Flügel unter Generalleutnant von Brandes hatte sich gehalten, nur die Mitte war durchbrochen, aber der siegreiche Feind aufs äußerste erschöpft. Hier im Zentrum hatte der Kampf am wildesten getobt. Generalleutnant Ernst Caspar von Schultze fiel an der Spitze seiner letzten Brigade. Er war aus bürgerlichem Blut und ein studierter Mann. Er erlag seinen Wunden in Breslau und wurde an dem Tage begraben, als der Kanonendonner von Leuthen dumpf herüberschallte, ein Grabsalut, wie kein Preußengeneral ihn sich besser wünschen konnte. Als Schultze fiel, riß der junge Prinz Ferdinand von Preußen die Fahne seines Regimentes an sich und führte seine erschütterte Brigade nochmals gegen den Feind, vergeblich zwar, denn die Übermacht blieb siegreich. Aber es war ein schönes Zeichen für den Geist dieser preußischen Armee, daß ein Prinz des königlichen Hauses sein Leben rücksichtslos in die Schanze schlug. Dieser Prinz Ferdinand war von schwächlicher Gesundheit, aber in seinen Adern rollte das Blut eines Helden. Er hat es vererbt auf seinen Sohn, den Prinzen Louis Ferdinand, der fünfzig Jahre später bei Saalfeld unter den Streichen französischer Reiter fiel, weil er den Tod der Gefangenschaft vorzog.

Auch der alte Peter Ernst von Pennavaire, damals

an der Grenze der Siebenziger, der wohl gut machen wollte, was er bei Kolin versehen, führte seine Kürassierbrigade Normann persönlich gegen ein österreichisches Grenadierbataillon. Schwerverwundet stürzte er vom Pferde, aber noch vierzehn Monate wehrte sich dieser zähe Körper gegen den Tod. Er starb erst im Januar 1759 in Berlin, als infolge des langen Krankenlagers eine Lungenentzündung hinzukam.

Generalmajor Johann Ludwig von Ingersleben, ein Riese von Gestalt, war einst von Leopold von Dessau, dem Liebhaber der großen Kerle, aus seinem Schulmeisterberuf gerissen, da der Fürst der Meinung war, daß einem solchen Riesen das Schwert besser anstünde, als der Bakel. Als er die Trümmer seiner Brigade von neuem sammelte, zerschmetterte ihm ein Kartätschenschuß das Bein, die Chirurgen amputierten noch am Abend der Schlacht, aber Ingersleben starb trotzdem.

Im Gehölz von Pilsnitz gab es einen stundenlangen Kampf auf Tod und Leben. Grenadiere und Jäger zu Fuß warfen die Österreicher dreimal zurück. „Die sieben Grenadierbataillone unter Generalleutnant Brandes, unter den Generalmajors Rohr und Kleist nebst der Brigade von Wietersheim haben ihre Posten bis zu allerletzt ohne die geringste Konfusion behauptet und dabei gezeigt, was nur in der Welt resolut und brav heißen kann," hat später der Herzog von Bevern selbst bezeugt. Hier fiel der Generalmajor Friedrich Ludwig von Kleist, der blonde Kleist genannt. Der lange Rohr wurde aufgespart für einen besseren Tag, der nicht allzu fern mehr lag.

Als die Schlacht am Abend schwieg und der Herzog erkannte, daß seine beiden Flügel noch standen, und daß der Feind auch im Zentrum keinen durchschlagenden Erfolg erzielt und selbst stark gelitten hatte, entschloß er sich, um Mitternacht einen Offensivstoß zu unternehmen und mit Hilfe der beiden Flügel die Österreicher über die Lohe zurückzuwerfen. Er ritt zum General Zieten und verabredete mit demselben alles Nähere. Zieten sollte mit einem Teil seines Korps Nadasdy beschäftigen und mit dem andern den vorgedrungenen Österreichern in die rechte Flanke fallen. Der Plan war gut und wäre menschlichem Ermessen nach von Erfolg begleitet gewesen. Ein österreichischer Offizier, der bei Breslau mitfocht, schreibt in seinen Memoiren: „Ermüdet und durch das blutige Treffen entkräftet, lag unser Kriegsheer auf dem Wahlplatz unter den Waffen; halb freudetrunken über den Sieg, würde man sich nichts weniger als eine solche Reveille nach Mitternacht haben träumen lassen."

Aber es sollte nicht sein. Als Bevern zu seinem rechten Flügel ritt, um auch dort die notwendigen Befehle zu geben, erhielt er plötzlich von einem feindlichen Pikett Feuer. Die siegreichen preußischen Bataillone hatten sich nach Einbruch der Dunkelheit aus den Stellungen von Klein-Glandau und Pilsnitz zurückgezogen, ohne einen Befehl dazu erhalten zu haben. Der Vorgang ist niemals aufgeklärt worden. Aber für Bevern blieb nun nichts anderes übrig, als den Rückzug zu befehlen, der in guter Ordnung vor sich ging.



Originalaufnahme zu Rehtwisch, Leuthen.

Verlag von Georg Wigand, Leipzig.

Sagschütz, vom Glanzberge aus gesehen.

Das Vorterrain rechts ist die Höhe des Glanzberges. Hier war die Brummerbatterie aufgefahren und warf ihre Geschosse auf die Stellung des Feindes, die sich vor den im Hintergrunde sichtbaren Gehöften des Ortes Sagschütz am Kiefernberge hinzog. Von links aus, halb rechts gegen die Häuser gerichtet, brach in der Geländesenkung die Sturmkolonne Wedel gegen den Kiefernberg vor.

Das Heer zog sich durch Breslau und lagerte bei dem Dorfe Protz an der Straße nach Wohlau. Der Herzog von Bevern, obgleich er sich bewußt war, nach seinen Kräften seine Schuldigkeit getan zu haben, war tief niedergedrückt, denn nachdem der König den Verlust von Schweidnitz erfahren hatte, nahmen seine Briefe an Bevern auch jene Note höchsten königlichen Zornes an, den auch der Prinz von Preußen und der getreue Moritz von Dessau schon zu schmecken bekommen hatten, und den die erzürnte Majestät niemand ersparte, den sie schuldig glaubte, auch dem Getreuesten nicht. Nach verlorener Schlacht in Besorgnis um das Schicksal der schlesischen Hauptstadt und in tiefer seelischer Niedergeschlagenheit solche königlichen Strafpredigten über sich ergehen lassen zu müssen, war aber Beverns Geschick hier im armseligen Hauptquartier von Protsch. Der König schrieb aus Königsbrück „— Bei solchem Umstande und wenn Euer Liebden so fortfahren, so muß ich nicht nur Deroselben lediglich den Verlust von Schweidnitz zuschreiben, sondern Sie werden Mich auch noch um ganz Schlesien bringen, Meine ganze Armee decouragieren und Mich in Verlust von Land und Leuten setzen, Ihrer Reputation aber einen ewigen Affront und Schande zuwege bringen. Überdem bringen Sie Mich hier in die Nasse, da Ich Meinen geraden Weg hier fortgehe, indeß durch Ihr Stillsitzen sich der ganze Klumpen vom Feinde hierher auf mich ziehen wird, welches also Mich notwendig zum höchsten arretieren und mehr schaden muß, als wenn Ich eine Bataille durch Sie ver-

loren hätte. Ich habe Sie vor timide Ratgeber und Konseils gewarnt; sagen Sie aber Kyau und Lestwitz von Meinetwegen gerade heraus, daß ihre Köpfe Mir insonderheit dafor repondiren und fliegen sollten, wenn sie weiter gleichsam wie alte Huren agiren würden, und dieses wird noch mehreren anderen Generals arriviren, die dergleichen Feigheit und Schwachheit bezeigen und ihre Schuldigkeit nicht wie redliche Leute thun werden. Euer Liebden aber befehle ich nochmals und positive, dem Feind auf den Hals zu gehen, ihn zu attaquiren und zu schlagen."

Der Brief und mit ihm noch mehrere, die gleich ernst waren, trafen den unglücklichen Herzog nach verlorener Schlacht natürlich nur um so härter. Aber es sollte noch schlimmer kommen. Der Herzog hatte die Vorbereitungen zum Abmarsch auf Trebnitz bereits angeordnet, um, nach rechts ausbiegend, Glogau zu gewinnen, hielt es aber bei der Nähe der feindlichen Lagerfeuer für notwendig, sich selbst von der Sicherheit der Straße zu überzeugen. Am 24. November gegen drei Uhr morgens stieg er zu Pferde und ritt, nur von einem Reitknecht begleitet, seine Vorposten ab. Zieten hatte die Ordre, seine Husarenvedetten bis über Klein-Leipa vorzuschieben. Bei einer Kürassierfeldwache, die er im Gelände antraf, erkundigte der Herzog sich genauer und nahm zur Führung noch einen Kürassierunteroffizier mit. Er ritt gegen Klein-Leipa vor und rief einen Bauer herbei, der ihn über die Gegend orientieren sollte. Aber es waren weit und breit keine Husaren-

posten zu sehen. Inzwischen war der Mond untergegangen und die Luft nebelig geworden. Der Herzog fragte den Bauer, ob er den Weg nicht abkürzen könne, wenn er auf Ransern zuritte. Der Bauer bejahte. Aber Bevern kam an einen Graben, den er nicht überspringen konnte und suchte, an demselben entlang reitend, einen Brückensteg. Plötzlich sah er in nächster Nähe durch den Nebel ein Wachtfeuer schimmern und glaubte nun, die lange gesuchte Husarenfeldwache gefunden zu haben. Er ritt hinzu, sah sich aber im Nu von flinken Kroaten umringt und gefangen genommen.

Im österreichischen Hauptquartier glaubte man anfangs, daß der Herzog sich absichtlich habe gefangen nehmen lassen. Prinz Karl von Lothringen schrieb sogar an den Kaiser: „Ich für mein Teil glaube, daß er sich hat expreß gefangen nehmen lassen, um so mehr, als er allein war, als man ihn fing.“ Aber dieser Verdacht ist unwürdig. Bevern war preußischer Offizier und, wie seine ganze Vergangenheit beweist, ein Mann von hoch entwickeltem Ehrgefühl. Der König hat an diese Verdächtigungen auch nie geglaubt, so erzürnt er sonst auf Bevern war. Es war außerdem keine Seltenheit, daß preußische Generale allein oder mit wenig Bedeckung weite Erkundigungsritte vornahmen. Der König selbst pflegte das zu tun. Übrigens hatte Bevern gar kein Geld bei sich und war nicht einmal in der Lage, seine notwendigen Bedürfnisse zu bestreiten. Er wurde zuerst nach Znaim transportiert, wurde später aber auch am Wiener Hof von der Kaiserin sehr freundlich empfangen;

er war von mütterlicher Seite ein Vetter Maria Theresiens. Nach seiner Freilassung im nächsten Frühjahr schickte ihn der König als Gouverneur nach Stettin, wo er sich im Feldzug gegen die Russen außerordentlich nützlich erwies. Später trat er nochmals auf den schlesischen Kriegsschauplatz und schlug am 16. August 1762 bei Reichenbach die Österreicher unter Lacy. Er starb anno 1781 als Gouverneur zu Stettin.

Als die Gefangennahme des Obergenerals im Lager von Protsch bekannt wurde, entstand daselbst große Bestürzung. Der Generalleutnant Freiherr von Kyau war der älteste im Kommando, ein verdienter Mann, aber der verzwickten Lage durchaus nicht gewachsen. Ihm zur Seite stand der alte Lestwitz, ein Mann von siebenzig Jahren, der in diesem Augenblick durch Befehl des Königs zum Gouverneur von Breslau ernannt wurde, um den dortigen Gouverneur Generalleutnant von Katte abzulösen. Der König kündigte von Bautzen aus seinen Eilmarsch auf Breslau an, aber er wußte noch nichts von der verlorenen Schlacht. Die Lage in und um Breslau erforderte einen ganzen Mann, denn schon hatte Nadasdy in den Vorstädten Geschütz auffahren lassen, schon drängte die Bürgerschaft, in der Furcht vor einer vernichtenden Beschießung, den Kommandanten, Verhandlungen zur Übergabe einzuleiten. Die Besatzung der Stadt bestand zum Teil aus unsicheren Elementen, es waren viele Sachsen und geborene Schlesier darunter. Der alte Lestwitz fand schon eine höchst bedenkliche Lage vor. General Kyau, der keinen andern Rat wußte, als

schleunigst das sichere Glogau zu erreichen, war in Eilmärschen nach dort abmarschiert; der Befehl des Königs, Breslau solle sich unter keinen Umständen ergeben, da er unfehlbar baldigst zur Hilfe kommen werde, traf ihn, als er schon nahe an Glogau war. Es war eine unsägliche Verwirrung in der Führung der Armee sowohl wie in der Verteidigung der Stadt Breslau. Österreichisch gesinnte Einwohner machten die Soldaten betrunken und verleiteten sie zur Fahnenflucht. Der bedrängte Lestwitz verlor völlig den Kopf. Er war froh, von Nadasdy das Zugeständnis des freien Abzuges der Garnison mit Waffen und Fahnen nach Glogau zu erlangen. Daraufhin schloß er die Kapitulation, und Breslau fiel.

Der alte Lestwitz mußte jetzt nach einer langen ehrenvollen Dienstzeit unter den preußischen Fahnen die bittersten Stunden seines Lebens durchmachen. Von allen Seiten drang, bevor noch die eigentliche Übergabe erfolgt war, österreichisches Militär in die Stadt, und auf das Zureden der österreichischen Offiziere und Unteroffiziere begann unter der Besatzung eine Fahnenflucht einzureißen, die ihresgleichen sucht. Die ganze Hauptwache des Regiments Jung-Bevern lief davon und ließ ihre Gewehre stehen, allein der Fahnenjunker blieb zurück und hielt seine Fahne in treuer Hut. Die Gassenjungen spielten mit den preußischen Gewehren und Trommeln.

Aus dem Tagebuch eines Augenzeugen, der als Offizier im Regiment Lestwitz diente, erfahren wir leider, daß sich Prinz Karl von Lothringen, von dem man

sonst gern als von einem ritterlichen Prinzen spricht, recht wenig taktvoll benahm, während er als Generalissimus doch am allerbesten wissen mußte, daß Kapitulationsakte unverbrüchlich zu halten sind. Das Regiment Lestwitz stand vor dem Breslauer Dom aufmarschiert, die Gewehre in Pyramiden zusammengesetzt. Da kam der Prinz mit seinen Generalen daher, um die Messe zu besuchen. Plötzlich wandte sich der Lothringer an das aufmarschierte Regiment und sagte mit lauter Stimme: „Burschen, wer fernerhin nicht Lust hat, dem König von Preußen zu dienen, der melde sich bei der Wache am Schweidnitzer Tor, wo er einen Laufpaß und einen Dukaten Reisegeld erhalten soll.“ Das war für diese entmutigten Soldaten, die zum großen Teil ihre Heimat in Schlesien hatten, ein förmliches Signal zur Fahnenflucht. Vergeblich bemühten sich der Oberst und seine Offiziere, die Reihen in Ordnung zu halten, die Truppen verschwanden ihnen unter den Händen, verstreuten sich in der Stadt, holten sich ihren Dukaten und ihren Paß, und verließen die Stadt durch die bereits von den Österreichern besetzten Tore. Sie glaubten, was man ihnen gesagt hatte, nämlich, daß es mit der Herrschaft des Königs von Preußen zu Ende sei und fürchteten, daß sie ihre Heimat nicht wieder zu sehen bekämen, wenn sie bei der Fahne blieben. So kam es, daß allein von dem Regiment Lestwitz, das über tausend Mann stark war, beim Abmarsch nur hundertfünfzig Mann die Stadt verließen.

Schlimmer stand es noch mit dem vorerwähnten

Regiment Jung-Bevern, das allerdings zum großen Teil aus Sachsen bestand und vor wenig Tagen in der Schlacht auf dem Flügel des Generals von Zieten gefochten hatte. Diese Truppe war mit siebenhundertsechsundzwanzig Mann am Abend der Schlacht in Breslau eingerückt und ganze vier Mann marschierten aus! Im ganzen brachte der bedauernswerte Lestwitz von seiner über viertausend Mann starken Besatzung kaum fünfhundert Mann aus der Stadt heraus. Diese Deroute von Breslau war im Grunde schlimmer als eine verlorene Schlacht. Der König hatte nur zu recht, wenn er schwächliche Rückzüge und faule Festungskapitulationen für schlimmer hielt als verlorene Schlachten und Verteidigungen bis auf den letzten Mann.

Sein königlicher Zorn entlud sich auf die Häupter der Generale von Lestwitz, von Kyau und von Katte. Alle drei waren im Dienst der preußischen Armee ergraute, bisher makellose und tapfere Männer. Lestwitz und Kyau waren Ritter des schwarzen Adlerordens. Der König ließ sie in Untersuchungshaft nehmen und setzte ein Kriegsgericht über sie ein unter dem Vorsitz des Fürsten Moritz von Dessau. Kyau und Katte wurden zu halbjähriger und ganzjähriger Festungshaft verurteilt. Den alten Lestwitz, der bei Breslau noch mit Löwenkühnheit einige Bataillone zusammengerafft und den Vorstoß der österreichischen Grenadiere zum Stehen gebracht hatte, wobei er verwundet war, hätte fast ein überhartes Geschick getroffen. Fürst Moritz, der in diesen Dingen so wenig Spaß verstand wie sein strenger

Vater, der alte Dessauer, hatte für den Tod durch Enthaupten gestimmt. Aber die andern Mitglieder des Kriegsgerichts wollten so etwas doch wohl nicht mitmachen, das hohe Alter, die Wunden, die tagelangen Strapazen wurden als mildernde Umstände angesehen, und er kam mit Kassation und zwei Jahren Festungshaft davon. Aber des Königs Gnade erließ ihm ein Jahr der Strafe, und die Kassation wurde nie vollzogen. Er starb zehn Jahre später in Berlin.

Mit dem Fall Breslaus schien Maria Theresia am Ziel ihrer Wünsche angelangt zu sein. Das große Festungsdreieck Breslau, Schweidnitz, Liegnitz war in Österreichs Händen, und eine siegreiche Armee von achtzigtausend Mann stand bereit, das Eroberte zu behaupten und weiter vordringend, ganz Schlesien wieder unter das Zepter des Erzhauses zu bringen. Die Kaiserin fühlte sich schon wieder ganz als Landesmutter ihrer geliebten Schlesier; es wurde versucht, überall Zutrauen zu erwecken und den Untertanen den Übergang in die neuen Verhältnisse zu erleichtern. Besonders wurde auf die Verschiedenheit des religiösen Bekenntnisses der Einwohner zarte Rücksicht genommen. Der Oberlandeskommissar Graf von Kolowrat war ein Katholik, der Gouverneur von Breslau Generalfeldmarschalleutnant Sprecher von Bernegg, reformierten Bekenntnisses, der Kommandant der Stadt Generalmajor von Wulfersdorff ein Lutherischer. Man beeilte sich, munter darauf los zu regieren, und das erste, was Graf Kolowrat unternahm, war, diejenigen Beamten, die ihre Stellung behalten



Aus Rehtwisch, Leuthen. Verlag von Georg Wigand, Leipzig.

Leuthen 5. Dezember 1757.

Nach einer Zeichnung von H. Dähling gestochen von Meno Haas.

Das gewiß wohlgemeinte Bild ist lediglich ein Phantasiestück des Künstlers. Solche Höhen gibt es bei Leuthen gar nicht. Die Berge, von denen wiederholt in unserm Buche die Rede ist, sind immer nur leichte Bodenwellen.

wollten, für die Kaiserin-Königin in Eid und Pflicht zu nehmen. Er fand wenig Widerstand; auch in der Einwohnerschaft der Stadt zeigten sich rege Sympathien für das Erzhaus, besonders in den katholischen Kreisen. Das war nicht weiter verwunderlich, denn der preußische Minister-Resident Graf Schlabrendorf war bei den Katholiken nicht sonderlich beliebt gewesen. Der glatte Fürstbischof Fürst Philipp Gotthard von Schaffgotsch, der seinen Fürstentitel der besonderen Gnade König Friedrichs verdankte, war einer der ersten Überläufer. Dieser Schaffgotsch war jahrelang der Günstling König Friedrichs gewesen. Aber das Katzenbuckeln half ihm nichts, er setzte sich auf diese Weise zwischen zwei Stühle. Maria Theresia ließ den Mann, auf den des feindlichen Königs Gnadensonne geschienen hatte, aus Breslau entfernen, und der König sah ihn fortan als einen Verräter an, der schwere Ungnade verdiente. Der Kluge war klug genug gewesen, zu klug zu sein. Jetzt zelebrierte er in eigener Person das feierliche Hochamt und Dank-Tedeum im Dom, an welchem Prinz Karl und seine Generale teilnahmen.

Leider konnten es sich in Angst um ihr tägliches Brot auch etliche evangelische Geistliche nicht versagen, bei den Dankgottesdiensten eine Haltung zu zeigen, die für aufrechte Gemüter einen seltsamen Beigeschmack hat. Der Kirchen- und Schulinspektor Doktor Burg, der übrigens Mitglied des königlich preußischen Landeskonsistoriums war, salbaderte über die rechte Andacht einer Stadt, deren Einwohner Gott wieder unter das

Zepter zurückgeführt hatte, unter dem ehemals ihre Vorfahren glücklich gewesen waren. Immerhin entbehrte dies Thema, wenn man die Umstände in Betracht zieht, nicht der pastoralen Weisheit. Weit mehr liebedienerisch benahm sich ein anderer geistlicher Herr, namens Weinisch. Der verglich die Stadt Breslau einer verlaufenen Magd, zu welcher Gott gesagt hatte, wie einst zu Hagar: Kehre wieder um zu deiner Frau und demütige dich unter ihrer Hand! Und die österreichische Regierung begrüßte dieser Phrasendrescher sogar mit dem Wort: „Gelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn!" Die Untersuchung, die später gegen diesen armseligen Mann angestellt wurde, schlug König Friedrich nieder. Seine königliche Seele stand zu hoch über diesen Dingen, schade um die Tinte, die dabei verspritzt wurde.

In dem neu eroberten Breslau sang man Danklieder, regierte, diktierte, predigte und salbaderte, — der König aber marschierte bei Ludwigsdorf.

In Wien herrschte natürlich heller Jubel. Kaunitz, der die Niederlage der Reichstruppen und Franzosen bei Roßbach so wundervoll zu redigieren verstand, hatte diesmal wirklich Ursache zum Frohlocken. Er schreibt an Starhemberg: „Der heutige Tag hat uns mit Freuden und Frohlocken überhäuffet. Diesen Morgen ist der Herr General-Major Duc d'Ursel unter Vorreuthung sechszehn blasender Postillonen und zwey Postoffizieren hier eingeritten und hat nicht nur die Bestätigung von dem herrlichen Sieg, so durch die unbeschreibliche Tapferkeit unserer Armee erfochten worden, sondern auch die

gantz unvermuthete Nachricht mitgebracht, daß der kommandierende preußische General Printz von Bevern auf einen Vorposten unserer Kroaten gestoßen und von demselben zum Kriegsgefangenen gemacht worden."

Kaunitz frohlockte und schrieb, und ganz Wien jubelte mit ihm, — der König von Preußen marschierte mit zwölftausend Mann Kerntruppen bei Lobendau.

Wenige Stunden später ritt auch der Major von Reitzenstein mit acht trompetenden Postillonen in Wien ein. Die Fanfaren lockten alt und jung an die Türen und Fenster. Wieder ein Sieg? „Breslau ist über, Breslau ist über!" Kaunitz tauchte die Feder neu ein und setzte seinen Bericht an Starhemberg fort: „Ew. Exzellenz werden sich ohnschwer vorstellen, was diese außerordentlichen Begebenheiten Ihro Majestäten, allen treuen Dienern und dem Volk für Freude verursachet, und kann man also zu Gott hoffen, daß die gefährlichsten Absichten des Königs von Preußen, wo nicht gänzlich, jedoch größtentheils vernichtet sein werden."

So schrieb Kaunitz. Um dieselbe Zeit trieben preußische Husaren die fliehenden Kroaten durch das aufgestörte Jahrmarktgewühl von Parchwitz, — der König stand mit zwölftausend Mann Kerntruppen sieben Meilen von Breslau.

Die Hiobsposten von Schweidnitz, von der verlorenen Schlacht vor Breslaus Wällen, von Beverns Gefangenschaft, von Kyaus überstürztem Rückmarsch, von Breslaus Übergabe, — sie waren während der letzten Tage hageldicht auf diesen König niedergeprasselt. Hatten sie ihn gebeugt?

„All diese Unglücksfälle haben mich nicht niedergeschlagen. Ich marschiere meinen geraden Weg vorwärts nach dem Plan, den ich mir gemacht habe," schrieb er an jenem Tage an den Prinzen Heinrich. „Wenn es dem Himmel gefällt, wird alles wieder gut gemacht werden, aber freilich nur mit großer Mühe." Und wenige Tage später an den treuen Feldmarschall Keith: „Was meine Lage in diesem Lande angeht, so werden Sie leicht erkennen, daß sie im höchsten Grade schwierig und bedenklich sein muß durch die unglücklichen und zum Teil plumpen Fehlgriffe, welche sich einige meiner Generale vor meiner Ankunft haben zuschulden kommen lassen. Ich gebe mich indes der Hoffnung hin, mit Gottes Hilfe alles wieder gut zu machen, obwohl mein Tagewerk ein Feldzug ist, reich an Schwierigkeiten, Mühen und Zufällen, deren aller ich jedoch Meister zu werden hoffe."

In diesen Tagen begegnet man wiederholt einem schönen klaren Gottvertrauen bei König Friedrich. Der ist wahrlich übel beraten, der in diesem größten der Könige nur den öden verneinenden Freigeist sieht. Das war er nie und nimmer, — ein Freigeist nicht, sondern ein freier Geist. Wie könnte auch dem Genius, der doch vom Himmel stammt, der Himmel fremd sein, der Himmel und die führende Hand einer ewigen Allmacht!

Der Plan aber, den sich der König vorgezeichnet hatte, war kurz und verblüffend einfach: „Ich werde die Österreicher angreifen und wenn sie auf dem Zobtenberge oder auf den Kirchtürmen von Breslau ständen."

König Friedrich hat sein Lebtag mehr von Taten wie



Aus Rehtwisch, Leuthen. Verlag von Georg Wigand, Leipzig.

Hans Joachim von Zieten.

Nach einer Zeichnung von Adolph Menzel.

von Worten gehalten. Dennoch entschloß er sich diesmal, getrieben von dem inneren Gefühl, daß er alles an Feuer hergeben müsse, was in ihm steckte, zu einer Anrede an seine Generale.

Am Abend des 3. Dezember versammelten seine Generale sich im Hauptquartier zu Parchwitz. Manche von ihnen hatten den König seit dem August nicht gesehen. Es schien ihnen, als sei er ein anderer geworden. Die Strapazen und Sorgen der Thüringer Monate hatten ihre Spuren hinterlassen. Der König war sichtlich gealtert. Der Mund zeigte schon jenen scharfen Zug, wie er später dem alten Fritz eigen war, und die strenge Furche zwischen den Brauen hatte sich noch vertieft, das ganze Antlitz sah verwittert und abgemagert aus. Aber noch herrschten in diesem Antlitz die beiden großen sieghaften Königsaugen, und als der Mann in dem abgetragenen preußischen Generalsrock seine weiche, melodiöse, schmiegsame Stimme erhob, bannte er alle Hörer an seine königlichen Lippen.

„Es ist Ihnen, meine Herren, bekannt, daß es dem Prinzen Karl von Lothringen gelungen ist, Schweidnitz zu erobern, den Herzog von Bevern zu schlagen und sich Breslaus zu bemächtigen, während ich gezwungen war, den Fortschritten der Franzosen und Reichsvölker Einhalt zu tun. Ein Teil von Schlesien, meine Hauptstadt und alle meine darin befindlichen Kriegsvorräte sind dadurch verloren gegangen, und meine Widerwärtigkeiten würden aufs höchste gestiegen sein, setzte ich nicht ein unbegrenztes Vertrauen in Ihren Mut, Ihre Standhaftigkeit und Ihre

Vaterlandsliebe, die Sie bei so vielen Gelegenheiten mir bewiesen haben. Ich erkenne diese dem Vaterlande und mir geleisteten Dienste mit der innigsten Rührung meines Herzens. Es ist fast keiner unter Ihnen, der sich nicht durch eine große ehrenvolle Handlung ausgezeichnet hätte, und ich schmeichle mir daher, Sie werden bei vorfallender Gelegenheit nichts an dem mangeln lassen, was der Staat von Ihrer Tapferkeit zu fordern berechtigt ist. Dieser Zeitpunkt rückt heran; ich würde glauben, nichts getan zu haben, ließe ich die Österreicher in dem Besitze von Schlesien. Lassen Sie es sich also gesagt sein: Ich werde gegen alle Regeln der Kunst die beinahe dreimal stärkere Armee des Prinzen Karl angreifen, wo ich sie finde. Es ist hier nicht die Frage von der Anzahl der Feinde, noch von der Wichtigkeit ihres gewählten Postens; alles dieses, hoffe ich, wird die Herzhaftigkeit meiner Truppen und die richtige Befolgung meiner Dispositionen zu überwinden suchen. Ich muß diesen Schritt wagen, oder es ist alles verloren; wir müssen den Feind schlagen, oder uns alle vor seinen Batterien begraben lassen. So denke ich, — so werde ich handeln.

Machen Sie diesen meinen Entschluß allen Offizieren der Armee bekannt; bereiten Sie den gemeinen Mann zu den Auftritten vor, die bald folgen werden, und kündigen Sie ihm an, daß ich mich berechtigt halte, unbedingten Gehorsam von ihm zu fordern. Wenn Sie übrigens bedenken, daß Sie Preußen sind, so werden Sie sich gewiß dieses Vorzugs nicht unwürdig machen. Ist aber einer oder der andere unter Ihnen, der sich fürchtet,

alle Gefahren mit mir zu teilen, der kann noch heute seinen Abschied erhalten, ohne von mir den geringsten Vorwurf zu leiden."

Hier hielt der König einen Augenblick inne, als ob er den Zaghaften das Wort zur Bitte um den Abschied verstatten wollte. Aber ein heiliges Schweigen war die einzige Antwort, die alle diese rauhen Kriegsmänner ihrem König zu geben hatten. Nur der alte Major von Billerbeck platzte heraus: „Ja, das müßte ein infamer Hundsfott sein, nun wäre es Zeit!" Der König lächelte und fuhr in seinem herzgewinnenden Tone fort:

„Schon im voraus hielt ich mich überzeugt, daß keiner von ihnen mich verlassen würde! Ich rechne also ganz auf Ihre treue Hilfe und auf den gewissen Sieg. Sollte ich bleiben und Sie für Ihre mir geleisteten Dienste nicht belohnen können, so muß es das Vaterland tun. Gehen Sie nun ins Lager und wiederholen Sie Ihren Regimentern, was Sie jetzt von mir gehört haben." —

Alles war bewegt, und Entschlossenheit und Begeisterung für diesen königlichen Herrn lebte in allen Zügen. Jetzt aber trat, nachdem der Patriot zu Patrioten gesprochen hatte, der König und Feldherr hervor.

„Das Regiment Kavallerie, welches nicht sofort, wenn es befohlen wird, sich unaufhaltsam in den Feind stürzt, lasse ich gleich nach der Schlacht absitzen und mache es zu einem Garnison-Regimente. Das Bataillon Infanterie, das, es treffe, worauf es wolle, nur zu stocken anfängt, verliert die Fahne und Säbel, und ich lasse ihm die Borten von der Montierung abschneiden. Nun

leben Sie wohl, meine Herren, in kurzem haben wir den Feind geschlagen oder wir sehen uns nie wieder."

Am selben Abend unternahm der König einen Ritt durch das Lager. Die Desertionen nach der Schlacht von Breslau hatten die Truppen sozusagen gesiebt: was er jetzt an Regimentern bei sich hatte, war zum allergrößten Teile unbedingt zuverlässiges Menschenmaterial. Als er durch die Lagergassen ritt, wurde er von den Kürassieren des Garde du Korps-Regiments mit freundlichem: „Guten Abend" begrüßt. Ein alter Kürassier drängte sich an ihn heran und rief: „Was bringst Du uns noch so spät, Fritz?" — „Eine gute Nachricht, Kinder, Ihr sollt morgen die Österreicher brav zusammenhauen." — „Hol uns der Teufel, das soll gewiß geschehen," riefen die Kürassiere. — „Aber bedenkt nur, wo sie dort stehen und wie sie verschanzt sind!" — „Und wenn sie den Teufel um und vor sich hätten, wir schmeißen sie doch raus!" — „Nun, ich werde sehn, was Ihr könnt, legt Euch nieder und schlaft wohl." — „Gute Nacht, Fritz," riefen die Kürassiere.

Der König ritt weiter und unterhielt sich mit jedem Regiment. Auch zu den derben Pommern vom Regiment von Manteuffel kam er. „Nun, Kinder, wie wird's morgen aussehen, der Feind ist noch mal so stark als wir!" — „Das laß Du nur gut sein, es sind doch keine Pommern drunter. Du weißt ja wohl, was die können." — „Ja, freilich weiß ich das, sonst könnte ich die Bataille ja gar nicht liefern wollen. Nun schlaft wohl, morgen haben wir also den Feind geschlagen oder wir sind alle



Originalaufnahme zu Rehtwisch, Leuthen.

Verlag von Georg Wigand, Leipzig.

Sagschütz vom Judenberge aus gesehen.

Man hat von hier aus einen deutlichen Einblick in die Stellung von Sagschütz und kann den wallartigen, im Halbkreis um den Ort sich hinziehenden Kiefernberg gut unterscheiden. Graf Daun hatte diesen Geländevorteil vorzüglich ausgenutzt, als er seinem linken Flügel hier eine starke Flankensicherung gab.

tot." — „Ja, tot oder die Feinde geschlagen," wiederholte das ganze Regiment. Dies Regiment tat zwei Tage später Wunder.

Von einem Regiment sprangen die Worte, die der König zu ihm gesprochen hatte, aufs andere über, wie elektrische Funken. Viele dieser gemeinen Musketiere und Reiter verstanden ihren König, viele ahnten ihn, ahnten, daß durch die Zeltgassen des Lagers ein Mensch von ragender Größe ritt, wie ihn die Weißröcke da drüben in den Schanzen vor Breslau nicht besaßen.

„Die alten Krieger, die so manche Schlacht unter Friedrich II. gewonnen hatten, reichten sich wechselseitig die Hände, versprachen einander treulich beizustehen und beschworen die jungen Leute, den Feind nicht zu scheuen," berichtet General von Retzow, der dabei war. Und ein anderer Augenzeuge schreibt: „Alle Vorstellungen der Gefahr verschwanden, und ein gewisses inneres siegversprechendes Gefühl trat an ihre Stelle. Wenn man den Zustand der preußischen Armee untersucht, so ist es nicht schwer, sich zu überzeugen, daß der König den Feind schlagen würde, wo er ihn anträfe. Sie bestand, bis auf einige wenige, aus lauter Landeskindern, denn die Ausländer waren größtenteils desertiert, und was noch davon übrig war, hatte den Charakter der Nation angenommen. Eine vorzügliche Liebe zu ihrem König und Vaterland war ein Hauptzug in demselben; wenn ein Volk den Spartanern und Römern gleichgekommen ist, so waren es gewiß die damaligen Preußen. Bei dieser Denkungsart schien es, daß unter der Anführung

ihres Königs der Sieg allemal vor ihnen hergehen müsse."

Mit solchen Truppen konnte der König auch gegen eine starke Übermacht die Schlacht um Schlesiens Befreiung wagen. Daß sie ein Wagnis, ein großes Wagnis sein würde, wußte er, denn er sollte eine doppelt so starke Macht in eben dem befestigten und verschanzten Lager vor Breslau angreifen, aus welchem der Herzog von Bevern am 22. November der Übermacht weichen mußte. Damals waren die angreifenden Österreicher über doppelt so stark als Bevern und hatten trotz ihrer großen Tapferkeit es nicht vermocht, einen entscheidenden Sieg zu erfechten, so daß Bevern noch abends mit der Absicht umging, durch einen Gegenangriff um Mitternacht die Lage wieder herzustellen. Wenn damals schon eine doppelte Übermacht der Angreifer einen schweren Stand hatte, wie sollte es hier werden, wo die zweifache Anzahl Verteidiger in den Schanzen lag, während die Minderzahl angreifen sollte und, um das überhaupt zu können, vorher auch noch den Loheübergang erzwingen mußte? Aber diese Schanzen hinter der Lohe waren weder der Zobtenberg noch die Kirchtürme von Breslau, und der König, der um jeden Preis einen Sieg haben mußte, ging geradenwegs auf das Problem los. In der Morgenfrühe des 4. Dezember brach er von Parchwitz auf.

Während in Wien Kaunitz und seine Leute frohlockten, mischten sich in den Siegesbecher des Lothringers und des Grafen Daun bereits stark vorschmeckende Wermuts-

tropfen. Kaum hatten sie ein preußisches Herr mit Mühe und Not von Breslau vertrieben, als schon wieder eins von gleicher Stärke drohend bei Parchwitz stand. Und was das Schlimmste war, dies Heer führte der König selbst, der flinke, sprungbereite königliche Löwe, der noch dazu schwer gereizt war. Karl von Lothringen hatte noch vor wenig Wochen auf das Drängen seines kaiserlichen Bruders naiv geantwortet: „Ew. Majestät dürfen versichert sein, daß dieser König von Preußen einer Hydra gleicht, wenn man ihr den einen Kopf abschlägt, wächst ihr sofort ein anderer nach." Und siehe da — um im Bild zu bleiben — schon züngelte wieder ein solcher Hydrakopf begehrlich von Parchwitz aus gegen Neumarkt vor, um zu sehen, welche der Gliedmaßen des Prinzen Karl er wohl verschlucken könnte.

Da ging plötzlich von jenem Obersten von Gersdorff, dessen Vorposten der König mit blutigen Köpfen aus Parchwitz hinausgejagt hatte, die Nachricht ein, daß der König die Absicht habe, ein festes Lager bei Parchwitz zu beziehen, und den Feldmarschall Lehwald, der infolge des Abzugs der Russen in Ostpreußen frei geworden war, zur Verstärkung herbeizurufen. Wieder ein neuer Kopf der Hydra? Und dabei trafen von Wien dringliche Aufforderungen ein, Liegnitz zu halten, das für einen preußischen Handstreich nur zu bequem dalag. Der Kaiser selbst drängte in einem Schreiben darauf hin, die preußische Armee anzugreifen und zu schwächen, so oft es nur möglich sei. Was war zu tun?

Am 2. Dezember traten die österreichischen Feld-

herren im Schlosse zu Lissa zu einem Kriegsrat zusammen. Die Meinungen platzten ziemlich scharf aufeinander. Der vorsichtige Daun trat entschieden dafür ein, im Lager vor Breslau zu bleiben und in dieser sicheren Stellung ruhig abzuwarten, was der König von Preußen beginnen werde, das alte Lied, das Daun immer sang und das den Prinzen natürlich ärgerte. Aber auch der alte barsche General der Kavallerie Graf Serbelloni unterstützte den Ratschlag Dauns sehr nachdrücklich und meinte, daß im gegenwärtigen Augenblicke „das Kunktieren notwendig und zweckmäßig sei." Ganz anderer Meinung aber war der Graf Lucchesi, ein tapferer General, der aber seinem Charakter nach mehr wagte als wägte. Er drang entschieden auf den Vormarsch gegen Neumarkt, und wenn man denselben auch durch eine Schlacht erzwingen müsse; — unwürdig einer siegreichen Armee sei es, stehen zu bleiben und abzuwarten und ein Spiel nicht auszuspielen, „wo man die fünf Matadors und die Vole in Händen habe." Von diesem Lucchesi soll auch das bekannte geringschätzende Wort von der „Berliner Wachtparade" damals gesprochen worden sein. Er hatte dennoch genug zu tun, seine Meinung gegen den zähen Daun und dessen Anhänger durchzusetzen. „Es hat mich mehr Mühe gekostet," rief der hochmütige Mann nach Beendigung des Kriegsrats aus, „die Entschließung, den König anzugreifen, durchzusetzen, als es uns kosten wird, ihn zu schlagen, wenn er mit seiner Handvoll Volks wider alles Vermuten mit einer so redoutablen Kriegsmacht es aufnehmen und sein Wohl und Wehe aufs Spiel setzen sollte." —

Prinz Karl hörte die kühne Sprache Lucchesis und seiner Anhänger nur zu gern. Er war von jenem König in vier Feldschlachten geschlagen, und Leopold Daun hatte den Lorbeer von Kolin in der Tasche, — Grund genug, daß auch er lebhaft wünschte, einen Sieg über Friedrich zu erkämpfen. Die doppelte Übermacht über den König hatte man, ein Ruhmesglanz ohnegleichen wartete seiner, wenn er jetzt eine siegreiche Schlacht schlug, und damit dem ganzen Krieg ein Ende machte. So beschloß er denn, auf Neumarkt vorzugehen und den König aus seinen Stellungen zu vertreiben. Aber, „wer nicht vertrieben sein will, muß vertreiben," — und König Friedrich zog das letztere vor.

Die preußische Vorhut, die in der Frühe des 4. Dezember von Parchwitz gegen Neumarkt aufbrach, war für alle Fälle sehr verstärkt, sechzig Schwadronen Kavallerie, Husaren und Dragoner, die drei Freibataillone Le Noble, Kalben und Angelelli, dazu zwei Jägerkompagnien. Diese leichten Truppen waren notwendig, um die Kroaten aus ihren Büschen fortzujagen. Dann folgten achthundert Freiwillige, die als erste Sturmkolonne dienen sollten, denn Friedrich glaubte noch immer, daß er die Österreicher in dem festen Lager vor Breslau angreifen müßte. Neun erlesene Infanteriebataillone waren bestimmt, den Keil, den die Sturmkolonne eintreiben würde, durch wuchtiges Nachdrängen zu erweitern. Die Kavallerie der Vorhut stand unter dem Generalleutnant Friedrich Eugen von Württemberg, einem jüngeren Sohn des Hauses, damals 25 Jahre alt. Er

war nächst Seydlitz der tüchtigste Reiterführer im preußischen Heere. Sein Bruder, der Schillerherzog Karl Eugen, focht im französischen Sold drüben auf österreichischer Seite, — trauriges Zeichen der Zerrissenheit in deutschen Landen.

Der König ritt an der Spitze der Vorhut bei den Husaren. Das pflegte er stets zu tun. Er traute den eigenen Augen mehr als denen anderer, und diese Gepflogenheit hat sich immer aufs beste bewährt. Das Städtchen Neumarkt liegt an der breiten Heerstraße, die gen Breslau führt. Dorthin hatten die Österreicher bereits ihre Feldbäckerei vorgeschoben, „eine Avantgarde von Bäckerei" sagten die kritischen Geister im österreichischen Lager spöttisch. Die Rauchsäulen, die über Neumarkt aufstiegen, zeigten den preußischen Husaren an, wie fleißig die „Mehlwürmer" da drin beim Backen waren; und sie mußten schon fleißig sein, denn es galt, für ein Heer von siebenzigtausend, das ihnen bald nachrücken sollte, um dem preußischen König den Garaus zu machen, Brot zu backen. Aber es ist nun einmal so im menschlichen Leben: nicht immer bekommt der das Brot zu essen, für den es gebacken wird.

Auch hier nicht. Ein paar Schwadronen flinker Husaren sitzen ab und sprengen die Stadttore. Die andern Regimenter rasen hinter ihnen drein, jagen durch die Stadt, treiben die erschrockenen Kroaten und feindlichen Husaren, die zur Bedeckung da waren, zu Paaren, und als diese jenseits der Stadt sich sammeln wollen, werden sie auch schon von andern Schwadronen in der Flanke an-

gegriffen. Mit einem Verlust von hundert Toten und sechshundert Gefangenen, werden sie gegen Kammendorf zurückgeworfen. Über achtzigtausend frische und knusprig gebackene Brotportionen waren die willkommene Beute der Preußen.

Die österreichischen Ingenieuroffiziere, die auf den Kammendorfer Höhen schon das Lager abgesteckt hatten, das Prinz Karl am nächsten Tage einzunehmen gedachte, mußten machen, daß sie davon kamen. Ihre Meßstäbe ließen sie in der Eile zum Teil stecken.

Der König hatte den ganzen Morgen eine freudige, von gewisser Siegeszuversicht getragene Stimmung gezeigt; dieser Handstreich auf Neumarkt und die achtzigtausend frischen Brote trugen natürlich nur dazu bei, sie noch zu erhöhen. Man brachte in jenen Stunden einen Deserteur ein. „Warum hast du mich verlassen?" fragte der König. — „Wahrhaftig, Ew. Majestät," entgegnete der arme Teufel, dem schon der Hals jucken mochte, „es stand gar zu schlimm mit uns!" — „Je nun," meinte der König gnädig, „wir wollen es noch einmal miteinander versuchen. Werden wir geschlagen, so gehen wir morgen alle beide davon." —

An diesem Abend traf die sichere Nachricht ein, daß Prinz Karl die Stellung im Lager von Breslau aufgegeben habe und über die Lohe gegangen sei. Die Generale hatten sich gerade im Hauptquartier zu Neumarkt im Hause Nummer 6 am dortigen Markte, wo der König wohnte, versammelt. Als König Friedrich ins Zimmer trat, fiel seine Fröhlichkeit allen Anwesenden

auf. „Der Fuchs ist aus seinem Loch gekrochen, nun will ich auch seinen Übermut bestrafen,“ sagte er lächelnd zum Prinzen Franz von Braunschweig.

Am 2. Dezember war im österreichischen Kriegsrat der Beschluß gefaßt, vorzurücken, aber es ging dort nicht so zu, wie bei Friedrich, wo dem Entschluß die Tat folgte, wie der Donner dem Blitz, sondern man ließ sich halt Zeit, ein Fehler, der einem so sprungbereiten Gegner gegenüber der schlimmste war, den man machen konnte. Der 3. Dezember, der für die ganze Entwicklung der Dinge so unendlich wertvoll war, wurde verzettelt. Warum, fragt man vergeblich, es sei denn, daß eine ausreichende Versorgung mit Brot eine genügende Erklärung ist. Ahnte man, daß die achtzigtausend Brote in Neumarkt bereits andere Liebhaber gefunden haben würden, wenn man dort ankäme? Genug, erst am Morgen des 4. Dezember begann der Ausmarsch aus dem befestigten Lager von Breslau. Natürlich verzögerten die Übergänge über die Lohe und Weistritz den Vormarsch bedenklich. Als die Spitzen der österreichischen Kolonnen die Weistritzbrücke passierten und am Schloß zu Deutsch-Lissa vorbeizogen, wo der Prinz sein Hauptquartier hatte, ritten gerade versprengte Husaren in den Schloßhof ein und brachten die Kunde von den Vorgängen bei Neumarkt, — ein schlechter Anfang, hundert Tote und sechshundert Gefangene, der erste Prankenschlag des preußischen Löwen!

Augenzeugen haben bekundet, daß die Nachricht der Wegnahme von Neumarkt dem österreichischen Oberkommando völlig überraschend kam, und daß sich augen-



Aus Rehtwisch, Leuthen. Verlag von Georg Wigand, Leipzig.

Die katholische Kirche von Leuthen

mit dem historischen Kirchhofstor, das von der preußischen Garde unter Anführung des Hauptmann von Moellendorf erstürmt wurde.

Nach einer Originalaufnahme.

blicklich eine bemerkliche Nervosität einstellte. Die verantwortlichen Feldherren wurden in ihren Entschlüssen wankend. Mit seiner über doppelt so starken Armee jetzt noch wieder über die Weistritz und die Lohe zurückzugehen, mag dem Prinzen Karl wider die Ehre gegangen sein. Aber wenigstens ließ man das Gepäck jenseits der Weistritz. Man rechnete eben nicht, wie der König von Preußen, nur mit einem Sieg, — man rechnete auch mit einer Niederlage. Der Wille zum Siege, der so manchesmal in der Geschichte der Welt ausschlaggebend gewesen ist, fehlte. Wohl aber mußten die beiden Feldherren einsehen, daß der kommende Tag die Entscheidung bringen würde. Da ihnen die wunderschöne Stellung auf den Höhenzügen jenseit Kammendorf und Bischdorf schon beim Lagerabstecken verrammelt war, mußten sie versuchen, sich in eine andere günstige, den Angriff des Königs erschwerende Schlachtstellung hinein zu manövrieren. Sie stellten also nach vollendetem Übergang der Weistritz ihre Armee hinter den Dörfern Frobelwitz und Leuthen so auf, daß der linke Flügel zwischen Leuthen und dem Leuthener Busch stand, das Zentrum sich von Leuthen über Frobelwitz bis Guckerwitz erstreckte und der rechte Flügel über Guckerwitz hinaus bis an die Waldungen östlich von Nippern heranreichte. Die Armee war in zwei Treffen aufgestellt, das dritte Treffen bildete das Reservekorps und das Korps des Grafen Nadasdy. In dieser Stellung verblieb die österreichische Armee während der Nacht vom 4. zum 5. Dezember.

Ungefähr dreiviertel Meile vor ihrer Front am

Kuppelberg, die Straße von Borne nach Neumarkt beherrschend, stand die Vorhut unter dem Feldmarschallleutnant Grafen Nostitz, zwei Husarenregimenter, ein paar hundert Kroaten und die drei tapferen sächsischen Chevauxlegers Regimenter Prinz Albrecht, Graf Brühl und Prinz Karl. Diese drei sächsischen Regimenter waren am 3. Dezember aus dem Lager von Breslau abgeritten, um die Feldbäckereien in Neumarkt zu decken; sie waren gerade zurecht gekommen, die aus Neumarkt fliehenden Kroaten und Husaren aufzunehmen. Ihre Wachtfeuer leuchteten durch die kalte Nacht und waren den, kaum eine halbe Meile entfernt stehenden preußischen Vorposten deutlich sichtbar. Beim Regiment Prinz Karl stand der tapfere Oberst von Benkendorf, der bei Kolin die entscheidende Attacke geritten hatte.

Die österreichische Armee lagerte während der Nacht unter den Waffen. Einige Truppenteile, auch das Korps Nadasdys, trafen erst gegen acht Uhr abends ein, die sechstausend Mann württembergischer Hilfstruppen sogar erst gegen Mitternacht. Ihr Quartiermeister suchte vergeblich nach Daun und dem Prinzen Karl, die er nirgends finden konnte. So blieb er ohne Befehle für den kommenden Tag, und seine Truppen mußten ohne Holz und Stroh mit nüchternem Magen kampieren. Truppen, die in kalter Dezembernacht frierend und hungernd auf der nackten Erde liegen müssen, und nicht einmal Holz haben, um sich die verfrorenen Glieder wenigstens anzuwärmen, pflegen am andern Tage nicht besonders kampflustig zu sein, es sei denn, daß ein inneres Feuer

sie wärmt und ein großes Ziel sie begeistert. Dann haben auch, unter ganz andern Entbehrungen noch, andere Truppen Gewaltiges geleistet. Aber diese armen Württemberger waren von ihrem Herzog an Frankreich verkauft, und für das Blutgeld, das Frankreich zahlte, baute ihr verschwenderischer Landesvater Prunkschlösser und hielt sich Maitressen. Drüben auf der Seite des großen Königs aber focht der in ganz Württemberg geliebte Bruder des Herzogs, Prinz Friedrich Eugen, und diese Preußen, die gegen sie anrückten, waren evangelischen Bekenntnisses wie sie selbst. Noch am 23. November hatte Kaiser Franz seinen Bruder auf diesen wunden Punkt aufmerksam gemacht. „Man hat mir gesagt," schrieb er, „daß beinahe alle Offiziere des württembergischen Korps gut preußisch gesinnt seien; ich glaube, daß Ihr wohl acht geben müßt auf dies Korps und auf seine Offiziere und es niemals an einen Platz stellen, wo es irgendwelche Verwirrung anrichten kann. Außerdem müßt Ihr die Korrespondenz der Offiziere und auch den Verkehr mit gefangenen Preußen überwachen." So mißtrauisch also war man in Wien gegen die tapferen Schwaben.

Das österreichische Oberkommando ließ am 5. Dezember, eine Stunde vor Tag die Armee unter die Waffen treten. Der Feldmarschall Graf Leopold Daun ritt in der Morgenfrühe die Stellungen ab und kam bei diesem Ritt auch auf den Breslauer Berg, der südöstlich Frobelwitz liegt und von welchem aus man das Vorgelände gut übersehen kann. Er rief einen Bauer herbei und be-

fragte ihn nach verschiedenen Punkten im Vorgelände, fragte ihn auch, was das für ein Hügel sei, auf dem sie ständen. „Das ist der Berg, Ew. Exellenz, von welchem unser König alljährlich, wenn er hier Manöver hält, die Österreicher herunterjagt!" entgegnete der Bauer. Den Teufel auch, mochte Daun denken, jetzt sind wir sogar auf des Königs Manöverterrain geraten, eine schöne Geschichte! Als er den Vorfall nachher im Hauptquartier erzählte, meinten zwar einige jüngere Stabsoffiziere spöttisch: „ach was, der König mit seiner Potsdamer Wachtparade ist ein gutes Frühstück für uns," aber Leopold Daun blieb doch bedenklich: „Ein böses Omen ist's immer, Messieurs."

Jedenfalls waren die österreichischen Feldherren bemüht, dem Terrain eine möglichst gute Schlachtstellung abzugewinnen, und das gelang ihnen auch vollkommen. Die ganze Armee mußte um einen Kilometer vorrücken und gewann so mit ihrem Zentrum eine Linie, die sich an den von Nippern über Frobelwitz nach Leuthen führenden Landweg anlehnte. Guckerwitz lag knapp hinter dem rechten Flügel, Frobelwitz bildete die Mitte, Leuthen lag unmittelbar am linken Flügel. Frobelwitz und Leuthen waren beide mit Grenadierkompagnien stark besetzt, und am westlichen Eingang der Dörfer waren Batterien aufgefahren. Den rechten Flügel, der sich bis an Nippern erstreckte, kommandierte der General der Kavallerie, Graf Lucchesi. Der vor diesem rechten Flügel liegende Zettelbusch war von Grenadieren und Kroaten stark besetzt, vor diesem Zettelbusch zogen sich außerdem



Aus Rehtwisch, Leuthen. Verlag von Georg Wigand, Leipzig.

Wichard Joachim Heinrich von Moellendorf.

Nach einem Gemälde von Cunningham gestochen von Townley.

die unwegsamen Sümpfe des Briegswassers hin, so daß dieser Flügel eine natürliche Festigkeit hatte. Außerdem befand sich das Lager des Reservekorps unter dem Herzog von Arenberg kaum zwei Kilometer hinter dem rechten Flügel westlich vom Dorfe Saarawenze. Das Kavalleriekorps, welches den linken, sich über Leuthen hinaus erstreckenden Flügel deckte und sich an den Weg Leuthen-Schriegwitz anlehnte, befehligte der Graf Serbelloni. Aber Daun ließ es damit noch nicht genug sein. Er flickte, als hätte er eine Ahnung von seiner Bedeutung, an diesen linken Flügel, als scharf zurückgebogene Flanke noch das Korps des Grafen von Nadasdy an, das bisher als drittes Treffen hinter der Armee gelagert hatte. Dies Korps wurde in Verlängerung der bisherigen Stellung so postiert, daß es zunächst die Linie verlängerte, dann aber bei Sagschütz umbog und einen mit einem Widerhaken versehenen Winkel bis in den Kaulbusch hinein bildete. Der um Sagschütz sich wallartig hinlagernde Kiefernberg bildete eine natürliche Festung, wie überhaupt das ganze Terrain zu einer starken Flankenbildung außerordentlich geeignet war. Der Kiefernberg, der heute kahl ist, hatte damals dichten Waldbestand. Graf Nadasdy nutzte die Gunst des Terrains in der ihm eigenen höchst geschickten Weise nach allen Regeln der Kriegskunst aus. Nur einen Fehler beging er. Prinz Karl hatte auf Grund des Briefes seines kaiserlichen Bruders den Grafen Nadasdy ersucht, die württembergischen und bayrischen Hilfstruppen nicht an erster Stelle zu verwenden, sondern sie lieber ins

zweite Treffen zu stecken. Nadasdy aber kehrte sich an diese Verordnung des Prinzen nicht und stellte gerade diese Regimenter auf die äußerste Flanke in die Verhaue des Kiefernberges und des Kaulbusches. Der Graf mochte übrigens hinsichtlich dieser Truppen anderer Meinung sein. Er hatte sie bei der Belagerung von Schweidnitz kennen gelernt, wo die Württemberger sich durch Tapferkeit hervorgetan hatten. Sie hatten dort den Kern der Sturmkolonne gebildet.

So deckte diese österreichische Stellung sowohl die über Frobelwitz nach Lissa führende Hauptstraße auf Breslau als auch die über Krampitz, Leuthen und Groß-Gohlau führenden Nebenstraßen. Die österreichischen Feldherren hatten dem heranrückenden König einen gewaltigen langgestreckten Damm von Menschenleibern vorgeschoben, nur wenn er diesen Damm gewaltsam beiseite drängte oder durchstieß, war ihm der Marsch nach Breslau möglich. Aber die Österreicher zählten nach ihrer eigenen Angabe fünfundachtzigtausend Mann (sie renommierten, in Wirklichkeit hatten sie nur siebzigtausend), würde der König mit seinen fünfunddreißigtausend es wagen, sie anzugreifen?

In der tiefen Dunkelheit des frühen Wintermorgens und nur auf das Signal: „locken,“ trat die preußische Armee unter das Gewehr. Generalmarsch durfte nicht geschlagen werden, da der König in aller Stille vorzurücken gedachte, um den Feind zu überraschen. Friedrich ritt wiederum bei der Vorhut. Er rief einen Husarenoffizier zu sich heran und sagte: „Ich werde mich heut

bei der Bataille mehr aussetzen als sonst. Er soll sich fünfzig Mann nehmen, um mir als Deckung zu dienen. Er verläßt mich nicht und gibt acht, daß ich nicht der Canaille in die Hände falle. Bleib ich, so bedeckt er den Körper mit seinem Mantel und läßt einen Wagen holen, er legt den Körper in den Wagen und sagt keinem ein Wort. Die Schlacht geht fort, und der Feind — der wird geschlagen." Der König hatte für alle Fälle vorgesorgt. Er hatte für den Fall seines Todes auch ein kurzes Testament aufgesetzt, eine: „Disposition über das, was geschehen soll für den Fall, daß ich getötet werde." Sie beginnt mit den Worten: „Ich habe meinen Generalen alles befohlen, was für den Fall eines glücklichen oder unglücklichen Ausganges nach der Schlacht zu geschehen hat. Was schließlich mich selbst angeht, so will ich in Sanssouci begraben sein, ohne Gepränge und Pomp und bei Nacht". Von den Heeressäulen, die in ziemlicher Entfernung der Vorhut folgten, klang durch die Morgenstille ein Choral herüber, den die Feldmusik begleitete. Es waren Verse aus dem innigen Lied Johann Heermanns: O Gott, du frommer Gott.

Gib, daß ich tu' mit Fleiß,
Was mir zu tun gebühret,
Wozu mich dein Befehl
In meinem Stande führet;
Gib, daß ich's tue bald
Zu der Zeit, da ich soll
Und wenn ich's tu, so gib,
Daß es gerate wohl.

Der König hielt das Pferd an und blickte sich verwundert um. Besorgt ritt ein Adjudant heran und fragte, ob er das Singen verbieten solle. „Nein“, sagte Friedrich, „bleibe Er hier,“ — und zum alten frommen Zieten gewendet, fügte er hinzu: „Meint Er nicht, daß ich mit solchen Leuten heute siegen werde?“

Als die Morgennebel sich hoben, erblickten die preußischen Vorpatrouillen auf den Höhen vor Borne feindliche Kavallerie. Das war der Generalleutnant Graf Nostitz mit seinen tapferen Sachsen und österreichischen Husaren. Auch der alte Oberst von Benkendorff mit seinem Chevaulegers-Regiment Prinz Karl hielt dort, wie wir wissen. In den bewaldeten Hängen des Borner Bergs und in den Büschen von Lampersdorf steckten Kroaten. Zunächst glaubte der König, daß er den rechten österreichischen Flügel vor sich habe, und er befahl, daß die Kavallerie der Avantgarde aufmarschiere. Als aber die genauere Meldung kam, daß nur einige Regimenter österreichischer Vortruppen im Terrain ständen, warf der König alsbald sechs Bataillone Infanterie gegen die Kroaten und ließ die schon aufmarschierte Kavallerie unverzüglich gegen den Feind anreiten. In Front und Flanke mit furchtbarer Wut angegriffen, — denn gerade an diese drei Sachsenregimenter waren alte Schulden mit Zinsen von Kolin her zu zahlen, — vermochten der tapfere Nostitz und sein Benkendorff nichts als sich auf Tod und Leben zu wehren. Das taten sie redlich. Aber der Stoß war zu gewaltig, ihre Regimenter wurden von einer Panik ergriffen und fluteten auf



Originalaufnahme zu Rehtwisch, Leuthen.

Verlag von Georg Wigand, Leipzig.

Der Judenberg, im Hintergrunde Schriegwitz.

Die Erhöhung auf der rechten Seite des Bildes ist der hart an der Straße Leuthen-Schriegwitz gelegene Judenberg, der für die Unterstützung des ersten Angriffs eine große Bedeutung gewann. Hier ließ der König, sobald gegen den Kiefernberg Fortschritte gemacht waren, eine schwere Batterie auffahren, durch die die österreichischen Geschütze nördlich des Kiefernberges zum Schweigen gebracht wurden, so daß sie gegen den Kirchberg abfuhren. Alsbald gerieten infolge des wütenden Geschützfeuers auch die Regimenter Macquire, Haller und Palffy ins Wanken, womit die ganze Flankenstellung erschüttert war. Alsdann wandte sich die Batterie des Judenbergs gegen die österreichische Südbatterie von Leuthen.

Borne zurück. Das Dorf und breite Gräben im Gelände hemmten ihren Ritt, hinter ihnen saß der Tod auf preußischen Rossen. Viele Pferde jagten mit leeren Sätteln gegen die österreichischen Linien zurück, elf Offiziere und fast sechshundert Gefangene fielen in die Hände der Preußen. Die kampftollen preußischen Husaren verfolgten den Feind über Heidau hinaus bis dicht an das österreichische Zentrum bei Frobelwitz heran. Am liebsten hätten sie sich gleich auf die österreichischen Infanteriewälle dort gestürzt, so schwer waren sie zu halten und zu sammeln.

Der König ließ die Gefangenen sofort an den Marschkolonnen des Heeres vorbeiführen, und dieser glückliche Anfang trug nicht wenig dazu bei, die zuversichtliche Stimmung der Truppen noch zu heben. Der Bombardier Tempelhoff, einer der Chronisten des Krieges, sagt: „Man konnte es unsern braven und entschlossenen Truppen in den Augen lesen, daß sie mit Ungeduld den Augenblick erwarteten, wo sie mit dem Feinde handgemein werden könnten."

Als der König so mit eisernem Besen das Vorterrain bis fast an die österreichische Front heran leer gefegt hatte, zog er mit seinen Marschkolonnen gegen das Dorf Borne vor. Das Dorf ließ er alsbald von den drei Freibataillonen und zwei Jägerkompagnien besetzen und seine Kavallerie jenseits Borne, nahe an Heidau heran, aufmarschieren. Er selbst ritt mit dem Fürsten Moritz von Dessau und seiner Husarenabteilung bis auf den Schönberg südlich Groß-Heidau vor, um von hier aus,

kaum zwei Kilometer von der österreichischen Front, nach seiner Gepflogenheit die feindliche Stellung genau zu studieren. Der Wintertag war inzwischen klar heraufgestiegen, auf den Feldern lag dünner Schnee und verstärkte bei leichtem Frost die Beleuchtung des Schlachtfeldes. „Man sah die österreichische Armee so gut, daß man sie Mann für Mann hätte zählen können", schreibt der König später in seinen Werken. Jedenfalls konnte der König die ganze Infanterielinie bis fast an Guckerwitz heran genau beobachten. Die Reitereistellung Lucchesis dagegen und die Reserve nördlich von Guckerwitz waren ihm durch den Zettelbusch verborgen. Wohl aber hatte er einen Einblick in die Stellung des linken Flügels, den Nadasdy um Sagschütz herum gezogen hatte.

In einer langgestreckten Front von fast einer Meile dehnte sich dort drüben von Nippern bis Sagschütz und dem Kaulbusch die österreichische Schlachtstellung aus. Frobelwitz und Leuthen mit ihren vorgeschobenen Batterien glichen wie der Dichter Scherenberg sich glücklich ausdrückt, zwei festen Schilden vor der breiten Brust eines Doppeladlers:

Da lag der Doppeladler, in seiner Sonne gedehnt,
Gemächlich über die Ebene an See und Wald gelehnt;
Vor seiner Brust zwei Schilde, Leuthen und Frobelwitz,
In jedem Fänger batterieweis Donner und Blitz;
In seinem Doppelschnabel das wehende Grün
Der zwei Siegesschlachten Breslau und Kolin;
Ausspreizend die geschweiften Flügel stundenweit
Ein Bild erzkaiserlicher Unüberwindlichkeit.
Die Bataillone, Schwadronen stunden also klar,

Daß schier jeder Mann da herauszuzählen war.
Und was dem Aug verschleiert schwarzer Föhren Flor,
Trug Spähers Mund in seines Königs Ohr,
Und während das Ohr Gehör allseits hin gab,
Fliegt vorweg das Auge die ganze Linie ab.
Des Künstlers Auge sieht in des Handwerks Bau,
Und faßt schnell zusammen in einen Blick die Schau.

Bei der Beobachtung der österreichischen Schlachtstellung vom Schönberge aus zeigte sich das Genie des Königs wieder in seiner ganzen Größe. Sein sicherer Blick fand sehr bald die Stelle heraus, wo dieser österreichische Doppeladler sterblich war. Gerade die Stelle, die dem Auge eines in den Anschauungen seiner Zeit befangenen Feldherrn als die stärkste und unüberwindlichste erschienen wäre, erkannte König Friedrich als die schwächste, — das war der Haken Nadasdys bei Sagschütz. Dieser mit Kanonen, Verhauen und Grenadieren gespickte Kiefernberg war sozusagen die eiserne Pforte der kaiserlichen Schlachtstellung. Wohlan, mochten die schweren Geschütze von Glogaus Wällen, die zwölf Brummer, mochten die granitenen altpreußischen Bataillone der Sturmkolonne ihr ein „Sesam tue dich auf!" entgegendonnern. Man mußte, wie Friedrich sich später ausdrückte, „mit der härtesten Operation anfangen und die erste Hitze der Soldaten auf diesen schwierigen Punkt konzentrieren, dann würde der Rest der Arbeit leicht sein."

In der Tat konnte er, da er kaum die Hälfte Truppen gegen die österreichische Übermacht einzusetzen hatte, an

eine Sprengung des eigentlichen Zentrums nicht denken. Er hätte erwarten müssen, daß selbst bei einem glücklichen Anfang des Kampfes die beiden Flügel der österreichischen Macht über ihn zusammengeklappt wären und ihn erdrückt hätten. Vor dem rechten, an Nippern gelehnten Flügel der feindlichen Stellung aber zogen sich die Sümpfe des Briegswassers hin. Für die Kavallerie war da überhaupt nichts zu machen, und die Kavallerie war in jenen Tagen nur zu oft die ausschlaggebende, den Erfolg herbeiführende Waffe. So mußte denn der Stoß vom Süden, von Sagschütz her, erfolgen, von hier aus mußte die Linie der kaiserlichen Truppen aufgerollt werden, und es mag in dem königlichen Feldherrn die Hoffnung gelebt haben, den Feind von seiner Rückzugsstraße abzudrängen, ihn gegen die Oder zu treiben und so gänzlich zu vernichten.

Diesem Entschluß entsprechend gab Friedrich nun dem Prinzen Moritz von Dessau, der als Erster unter dem König kommandierte, seine Befehle. Er selbst aber nahm sich vor, in eigener Person, soweit es nur anging, die Ausführung der Details zu überwachen, damit Fehler, wie sie bei Kolin passiert waren, hier nicht wieder vorkämen. Denn im Grunde war dieser Schlachtplan von Leuthen eine verbesserte Auflage desjenigen von Kolin. Auch hier war König Friedrich genötigt, vor der feindlichen Front entlang zu ziehen und ihr eine Zeitlang seine Flanke zu bieten, auch hier ging er einer großen Übermacht entgegen, einer noch größeren als bei Kolin, auch hier war er entschlossen, in jener schiefen Schlacht-

ordnung zu schlagen, die leider bei Kolin durch das Mißverständnis des Prinzen Moritz und das voreilige Eingreifen des Generals von Manstein zerstört worden war.

Diese berühmte schiefe Schlachtordnung bestand darin, daß die Bataillone staffelförmig schräg hintereinander aufmarschierten und in gewissem Abstand, mit nach einer Seite überragendem Flügel, hintereinander zu stehen kamen, so daß während der eine Flügel angriff, der andere, jeden Angriff versagend, eine Reserve für die vorderen Angreifenden bildete. Diese zurückstehenden Staffeln waren aber zugleich in der Lage, wenn es nötig war, schnell zur Linie einzuschwenken und feindliche Angriffe abzuweisen. Epaminondas siegte in solcher Schlachtordnung bei Leuktra und Mantineia. Auch die Schlacht von Gravelotte am 18. August 1870 mit ihrer gewaltigen Rechtsschwenkung der deutschen Armee ist ein Beispiel des Staffelangriffs im allergrößten Stil. „Es kann," so setzt König Friedrich die Vorteile dieses Angriffes auseinander, „eine geringe Anzahl Truppen sich mit einem superieuren Korps messen. Es attackiert ein Teil der Armee den Feind von einer entscheidenden Seite. Wird der Angriff abgeschlagen, so ist nur ein Teil der Armee geschlagen worden, die übrigen drei Viertel, die noch frisch sind, dienen dazu, den Rückzug zu sichern." Allerdings gehörte zur präzisen Ausführung eines solchen Angriffs und dem vorbereitenden Aufmarsch jene außergewöhnliche Manöverierkunst, wie sie den Preußen der damaligen Schule in hohem Maße

eigen war, und es gehörte ein Feldherr dazu, der den staffelförmigen Hebel an der richtigen Stelle einzusetzen wußte. Beide Faktoren waren hier vorhanden.

Zunächst lag dem König daran, den feindlichen Führern da drüben ein X für ein U zu machen. Schon stand seine Kavallerie so aufmarschiert, als gälte es dem rechten österreichischen Flügel. Sobald die Bataillone seiner Avantgarde eine Strecke über Borne hinaus waren, befahl er auch ihnen, sich gegen Frobelwitz zu entfalten. Und richtig: als Prinz Karl drüben auf seinem Breslauer Berg diese Bewegung sah, kroch er auf den Leim. „Kein Zweifel, wir werden auf dem rechten Flügel angegriffen!" Schon die preußischen Husaren, die den Grafen Nostitz und seine Schwadronen verfolgt hatten, waren bis nahe an die österreichischen Linien herangeprescht und hatten den Prinzen glauben lassen, daß es auf seinen rechten Flügel abgesehen sei. Dazu kam, daß der Graf Lucchesi, der am rechten Flügel kommandierte, nervös wurde und dringend um Verstärkung bitten ließ. Zunächst wollte der Oberfeldherr dennoch nicht auf eine Verstärkung des rechten Flügels eingehen. Daun machte ein bedenkliches Gesicht und riet entschieden davon ab, etwas an der Stellung zu ändern. Lucchesi bekam eine abschlägige Antwort: Er möge warten.

So hielten sie drüben auf dem Windmühlenhügel des Breslauer Berges, die beiden intimen Gegner, die Durchlaucht von Lothringen und die Erlaucht von Daun. Ach, sie waren zusammen vor diesen schweren Karren gespannt und konnten sich im Grunde nicht riechen.

Um sie herum hielten viel betreßte Herren mit wallenden Federbüschen. Sie alle blickten durch ihre Ferngläser und rieten und tuschelten. Da drüben regten sich die Preußen; ihre blauen Marschkolonnen traten aus Borne hervor und deployierten. Was nun? Was hatte der behende, flinke Mann da drüben auf dem Schönberge vor? „Gebt mir für Augenblicke nur Allwissenheit!" hätte Prinz Karl von Lothringen mit König Philipp von Spanien ausrufen können, wenn der Don Carlos damals schon geschrieben gewesen wäre. Aber er war noch nicht geschrieben. Wohl aber stand da unten am linken Flügel im Verhau des Kiefernberges von Sagschütz bei der württembergischen Kolonne ein armseliger Leutnant und Regimentsfeldscher mit festgedrehtem Zopf und steifer Halsbinde, Johann Caspar Schiller hieß der Mann. Sein Sohn sollte einst das berühmte Wort schreiben, das Prinz Karl hier so gut hätte anwenden können. Aber Zitat oder Nichtzitat, — des Prinzen Gedanken werden ähnlicher Art gewesen sein, denn der Gegner da vor ihm war flink und behende und ging aus der Parade blitzschnell in tödliche Stöße über.

Und Leopold Daun? „Poldl," wie die Wiener ihn nannten, war dem Prinzen Karl als Beirat gegeben, wenn man will, als so eine Art von Generalstabschef. Was mag Poldl Daun gedacht haben? Vermutlich: säßen wir doch wohlgeborgen hinter unsern Schanzen vor Breslau! Zweitens vielleicht: Wäre doch ein Vettesz hier, ein Vettesz, wie ich ihn bei Kolin hatte.

Aber der kluge gewandte Vettesz lag vor Breslau unter dem Rasen; bei einem Patrouillenritt hatte ihn die tödliche Kugel eines preußischen Jägers erreicht, und das vor Kolin errungene Oberstenpatent, das ihm geworden war, als er von zwölf blasenden Postillonen begleitet die Siegeskunde nach Wien hineintrug, hatte dem armen Mann nicht viel genützt. Vettesz war tot, sein Mund schwieg und sein Rat war stumm.

Aber Nadasdy? Ein geschickter, scharfblickender Mann, dieser Banus von Kroatien, — aber ein Mann, den man nicht gern fragte! Der leicht auflodernde Kaiserbruder und der selbstbewußte stolze Ungar aus dem alten Magnatengeschlecht, in dessen Adern polnisches Königsblut floß, konnten sich nie vertragen. Das ging so weit, daß der Prinz dem General keine Befehle mehr gab, sondern, um Streit zu vermeiden, nur noch „Maßnahmen empfahl." Leopold Daun aber hatte nun mal die Antipathie gegen den Ungarn, die jede Mittelmäßigkeit gegen die Begabung hat. Gab dieser Nadasdy einen Rat, den man n i c h t befolgte, und die Sache ging schief, dann war der Teufel los; gab er aber Rat, und die Sache glückte, so war der Teufel erst recht los, denn man züchtete im österreichischen Heer nicht gern Konkurrenten und besonders keine Ungarn. So waren Prinz Karl und Daun auf ihre eigenen Ratschlüsse angewiesen, die meistens nur zu sehr auseinander gingen.

Inzwischen traf auf dem Breslauer Berg vom Grafen Lucchesi ein reitender Bote nach dem andern ein, — immer dasselbe Lied: Verstärkung, Verstärkung,



Aus Rehtwisch, Leuthen. Verlag von Georg Wigand, Leipzig.

Prinz Moritz von Anhalt.

Nach einem Stich von J. D. Philippin geb. Sysangin.

sie greifen mich an. „Keine Idee," sagte achselzuckend der französische Brigadegeneral Graf Montazet, „die Preußen müßten ja Schnepfen sein, wenn sie über die Sümpfe hinweg gegen den rechten Flügel tournieren wollten!" Auch Graf Daun riet nochmals dringend, die weitere Entwicklung des preußischen Angriffs abzuwarten — Lucchesi wurde abermals vertröstet. Aber die preußischen Bewegungen nördlich von Groß-Heidau schienen dem Italiener so bedrohlich, daß er dem Prinzen Karl die Meldung schickte „wenn er nicht umgehend Verstärkung erhalte, müsse er die Verantwortung für den Ausgang ablehnen". Nun glaubte der Prinz sich dem Drängen Lucchesis nicht mehr versagen zu dürfen, und er befahl, daß die Reserven unter dem Herzog von Arenberg sofort in die Verteidigungslinie einrückten und die Deckung des Kavallerieflügels zur äußersten Rechten übernahmen. Drei Regimenter besetzten das Dorf Nippern. Aber damit nicht genug, auch der Graf Serbelloni mußte mit dem größten Teil seiner Kavallerie, die bisher südlich von Leuthen stand und die Lücke zwischen dem Korps des Grafen Nadasdy und dem linken Infanterieflügel ausfüllte, im Trab nach Norden abreiten, um Lucchesi zu verstärken. Leopold Daun ritt mit, um nach dem rechten zu sehen. So stand jetzt das ganze Reservekorps bei Nippern, über eine Meile von Sagschütz entfernt, und Serbelloni und Daun mit ihrer Kavallerie waren auf dem Wege nach Norden. Nadasdys Korps aber hatte keine feste Anlehnung mehr an das Gros. Es war gegen elf Uhr.

Der König hatte vom Schönberge aus ganz gut gemerkt, daß bei den Österreichern eine Truppenverschiebung gegen Norden stattfand, die den linken Flügel notwendigerweise schwächen mußte. Der Augenblick, mit dem Anmarsch gegen die linke Flanke zu beginnen, war für ihn gekommen. Der Scheinangriff, den die österreichischen Feldherrn für einen wirklichen gehalten hatten, wurde abgebrochen, das preußische Heer setzte sich in Kolonnen und verschwand vor den Augen der erstaunten Österreicher sozusagen in der Versenkung, denn man sah alsbald von den preußischen Truppen nichts mehr. Die Hügelkette, die von Groß-Heidau gegen Süden auf Lobetinz hinläuft und vom Schönberg, vom Schmiedeberg, vom Schleierberg, Sophienberg und Wachberg gebildet wird, verdeckte den Abmarsch nach Süden gänzlich. Dies Abbrechen der deployierten Linien in Kolonne und der ganze Rechtsabmarsch vollzog sich trotz der Wiesen, Gräben und anderen Terrainschwierigkeiten in einer bewundernswerten Präzision. „Niemals," sagt ein Augenzeuge, „ist ein Manöver mit größerer Ordnung gemacht worden, als da die vier Kolonnen sich in Treffen formierten, und daß dieses geschah, war den Anstalten des Fürsten Moritz und des Generalleutnants Zieten zuzuschreiben." Der König selbst griff wiederholt ein, um die Marschrichtung und die Bataillonsdistanzen genau zu regeln. Er ritt mit seinen fünfzig Husaren auf dem Kamm der Hügelkette entlang, in deren Senkung rechts von ihm seine Armee marschierte. In blauer Ferne, ungefähr vier Meilen

südlich von Borne, ragte die Silhouette des Zobtenberges über der Landschaft empor. Diesen bezeichnete der König als Richtungspunkt, auf den die Spitzen losmarschieren sollten. Zugleich war er aber eifrig bemüht, das Gelände rings zu sichern; südlich gegen Canth, wo der kaiserliche Generalmajor von Draskowich mit einem kleinen Korps stand, wurden zuverlässige Offizierspatrouillen abgesandt, desgleichen nördlich gegen den Zettelbusch und Nippern. Der Zettelbusch steckte voll Kroaten, die durch die Raschheit ihrer Bewegungen, ihr plötzliches Auftauchen und Verschwinden stets geeignet waren, Beunruhigung hervorzurufen. Daher ließ der König die vier Freibataillone und die Jägerkompagnien in Borne stehen. Er hatte diese Freibataillone besonders geschaffen, weil sich in den ersten schlesischen Kriegen ein Mangel an leichten Truppen gezeigt hatte, während die Österreicher deren im Überfluß besaßen. Die Werbetrommel dieser preußischen Freibataillone hatte einen starken Zulauf, denn damals lag ein existenzloses abenteuerndes Menschenheer auf Deutschlands Landstraßen, und das Waffenhandwerk war für so manchen Schiffbrüchigen die letzte Zuflucht. Der König hielt allerdings streng darauf, daß von den Offizieren dieser Freibataillone „keiner eine Infamie auf sich hatte". Der Mann im Gliede aber hatte meistens nichts mehr zu verlieren, wohl aber alles zu gewinnen, — Soldaten Fortunas, Würfelspieler ums Glück. Aber diese Freibataillone bewährten sich sehr gut, so auch hier bei Leuthen, wo sie eine beständige Bedrohung des rechten

österreichischen Flügels bildeten. Unter solcher Sicherung marschierte der König in seiner Geländesenkung dahin, um dem Gegner die linke Flanke vollkommen abzugewinnen.

Während dieser Bewegungen des Königs stand die österreichische Armee regungslos da. Die Infanteriebataillone in Regimentsfront zu je drei Gliedern mit den gehörigen sechs Schritten Zwischenraum; auf jedem Flügel die Grenadierkompagnien mit ihren Bajonettflinten und Handgranaten. — Graf Daun war von seinem Ritt zu Lucchesi zurückgekommen und hielt wieder neben dem Prinzen von Lothringen auf dem Breslauer Berg, nahe Frobelwitz. Das neue Phänomen, das plötzliche Abbrechen des Angriffs auf den rechten Flügel und das völlige Verschwinden der preußischen Armee da drüben war ein schwer lösbares Rätsel. Daß eine Bedrohung des rechten Flügels kaum noch zu erwarten war, durften sich die österreichischen Feldherren wohl sagen. Auch des Zentrums nicht, denn keine Bewegung deutete darauf hin. Aber des linken Flügels? Kaum denkbar. Die Stellung Nadasdys war stark, und der König mit seinem schwachen Heer war hoffentlich seit Kolin vorsichtiger geworden. „Die guten Leute paschen ab, lassen wir sie doch in Frieden ziehen," sagte Leopold Daun, und Prinz Karl wird genau so gedacht haben. Jedenfalls fiel beiden Herren ein Stein vom Herzen.

Gegen 12 Uhr kam der Feldmarschalleutnant Graf von Puebla, der eine Brigade des linken Infanterieflügels kommandierte, zu einer Gruppe von Offizieren



Aus Rehtwisch, Leuthen.

Verlag von Georg Wigand, Leipzig.

Der Krug von Saara.

Nach einer Originalaufnahme.

Die Scheune rechts steht auf dem Platz, wo der ehemalige historische Kretscham zu Saara stand. An die Linde hinter dem Hofgatter hat Friedrich der Große, wie die Überlieferung erzählt, sein Pferd angebunden, während der Krugwirt seine Laterne in Stand setzte. Dieser Baum stand unmittelbar an dem vor dem Krug vorbeiführendem alten Weg nach Deutsch-Lissa.

geritten, die bei den Leuthener Windmühlen stand und von dort ihre eigenen Beobachtungen machte. „Was dünkt Ihnen, Messieurs," fragte der General herablassend, „wo dürfte wohl die Hauptattacke der Preußen geschehen, wenn sie es heute noch mit uns aufnehmen wollen, woran ich sehr zweifle." Die Offiziere, von denen keiner dem hohen Herrn zu widersprechen sich getraute, sahen einander verlegen lächelnd an und schwiegen. Nur einer aus der Schar, ein alter Grenadierleutnant, der unter den Waffen ergraut war und an seinem Körper so viel Wunden trug, als er Schlachten mitgemacht hatte, ging gerade mit der Sprache heraus: „Ew. Exzellenz, ich befürchte sehr, wir lassen uns heute den Hund wieder in die Küche laufen. Der Angriff der Preußen auf unsern linken Flügel kann kein Geheimnis mehr sein, jedes Kind, das Sie hier auf diesen Platz stellen, wird Ihnen sagen, daß jene Menschen dort um uns herumziehen." — „Ho ho," rief die Exzellenz spöttisch und unwillig aus, „davon verstehen Sie nichts." — „Wollte Gott, daß ich diesmal nichts davon verstünde, aber wenn uns der Tod die Preußen in Flanke und Rücken führt, alsdann werden wir nach alter Weise vor Verwunderung ausrufen: Das hätt' ich halter net geglaubt!" Puebla zuckte unwillig die Achseln, wandte sein Pferd und ritt hinweg. So erzählt ein österreichischer Offizier, der dabei war. Allerdings wird der alte österreichische Haudegen ja von dem preußischen Anmarsch hinter jenen Hügeln ebensowenig gesehen haben wie die Generale, aber er hat jedenfalls die Ahnung gehabt,

daß der große Regisseur da drüben hinter den Gelände-kulissen wieder ein erfolgreiches Drama vorbereite, und seine Ahnung trog ihn nicht.

Bald nach jener Unterredung sprengten schon die ersten Staffetten Nadasdys an: „Verstärkung, ich werde angegriffen." Der auch? denkt Prinz Karl, mag er sich wehren, wir können doch unmöglich die Truppen immer hin- und herziehen! Nach der Erzählung eines Bauern aus dem Dorfe Frobelwitz, der den Prinzen von Lothringen und die Generalität auf dem Breslauer Berge beobachtete, kamen in der nächsten Stunde zehn Kuriere von Nadasdy, aber der Banus von Kroatien wurde sich selbst überlassen. Hatte man ihm nicht erst in der Morgenfrühe den General Nostitz mit seinen fünf Kavallerieregimentern zugeschickt? Eine schwer erschütterte Truppe allerdings, aber doch eine Verstärkung. Vermutlich irrte er sich ebenso wie Lucchesi, und wenn nicht, — mochte der Ungar sich wehren.

Gegen 12 Uhr mittags trafen die Spitzen der preußischen Kolonnen vor Schriegwitz ein. Der König nahm auf dem Wachberg südlich von Lobetinz bei der dortigen Windmühle Aufstellung. Windmühlen haben es immer leicht, eine geschichtliche Bedeutung zu erhalten. Von hier aus übersah Friedrich klar und ungehemmt das ganze Angriffsterrain. Moritz von Dessau, vor Eifer glühend, leitete die Aufstellung der Armee genau nach der Vorschrift des Königs. Der Generalmajor von Wedel sollte die Ehre haben, mit drei Bataillonen der Regimenter Meyerinck und Itzenplitz die Sturmkolonne zu bilden.

Der König selbst ritt an die Fahnenjunker heran, gab ihnen den Richtungspunkt und ermahnte sie, nicht zu schnell zu avancieren. Bald stand die Armee aufmarschiert da. Der rechte Flügel, vor der Front die drei Sturmbataillone, stand nahe Schriegwitz, der linke erstreckte sich bis an den Heideberg südwestlich von Lobetinz. Im stumpfen Winkel zu diesem linken Flügel stand, verdeckt vom Sophienberg, der Generalleutnant von Driesen mit fünfzig Schwadronen Kavallerie. Über Schriegwitz hinaus gegen Klein-Gohlau zu hielt auf dem rechten Flügel mit dreiundfünfzig Schwadronen der alte Zieten. Zu seiner Rechten marschierten unter dem Generalmajor Prinz Karl von Bevern sechs Bataillone Infanterie, um die Flanken dieser Kavallerie zu decken. Alles war bedacht, alles wohl vorgesehen. Alles wurde dank der unermüdlichen Tätigkeit des Prinzen Moritz von Dessau präzis ausgeführt. Bei Kolin hatte der König in mehr als einer Hinsicht Lehrgeld bezahlt, er wollte es nicht umsonst bezahlt haben. Daher gab er dem rechten Kavallerieflügel die Infanteriedeckung bei, die am Eichbusch bei Kolin fehlte; daher ließ er den Regimentern Munitionswagen folgen, damit sie sich nicht verschössen, wie in jener kritischen Stunde auf den Höhen von Krczehorcz; daher ließ er den Angriff auf den Kiefernberg durch schwere Artillerie unterstützen, während bei Krczehorcz der General Hülsen nur auf Flinte und Bajonett angewiesen war.

Um ein Uhr mittags stand die preußische Armee vollständig aufmarschiert und angriffsbereit da. Prinz

Moritz von Dessau ritt mit der Uhr in der Hand zum König und machte die Majestät darauf aufmerksam, daß kaum noch vier Stunden Tag seien. Der König befahl darauf, daß Generalmajor von Wedel antreten solle. Alsbald brach Wedel mit seinen drei Bataillonen gegen den Kiefernberg vor. Zu seiner Linken avancierte gleichzeitig die schwere Artillerie, jene zehn schweren Zwölfpfünder von Glogaus Wällen. Um den richtigen Angriffspunkt zu treffen, mußten die Bataillone sich stark halb rechts ziehen. Der Sturmkolonne folgten unmittelbar, jedes Bataillon mit fünfzig Schritt Abstand, immer halb rechts in schräger Linie, die zwanzig Bataillone des ersten Treffens und schoben sich unaufhaltsam gegen die Hakenstellung Nadasdys bei Sagschütz. Die Batterie feuerte schon im Vorgehen. Dann, als Wedel mit seinen Bataillonen ziemlich an den Kiefernberg heran war, fuhr sie auf dem das Vorterrain beherrschenden Glanzberg auf und warf von hier aus ihre zerstörenden Geschosse gegen die feindlichen Verschanzungen.

Schon war Wedel heran. Die württembergischen Bataillone schossen wie wütend, aber Wedel war so flink, hielt sich mit Schießen gar nicht auf, sondern ließ schon nach der ersten Salve das Bajonett fällen und warf die tapfern Schwaben aus ihrem Verhau. Das württembergische Füsilierregiment Roeder ließ acht Offiziere und über zweihundert Mann auf dem Platz. So wütend war der Angriff der preußischen Sturmkolonne, so mörderisch das Feuer der Batterie vom Glanzberge.

Als Nadasdy sah, daß die Sache ernst wurde und daß



Originalaufnahme zu Rehtwisch, Leuthen. Verlag von Georg Wigand, Leipzig.

Panorama des Dorfes Leuthen von der Südseite.

Die Südfront Leuthens versuchte der Prinz von Lothringen, als sein linker Flügel geworfen war, zur Verteidigung herzurichten, mit welchem Erfolg, sagt unser Text. Die Kirche zur Rechten ist die katholische Kirche, die inmitten des heiß umstrittenen Friedhofs liegt. Am äußersten linken Rande des Bildes erblickt man die eine der Mühlen, genau zehn Zentimeter davon nach rechts die andere. Über das Vorterrain bewegte sich der äußerste linke Flügel der preußischen Infanterie gegen Leuthen und brausten auch die Kavalleriegeschwader des Prinzen von Württemberg, als dieser am Nachmittag den Grafen Lucchesi in der Front faßte.

die württembergischen Grenadierregimenter, die die Lisiere des Kaulbusches besetzt hielten, bereits vor der hereinbrechenden Feuerflut der preußischen Infanterie ihre Stellung räumten, versuchte er mit seiner Kavallerie hinter dem Kaulbusch gegen die rechte preußische Flanke vorzubrechen. Sein Angriff erfolgte so überraschend, daß Zieten in dem sumpfigen Gelände sich nicht so rasch entwickeln konnte, um seinerseits auch anzureiten. Aber die sechs Bataillone Infanterie, die am rechten Flügel Zietens marschierten, sandten dem Banus ein so verheerendes Kleingewehr- und Kartätschenfeuer entgegen, daß sein Ansturm abgeschlagen wurde. Hier kamen die sächsischen Chevauxlegers, die bereits am Morgen bei Borne so schwer gelitten hatten, zum zweitenmal vor den Feind. Ihr tapferer Generalleutnant von Nostitz, der die Scharte des Morgengefechtes auswetzen wollte, fiel, aus vierzehn Wunden blutend, in preußische Gefangenschaft. Erst hinter dem Gohlauer Berg vermochte Nadasdy sein Geschwader wieder zu sammeln.

Über diesen ersten Infanterieangriff und den zweiten, der ihm unmittelbar folgte, mag ein Augenzeuge berichten, der kein anderer ist als eben jener Freikorporal, der dem Regiment Meyerinck die Fahne vorantrug und vom König selbst angesprochen wurde, Fahnenjunker von Barsewisch. Er berichtet in wohltuender, wortkarger Weise, wie folgt:

Nachdem Se. Majestät der König diese feindliche Stellung auf einer kleinen Höhe außer der feindlichen

Schußweite gehörig Recognosciret hatten, so befahlen Sie ehe die Armee noch aufmarschiret war, wir sollten wieder rechts abmarschiren, und zogen uns mit starken Schritten gegen den feindlichen linken Flügel, und sobald wir in der avante garde solchen von einer Höhe sahen, bekamen wir Ordre aufzumarschiren.

Die Armee marschirte hinter dieser Höhe in 3 Treffen auf, das Regiment von Meyrink, bey welchem ich gedient, und das erste Bataillon von dem Regiment Itzenplitz, wir erhielten Ordre aus der Linie deß ersten Treffens vor die Anhöhe zu rücken. Als wir über die Anhöhe ohngefähr gerade gegen dem Dorfe Leuten über eintraffen, konnten wir die ganze Kayserliche Stellung, und Ihre kriegerischen Anstalten von einem Flügel bis zum andern übersehen. Seine Königliche Majestät hielt auf dieser Höhe und sagten zu unserem Commandeur, dem Herrn Obrist-Lieutenant von Bock (Einem verdienstvollen unerschrockenen Offizier, einem Schlesier von Geburt) — „Marschieren Sie mit Ihrem Bataillon gerade auf den Verhack dorten, wo sich die Weißröcke verschanzet haben, die übrigen Bataillons sollen sich nach Ihnen richten." — Hierbey ist zu merken, daß unser Regiment den rechten Flügel dieser avant Garde hatte, und daß Bataillon von Itzenplitz sich auf dem linken Flügel dieser 3 Bataillons befand. Nachher waren Se. Majestät so gnädig und kamen zu mir und dem von Unruh als vormarschirende Frey Corporals mit der Fahne und sagten: — „Junker von der Leib Compagnie, siehet Er wohl; auf dem Verhack soll Er zu marschiren,

Er muß aber nicht zu stark avanciren, damit die Armee folgen kann" — und nun richtete Se. Majestät unsere Bataillons selber nach der Stellung der feindlichen Linie, und sagten zu denen Soldaten: „Burschen sehet Ihr dortten wohl die Weißröcke? die sollt Ihr aus der Schanze wegjagen, Ihr müßt nur stark auf Sie anmarschiren, und Sie mit dem Bayonet daraus vertreiben, Ich will Euch alsdann mit 5 Grenadier Bataillons und der ganzen Armee unterstützen. Hier heißt es Siegen oder Sterben, for Euch habt Ihr den Feind und hinter Euch die ganze Armee, daß Ihr also auf keiner Seite zurück oder vorwärts anders als Siegend Platz findet."

Wir hatten nicht nur unsern verdienstvollen Obrist-Lieutenant von Bock zu unseren Anführer, sondern auch unsern tapferen General von Wedel, den wir bereits von der Schlacht von Prag und wärend den ganzen Krieg kannten, zum Brigadier.

Unter der Zeit waren hinter uns 5 Grenadier Bataillons zu unserer ersten Unterstützung in einer Entfernung von 100 Schritte, und 100 Schritte hinter denen die ganze Armee, dergestalt aufmarschieret, daß auf beide Flügel des 1ten Treffens die Curassiers und Dragoner in 2 Treffen postiret standen, in der Mitte eine Batterie von 30 Schwere Canonen, alsdann das 2te Treffen die Infanterie, und hinter diesen alle Husaren und leichte Truppen, Escadron und Bataillons weise als 3tes Treffen.

Man kann sich nichts Vortrefflicheres und Regulaireres in der Welt vorstellen, als den Anblick von dieser

kleinen Anhöhe: voran die ganze Kayserliche Armee, über deren Menge das forschende Auge ermüdet, und hinter uns, die Fronte gegen dem Feind, die gantze Preußische Armee, in besagter Schlacht Ordnung. Unsere Armée avancirte mit klingendem Spiele en Parade. Die Ordnung war ebenso vortrefflich als irgens bey einer Revue zu Berlin, die Armee bewegte sich unter den Augen Ihres großen Monarchen. Er selbst hatte mir vor meinen Theil mein Point de vue gegeben. So bald als Marsch commandiret ward avancirte ich gerade auf dem Verhack zu. Er war so eben halb 1 Uhr.

Wir hatten bey jedem Bataillon 2 Feldstücken, welche wie gewöhnlich auf dem Flügel derer Bataillons, durch Artilleristen geführet, mit avancirten. In dem gewöhnlichen avancir Schritt rückten wir also auf den feindlichen Verhack vor, so: daß sich der linke Flügel unserer 3 Bataillons jederzeit etwas zurückhielt, damit wir nicht von denen feindlichen Canonen flanquiret werden konnten.

Der Feind stand ganz ruhig und störte uns in unserer militairischen Ordnung nicht ehender, biß wir etwan 200 Schritt weit von Ihm entfernt waren. Hierbey ist noch zu merken daß Se. Majestät uns wärend dem avanciren einige Mahl einen Adjutanten schickten, wir sollten nicht so stark, sondern ganz langsam avanciren. Unsere Soldaten hätten aber lieber dem Feind in vollem Lauf sogleich angegriffen, daß dahero der Obrist Lieutenant von Bock und die übrigen Commandeurs derer Bataillons genug zu thun hatten, die Truppen von dem

allzu starken avanciren zurück zu halten, welches theils mit Güte und Theils mit Gewalt geschehen mußte. Hierbei will ich noch anführen, daß unser Regiment, so jetzo Woldeck heißet, mehrentheils aus Wenden aus der Nieder Lausitz bestehet, indem davon 7 Compagnien wendisch und 5 teutsch sind, aus der Gegend von Storkow, Beßkow, und Frankfurt an der Oder, einer vorzüglich braven Nation, so Ihren König und dahero auch Ihre Officiers ganz besonders zum Gehorsam ergeben, und welche sich bey keiner kriegerischen Begebenheit, so wenig in denen ersten Schlesischen Kriegen als in dem gefährlichen 7 jährigen zaghaft bezeuget haben, und dahero bey Molwitz und bey denen übrigen 4 Schlachten in denen ersten Schlesischen Kriegen, und besonders bey Prag und jetzo bey Leuten, als die Krone Ihrer Begebenheiten, im Angesicht Ihres Monarchen und der ganzen Armee ganz außerordentlich hervorgethan haben. Und dieses war auch die Ursache warum Se. Majestät der König uns und dem Bataillon von Itzenplitz, welches gleichfalls einem der besten Regimenter in der armée angehörte, diesen wichtigen Posten und ersten Angriff anvertrauten. Hinter uns commandirte der beherzte Fürst Moritz von Desso die 5 Grenadier Bataillons. Benannter Fürst Moritz hatte zu Sr. Majestät dem Könige bey Gelegenheit, da Se. Majestät unser Regiment erwähnten, gesagt — „Ihre Majestät können dem Regiment Ihre Krone und Zepter anvertrauen, wann die vor dem Feind lauffen, so mag ich dortten auch nicht bleiben."

Da wir nun biß auf der Entfernung von 200 Schritte

an die feindliche Verschanzung vorgerückt waren, so traffen wir dort einen kleinen Feld Graben mit Weyden besetzt an. Nun schrie unser Commandeur — „Canonier protzt ab, und gebt Feuer." — Indem nun unsere Canoniere im Werk waren an dem Graben, den Sie ohne dem nicht so mit geraden Schritten und denen Canons passiren konnten, dieselben abzufeuern, so fing der Feind an mit 7 Canonen Schüssen uns zu begrüßen, was unsere Canonire sogleich erwiderten, daß wir also fast mit Ihnen zugleich anfingen zu feuern. Ihre sieben Schüsse thaten uns beträglichen Schaden, indem selbige alle auf diesen Graben gerichtet waren.

Der Verhack war mit Würtembergische Grenadier besetzet, welche über Ihre blanke Mützen weiße Überzüge hatten. Solche fingen mit Ihren kleinen Gewehren mit den Canonen beynahe zugleich zu feuern an. Da aber entweder Ihre Patronen zu schwach oder Sie hatten Ihre Gewehre zu niedrich gerichtet, kurtz wir hatten von Ihrem ersten kleinen Gewehr Feuer wenig Schaden. Wir erwiederten dieses Feuer, sobald wir über dem Graben gesprungen, sogleich mit einer Salve vom Kleinen Gewehr und blessirten dabey viele tapfere Würtemberger. Unsere Artillerie hatte bey dem ersten Schuß sogleich 2 feindliche Canonen demoliret. Unsere beherzten Soldaten hatten nun keine Geduld mehr, sondern liffen mit der größten Bravour und dem gefällten Gewehr auf dem Feind zu, so daß wir bey der zweiten Salve bereits unter ihre Canonen waren. Die Grenadiere feuerten tapfer auf uns, und hatten sich alle

hinter ihrer Verschantzung und daß Verhack auf der Knie geleget, und wollten nicht weichen. Da aber unsere Soldaten mit einem heftigen Geschrei und gefälltem Gewehr auf Ihnen zustürzten, so mußten Sie entweder weichen oder sterben. Da Sie nun zum Weichen auffsprungen und sich über denen Damm hinter der Schantze retten wollten, gaben unsere Soldaten Ihnen das Geleite mit dem kleinen Gewehr Feuer dergestalt, daß sie an einigen Oeffnungen des Waldes, wo Sie sich durchdrengten, 10 bis 12 Mann übereinander, Officiers, Unter Officiers und Gemeinen erschossen lagen. Die 7 Canonen Ihrer Batterie war dahero sogleich unsere erste Beute und Ehren Zeichen unseres großen späteren Sieges.

Sobald nun Se. Majestät der König dem vortrefflichen Fortgang sahen, hatten Sie auf einer Anhöhe hinter uns eine Batterie von 10 schweren Canonen errichten lassen. Von derselben wurden wir kräftigst unterstützt, so daß die fliehenden Feinde von dem groben Geschütz biß in daß zweite Treffen erreicht wurden, daß sie auch dortten keine Sicherheit fanden, sich zu setzen, sondern noch viele Todte auf der Flucht zurück lassen mußten.

Unterdessen gewannen wir den ganzen Verhack und denen Damm, so zwischen uns und dem feindlichen zweiten Treffen sich befand, und hatten einige Minuten Zeit unsere stürmenden Soldaten wiederum in Ordnung zu stellen, die Gewehre zu laden, und unsere Feldstücke an uns zu ziehen. Damit sich die Leute hinter dem Busch

nicht zu lange verweilten, so hielten wir, ich und der von Unruh unsere fliegenden Fahnen in die Höhe. Der Ruf — „Bursche folget Eure Fahnen" — erinnerte manchen Säumenden an Seiner Pflicht. Als sich nun eine beträgliche Anzahl bei die Fahnen versammelt hatte und die übrigen durch die Officiers von der Plünderung derer feindlichen Todten abgehalten und durch den Wald gebracht worden, wurden sie so gut als möglich in Glieder Angesichts des Feindes gestellet. Wir traffen, so bald wir uns aus dem Walde waren, die feindliche zweite Linie in einer Distance von 200 Schritt in Schlachtordnung an, so wir vorhero garnicht gesehen, welche aber im vollen Marsch waren gegen uns zu avanciren. Da nun unsere Linien sich geordnet hatten, wurde von den Officiers — „Feuer, Feuer" — kommandiert. Unser Feuer wurde aber sogleich vom Feinde beantwortet, da er dadurch zum Stehen gebracht worden. Mit der Fahne in der Hand fiel ich hier durch einer Musqueten Kugel an der linken Seite im Halse, die mir neben der Gurgel und der großen Kopf Ader (arteria Carotis) durch daß Fleisch biß, zwischen denen Schulter Blättern im Rücken getroffen, für Todt zur Erde."

So weit der tapfere Barsewisch, bis ihn die feindliche Kugel trifft.

Die aus ihrem Verhau vertriebenen Schwaben und zwei bayrische Regimenter, deren Stellung infolge des Durchstoßes erschüttert war, zogen sich in aller Eile gegen den Kirchberg nördlich Sagschütz zurück, auf welchen auch bereits die österreichischen Batterien aus der Front



Aus Rehtwisch, Leuthen. Verlag von Georg Wigand, Leipzig.

Friedrich II. und General Zieten bei Leuthen den 5. Dezember 1757.

Nach einer Zeichnung von Hampe gestochen von Meno Haas.

zurückgefahren waren. Hier standen vierzehn Geschütze. Inzwischen hatte Nadasdy versucht, schnell einige österreichische Regimenter in das erste Treffen vor die Bayern zu schieben, aber diese Verschiebung vergrößerte nur die entstehende Verwirrung. In der Eile des Aufmarsches hatten die österreichischen Bataillone ihr Geschütz stehen lassen und waren auf ihr Salven- und Rottenfeuer angewiesen. Beinahe hätten sie auf die fliehenden Bayern und Württemberger eingeschossen, die sie für Preußen hielten.

Gegen diese in aller Eile neugebildete zweite Linie prallte nun Wedel mit seiner Sturmkolonne vor, prallten zugleich auch, sie umflügelnd, die ersten preußischen Staffeln der schrägen Schlachtordnung vor, allen voran Moritz mit den Kremzow-Grenadieren. Genau ausgerichtet, mit fünfzig Schritt Abstand, halb rechts, unaufhaltsam rückten die feuerspeienden blaugeröckten Linien heran, ein kurzer Befehl des Bataillonskommandeurs, und der Zugführer kommandierte alsbald: „Macht euch fertig, marsch!" Sofort sprang der zum Feuern kommandierte dreigliederige Zug drei Schritte vor, schlug an, gab Feuer und sprang in die Linie zurück. Im Marsch wurde geladen. Schon sprang der nächste Zug und wieder der nächste und wieder der nächste vor, — es war ein durch die Bataillonsreihen laufendes unaufhörliches Geknatter und Blitzen. Und nun denke man sich zwanzig solcher Bataillone in gestaffelter Linie unaufhörlich feuerspeiend vorrücken, gegen Bataillone anmarschieren, die sich erst entwickeln wollen! Ein

Halten war unmöglich, Österreicher, Württemberger und Bayern wurden gegen ihre Kirchbergbatterie zurückgedrängt und verhinderten so ihre eigenen Kanoniere am Feuern, denn diese hätten sonst ihre Kameraden in den Rücken geschossen.

Zugleich war auf dem Judenberge, achthundert Schritt vor der österreichischen Front, eine preußische Batterie aufgefahren, und die dort noch stehenden österreichischen Regimenter Palffy, Haller und Macquire, die die Batterie in der Front haben und die feuerspeienden Staffeln in der Seite, die den wütenden Wedel jeden Augenblick im Rücken haben können, lösen sich auf, machen Kehrt und verwickeln die hinter ihnen stehenden Regimenter des zweiten Treffens in ihre Flucht.

Wedels Bataillone und die Kremzow-Grenadiere, die der Dessauer persönlich führt, sind bereits in der Batterie des Kirchbergs und werfen die dort zusammengedrängte Infanteriemasse mit Wucht den Berg hinunter gegen den Gohlauer Graben. Die Batterie bleibt in Händen der Preußen, und schon rasselt die preußische schwere Artillerie vom Glanzberg heran, fährt auf dem Kirchberg auf und wirft von dort aus ihre Stückkugeln in die Reihen der fliehenden Regimenter.

Der verzweifelnde Banus von Kroatien ist aber nicht der Mann, sich ohne äußerste Gegenwehr aus dem Felde schlagen zu lassen; ihm und seinen tapferen Offizieren gelingt es, seine Infanterie hinter dem Gohlauer Graben von neuem zu sammeln. Aber Prinz Moritz von Dessau, der sich zu verdreifachen scheint und auf

allen Stellen des Schlachtfeldes zugleich ist, hat jetzt die sechs Bataillone unter Generalmajor Prinz Karl von Bevern, die, nachdem Nadasdys Reiterei zurückgeschlagen ist, freigeworden sind, herangeführt, diese neue Aufstellung Nadasdys von rechts in der Flanke packend. Der Fürst kommt gerade zur rechten Zeit, denn die Sturmkolonne hat sich verschossen. Moritz ruft den Helden der Bataillone Meyerinck und Itzenplitz zu: „Bursche, Ehre genug für heute, geht zurück ins zweite Treffen!" Aber aus tausend Kehlen dröhnt es ihm entgegen: „Da müßten wir ja Hundsfötter sein! Patronen her, Patronen her!" Mit wildem Feldgeschrei bricht jetzt von zwei Seiten die ganze preußische Sturmflut gegen Nadasdys letzten Stützpunkt vor, seine Infanterie, seine Artillerie ist zertrümmert, die Bataillone lassen sich nicht mehr halten, sie fliehen.

Da will der unverzagte Ungar seine Kavallerie nochmals einsetzen, um sich Luft zu machen, aber Zieten ist wach; Zieten hat in dem schwierigen Terrain endlich Weg und Steg gefunden, unter viel Mühsal und von versteckten Infanterieabteilungen wiederholt heftig beschossen, — aber er ist da. In dem Augenblicke, wo Nadasdy angreifen will, stürzt ihm Zieten entgegen. Nach stürmischer Gegenwehr wird die feindliche Reiterei nochmals geworfen, überrennt auf der Flucht zum Teil ihr eigenes Fußvolk, und die Deroute des Nadasdyschen Korps ist vollkommen. Ganze Bataillone werden gefangen genommen. Der Oberst von Seelen mit seinen Zietenhusaren fängt allein über zweitausend Mann

Bayern und Württemberger. Der Generalmajor Baron von Lentulus mit den Gendarmen und Garde du Korps nimmt der fliehenden Infanterie fünfzehn Kanonen und viele Fahnen ab und zertrümmert das Dragonerregiment Jung-Modena gänzlich.

Der Kanonendonner von Süden her und die Hiobsposten, die vom Korps Nadasdys einlaufen, haben den Prinzen Karl von Lothringen auf seinem Breslauer Berg in die größte Bestürzung versetzt. Der alte narbenbedeckte Grenadierleutnant, der bei den Leuthener Windmühlen der Exzellenz Puebla so grobkörnig seine Meinung sagte, hatte recht behalten: Die preußische Dogge war in die österreichische Küche gelaufen und war im Begriff, den Braten davonzutragen. Der Prinz schickte alsbald aus dem zweiten Treffen Verstärkungen ab, aber ganz vergeblich. Die Bataillone, die einzeln, keuchend im Laufschritt ankamen, gerieten sofort in die große Feuermühle der preußischen Staffeln und wurden mit in das allgemeine Verderben hineingerissen. Eins nach dem andern wurde nutzlos geopfert. So war die Sache nicht wieder herzustellen.

Zu langer Überlegung pflegte König Friedrich seinen Gegnern auch nicht Zeit zu lassen. So beschloß denn der Prinz, das langgestreckte Dorf Leuthen als Stützpunkt zu nehmen und hier eine zweite, mit der Front nach Süden gewendete Verteidigungsstellung einzurichten. Die in Nippern und östlich davon stehenden Reserven mußten im Doubliermarsch oder, wie wir heute sagen, im Laufschritt antreten und versuchen, eine Stellung



Aus Rehtwisch, Leuthen. Verlag von Georg Wigand, Leipzig.

Friedrich der Große in Lissa.

Nach einer Zeichnung von Chr. Hampe gestochen von A. Wachsmann.

am Rande des Dorfes vor demselben zu gewinnen. Aber sie hatten ungefähr sechs Kilometer von Nippern bis Leuthen zurückzulegen. In atemloser Hast trafen die Bataillone ein. Aber sie kamen gar nicht mehr dazu, sich gehörig zu entwickeln, denn die preußische Feuerlinie bewegte sich unaufhaltsam wie eine von einem Uhrwerk getriebene gewaltige Höllenmaschine vorwärts gegen das Dorf. Der Fürst Karl Joseph von Ligne, derselbe geistreiche Ligne, an dem König Friedrich in späteren Jahren Gefallen fand, stand damals, zweiundzwanzig Jahre alt, als Hauptmann beim Regiment seines Vaters. Er erzählt die Vorgänge in seinen Tagebüchern außerordentlich anschaulich:

„Man schrie nach der Reserve, und daß sie so geschwind als möglich marschieren solle; wir liefen, so sehr wir laufen konnten. Mein Obrist-Leutnant blieb gleich anfänglich; überdem verlor ich meinen Major und alle Offiziers außer dreien nebst elf oder zwölf Volontärs oder Kadetts. Schon waren wir über zwei Gräben hinweg, die sich links der Leuthener Häuser in einem Baumgarten befanden, und fingen schon an uns vor dem Dorfe zu formieren. Aber es war nicht auszuhalten. Außer einer Kanonade, die man sich schwerlich vorstellen kann, regnete es Kartätschenkugeln auf das Bataillon, welches ich, weil kein Obrister mehr vorhanden war, jetzt kommandierte. Das dritte Bataillon der königlichen Garde, welches schon verschiedene unserer anderen Regimenter die Musterung hatte passieren lassen, gab in einer Entfernung von achtzig Schritt das leb-

hafteste Feuer auf uns. Es stand wie beim Exerzieren und erwartete uns, ohne sich zu rühren. Das auf meiner Rechten stehende Regiment Andlau konnte sich wegen der Häuser nicht gehörig formieren, stand dreißig Mann hoch hinter mir und schoß uns selbst zuweilen in den Rücken. Das Regiment Mercy auf meiner Linken nahm Reißaus, und das war mir lieber. Durchaus konnte ich die fünfzig Schritt rückwärts stehenden Dragoner vom Regiment Batthyany nicht dahin bringen, daß sie eingehauen hätten, um mich aus der Verlegenheit zu ziehen. Meine Soldaten, die vom Laufen noch abgemattet waren und keine Kanonen hatten, denn diese waren entweder aus Not oder freiwillig zurückgeblieben, waren verstreut, dezimiert und schlugen sich nur noch aus Verdruß. Mehr unsere Ehre, als das Beste des Ganzen bewog uns, daß wir nicht davon liefen. Ein Fähndrich vom Bataillon Arberg half mir eine Weile, aus seinen und meinen Trümmern eine Linie zu formieren, allein er wurde totgeschossen. Zwei Grenadieroffiziere führten mir zu, was sie noch hatten. Als ich neben dem, was mir von meinem braven Bataillon noch übrig war und einigen glücklicherweise noch zusammengebrachten Ungarn höchstens zweihundert Mann beisammen hatte, zog ich mich auf die Anhöhe bei der Mühle zurück."

Während das Reservekorps im Doubliermarsch herbeihastete, mußte das Gros der Armee eine gewaltige Linksschwenkung vollziehen, um die südliche Front gegen die Preußen zu gewinnen. Der General Graf Puebla, der vor zwei Stunden noch auf so hohem Pferde saß,

kam jetzt bestürzt angesprengt, ließ seine Regimenter „Gewehr auf“ nehmen und führte sie im Reihenmarsch eiligst an die Südfront Leuthens, wo er alsbald Schanzen aufzuwerfen befahl. Aber das preußische Geschützfeuer wirkte zu verheerend, hauptsächlich stauten sich die österreichischen Infanteriemassen, die sich bei der übereilten Schwenkung in sich selbst zusammenschoben, hinter dem Dorfe und vermochten sich nicht zu regelrechter Schlachtordnung zu entwickeln.

Das Dorf Leuthen erstreckt sich fast zweitausend Schritte weit von Westen nach Osten, bietet also, zur Verteidigung sorgfältig hergerichtet, entschieden einen starken Stützpunkt, besonders der ungefähr in der Mitte des Dorfes liegende Kirchhof der katholischen Pfarrkirche ist geradezu eine natürliche Festung. Der hochedle Christoph von Hohberg zum Rohnstock auf Leuthen ließ anno 1608 die Kirche renovieren und bei dieser Gelegenheit auch den Kirchhof mit einer starken massiven Steinmauer einfriedigen. Wunderbarerweise ließ der fromme Mann an den Ecken dieser Mauer runde starke Türme anbringen und in diese, ebenso wie in die Mauer Schießscharten brechen; gerade als hätte er vorausgeahnt, daß dieser Kirchhof bestimmt war, nach hundertundfünfzig Jahren eine höchst seltsame taktische Bedeutung zu erlangen. Das österreichische Regiment Rot-Würzburg hatte ihn besetzt und sich schnell und geschickt auf die Verteidigung eingerichtet. Seine Kanonen beherrschten die von Schriegwitz direkt auf den Kirchhof zu führende Landstraße, seine Gewehrläufe lugten

drohend aus den Schießscharten hervor. Auch auf der Windmühlenhöhe nördlich Leuthen war inzwischen eine starke österreichische Artilleriefront aufgefahren, die alsbald mit Wucht ihre Tätigkeit aufnahm. Die österreichische Artillerie war gut bedient, und nicht zum wenigsten ihr hat der König den schließlichen Verlust des Tages von Kolin zugeschrieben. Unter ihrem Schutz hatten sich hinter dem Schmiedeberg und Schönberg, zwischen Groß-Heidau und Frobelwitz die Generale Graf Lucchesi und Graf Serbelloni mit siebzig Schwadronen Kavallerie aufgestellt. Auf dem rechten Flügel der Infanteriemasse, die sich auf der Windmühlenhöhe nördlich Leuthen zusammenschob, waren die meisten Regimenter und Grenadierbataillone noch vollständig frisch und den Preußen an Zahl noch immer weit überlegen. Leopold Daun war eifrig bemüht, eine vernünftige Schlachtordnung herzustellen, um diese frischen Truppen mit Erfolg einzusetzen. Wenn ihm der König nur Zeit gelassen hätte!

Aber der König ließ ihm keine Zeit. Als Friedrich von seinem Wachberge aus sah, daß alles wie ein Uhrwerk klappte und die preußische Feuerfront sich ständig rechts überflügelnd gegen Leuthen schob, die zertrümmerten Reste des Nadasdyschen Korps vor sich her treibend, ging er mit der Reservekavallerie vor und nahm in einem kleinen Gehölz unweit Radaxdorf Aufstellung. Er geriet hier direkt in die Feuerlinie der feindlichen Batterien, die auf der Leuthener Windmühlenhöhe in beträchtlicher Stärke aufgefahren waren.



Originalaufnahme zu Rehtwisch, Leuthen.

Verlag von Georg Wigand, Leipzig.

Leuthen mit den beiden Mühlen vom Westen aus.

Zwischen diesen beiden Mühlen und an der Westseite Leuthens stand um die vierte Nachmittagstunde die Schlacht, wie unser Text berichtet. Zu Zehntausenden, hundert Glieder hintereinander, drängten sich hier die Kaiserlichen Truppen zusammen. Hier waren auch die starken österreichischen Batterien postiert, die der schwachen preußischen Linie das Vordringen so erschwerten. Hier im linken Vorterrain spielten sich zum Teil die blutigen Szenen des großen Reiterkampfes ab, der die letzte Entscheidung herbeiführte.

Aber sobald der königliche Feldherr es für nötig hielt, daß sein Auge in der Nähe wache, störten ihn weder Stückkugeln noch das Blei der Musketen. „Der König ist beständig im größten Feuer gewesen, es war nicht möglich, ihn zurückzuhalten, ob ich mir zwar alle ersinnliche Mühe gegeben habe," berichtete der Flügeladjutant von Wobersnow am Tage nach der Schlacht. Und in der Tat war des Königs Nähe jetzt in der Stunde der Entscheidung von größter Bedeutung. Es war bereits gegen halb 4 Uhr und der Tag dem Sinken nicht mehr fern, jede Minute war kostbar. Das Dorf Leuthen, das sich in eine Festung gewandelt hatte, mußte unverzüglich mit stürmender Hand genommen und die gewaltige Waffenmacht, die hinter dem Dorf zusammengekeilt stand, geworfen werden, sonst gab es nicht den entscheidenden Sieg, den der König gebrauchte.

Die preußischen Batterien und besonders die schwere Brummerbatterie speien vernichtendes Feuer gegen das Dorf und den festen Kirchhof. Stramm rücken die beiden Bataillone Garde, die Bataillone Retzow, Pannewitz und Münchow, heran. Ihr heftiges Gewehrfeuer, unterstützt von den Kartätschen der Bataillonsgeschütze, wirft, wie wir sahen, den tapferen Prinzen von Ligne und die übrigen Bataillone des österreichischen Reservekorps aus den mühselig aufgeworfenen Schanzen vor Leuthen hinaus und in das Dorf hinein. Die Preußen stoßen sofort nach. In den Gassen und Gärten, zwischen Häusern und Hecken entspinnt sich wütender Bajonettkampf, Schritt für Schritt werden die sich verzweifelt

wehrenden Weißröcke zurückgedrängt. Aber der Kirchhof hält sich. Zwar prasseln die preußischen Stückkugeln gegen die massive Mauer und splittern die Steine, zwar wird Dach und Glockenstuhl zusammengeschossen und stürzt krachend hinunter auf die tapferen Männer des Regiments Rot-Würzburg, die aus den Schießscharten, hinter Leichensteinen und Kreuzen hervor ein mörderisches Feuer unterhalten, aber — der Kirchhof hält sich. Nur das Bajonett kann hier die Entscheidung bringen. Das dritte Bataillon Garde wirft sich wütend gegen das eichene Kirchhofstor. Kolben und Axt tun ihr Werk, das Tor kracht und splittert. Aber zwanzig österreichische Gewehre liegen im Anschlag, und von den Mauern speit den Angreifern eine Feuerflut entgegen. Der Kommandant stutzt einen Augenblick, die gefällten Bajonette des Regiments Rot-Würzburg bilden ein neues Gatter. Sekunden entscheiden. Da brüllt der Hauptmann von Möllendorff mit furchtbarer Stimme: „Hier ist nichts zu bedenken, einen andern Mann her! Leute, folgt mir!" und wirft sich, die Bajonette mit dem Degen hochschlagend, gegen die Bresche. Seine Leute stürzen ihm nach. Ein Kampf auf Tod und Leben folgt, ein sekundenlanger nur, — und hinein in den Kirchhof, hinweg über die Tapferen von Rot-Würzburg brandet die preußische Sturmflut.

Schon haben die Stückkugeln der preußischen Batterien auch an der Südmauer des Kirchhofs Bresche gelegt, auch von hier drängen die Blauröcke mit gefälltem Bajonett herein. Von zwei Seiten angegriffen, muß

Rot-Würzburg weichen. Mauer und Kirche sind mit dunklen Kanonenbällen gespickt, den Toten, die unter ihren Hügeln schlafen, haben sich Hunderte von Toten und Sterbenden über der Erde gesellt. Aber dies Bataillon Rot-Würzburg hat, obwohl unterliegend, Lorbeeren um die Fahnen des österreichischen Erzhauses gewunden. Ihm gebührt derselbe Ruhm, wie den Tapferen der Bataillone Garde, die es hier blutend zu Boden schlugen. Vier Offiziere und dreiunddreißig Mann mit einer Fahne schlugen sich noch durch, — Helden, auch wenn ihre Namen unbekannt geblieben sind.

Aber auch Preußens Geschichte durfte hier, wo so viel namenlose Helden für König und Vaterland fochten und starben, einen Namen in ihre Ruhmestafeln graben: Wichhardt Joachim Heinrich von Möllendorff. Der tapfere Mann hatte schon bei Sohr wie ein Löwe gefochten und war damals vom König vom Fähnrich zum Hauptmann befördert. Auf dem Felde von Leuthen wurde er Major und erhielt den Orden pour le mérite. Dies war derselbe Möllendorff, der fünfzig Jahre später in hohem biblischen Alter noch mit hinein zog in den unglückseligen Krieg von 1806. Er hatte vom Jahre 1740 an, fast sieben Jahrzehnte lang, alle Preußenkriege mitgemacht. Bei Auerstädt wurde er verwundet und fiel in französische Gefangenschaft. Aber als Napoleon I. erfuhr, daß dies der Möllendorff von Sohr und Leuthen sei, setzte er ihn sofort in Freiheit, verbürgte ihm den Fortbezug seines Gehalts und verlieh ihm das Kreuz

der Ehrenlegion. Vor solchem Mannesmut zog auch der Korse den Hut.

Als die Preußen im Besitz des Kirchhofs von Leuthen waren, wichen auch die letzten österreichischen Truppen aus dem Dorf gegen den Windmühlenhügel zurück. Es war vier Uhr, als die dünne preußische Linie, auf fast viertausend Schritt auseinandergezogen, durch Leuthen und rechts und links um das Dorf herum gegen die österreichischen Massen, die nördlich Leuthen standen, vorging. Die gut postierten und gut bedienten österreichischen Batterien auf dem Windmühlenhügel richteten ein mörderisches Feuer gegen die preußische Linie und namentlich gegen den linken, durch den blutigen Kampf um Leuthen besonders mitgenommenen Flügel. Während die Preußen in Leuthen noch heftig im Straßenkampf verwickelt waren, hatte der kaiserliche Marschall Graf Daun mit einigen frischen Bataillonen seines rechten Flügels, unterstützt durch das heftige Geschützfeuer, einen Vorstoß gegen die preußische Linke gewagt, um sie vom Westende des Dorfes abzudrängen und das Dorf wieder zu nehmen. Und in der Tat gelang es, einige preußische Bataillone zum Weichen zu bringen. Es war nahe daran, daß eine Panik entstanden wäre. Da riß der Leutnant von Retzow das letzte Bataillon des zweiten Treffens vor und warf es gegen den Feind. Das mutige Vorgehen dieses Bataillons entfachte wieder den Mut der Weichenden, und gleichzeitig mit der endgültigen Eroberung des Dorfes Leuthen ging der verlängerte linke Flügel der Preußen gegen den Windmühlenberg vor.

Aber der Feind hielt seine Stellung mit Zähigkeit. In der Nähe der Windmühlen standen die Österreicher, zusammengekeilt in drangvoll fürchterlicher Enge, an hundert Mann hoch hintereinander. Das siegreiche Vorgehen der Preußen wurde außerdem durch einen tiefen Graben, der sich am Nordende des Dorfes entlang zog, sehr erschwert. Aus den dichten Reihen der Österreicher prasselte ihnen ein Bleihagel entgegen, die Kartätschen der österreichischen Bataillonsgeschütze rißen breite Lücken, das letzte Bataillon des zweiten Treffens war eingesetzt, — die Schlacht stand. Noch war keine Entscheidung abzusehen und schon sank die Dämmerung des frühnachtenden Dezembertages. Das Einzige, womit der König seine Infanterie noch unterstützen konnte, war die Verstärkung der Brummerbatterie am Butterberg. Er ließ dort eine zweite Batterie, die bisher hinter dem Zentrum gehalten hatte, auffahren. Die Batterien hatten sich gut eingeschossen, und hatten in den dichten feindlichen Massen jenseits Leuthen gute Zielscheiben; aber mit hereinbrechender Dunkelheit hätten sie erlahmen müssen.

Diesen Augenblick, in welchem die Schlacht sozusagen auf einem toten Punkt stand und über einen wütenden Zweikampf der Geschütze und Musketen nicht hinaus wollte, hielt der Graf Lucchesi, der mit seinen Schwadronen zwischen Heidau und Frobelwitz stand, für glücklich genug, den stark engagierten und augenscheinlich ohne Deckung bloßliegenden preußischen linken Flügel anzugreifen. Und in der Tat hätte ein wuchtiger An-

griff für die preußische Linie die bedenklichsten Folgen haben können. Wohl mochte den tapferen heißblütigen Italiener, der durch sein unzeitiges Drängen um Unterstützung die üble Lage zum großen Teil verschuldet hatte, der Wunsch beseelen, mit einer kühnen Reiterattacke alles wieder herzustellen oder gar den Erfolg für Österreichs Fahnen zu erzwingen. Hatte nicht auch die tapfere Kavallerie schließlich bei Kolin den Sieg gerettet?

Graf Lucchesi schiebt sich also sacht aus seiner Stellung vor und sucht ein Angriffsfeld zwischen dem Butterberg und Leuthen gegen den ihm ungedeckt erscheinenden preußischen Flügel. Aber er hat die Rechnung ohne den Wirt gemacht, und dieser Wirt ist Georg Wilhelm von Driesen, seines Zeichens preußischer Generalleutnant, der mit seinen vierzig Schwadronen wohlgedeckt hinter dem Sophienberg steht und ein scharfes Auge auf den Gang der Dinge hat, denn der König hat ihm auf die Seele gebunden, den linken Flügel der Infanterie unter allen Umständen zu decken, und Herr von Driesen ist ganz der Mann dazu. Ein gelehrter Mann, der seinerzeit Theologie studiert hatte, bis der Soldatenkönig den Sattel geeigneter für ihn hielt als die Kanzel. Aber er blieb zeitlebens ein Bücherfreund. Er war damals 57 Jahre alt, ein Choleriker mit gutmütiger Grundstimmung und stark beleibt, sein Pferd hatte an ihm zu tragen. Der König hielt große Stücke auf den Mann, hatte ihn nach der Revue von 1754 durch ein reiches Geldgeschenk ausgezeichnet, und wußte wohl, daß er

auch hier ein schweres Amt den besten Händen anvertraut hatte.

Unter Driesen ritten die Generalmajore von Bredow, von Normann und der Alte von Krockow. Dieser Krockow war erst vor vierzehn Tagen bei Breslau am Fuß schwer verwundet worden. Er hatte den verletzten Fuß in den schweren Kürassierstiefel gezwängt und sich trotz seines Wundfiebers in den Sattel heben lassen. Wo solche Leute wachten und ritten, durfte Lucchesi auf einen heißen Empfang gefaßt sein.

Graf Lucchesi glaubt inzwischen die richtige Höhe für seinen Angriff erreicht zu haben. Schon hat er seine Reiter aufmarschieren lassen, um zur Attacke anzureiten, nicht ahnend, daß er, der einen Gegner in der Flanke fassen will, seine eigene Flanke selbst wie auf dem Präsentierteller darbietet. Denn plötzlich brausen Driesens Schwadronen zwischen Radaxdorf und dem Sophienberg hindurch, den abfallenden Geländehang hinunter und fallen ihn wütend an. Ein pallaschschwingender, rasselnder, stampfender Halbkreis umfaßt seine Flanke und seinen Rücken, er wird völlig überrascht. Vergeblich versucht er, sich hinter die selbst im verzweifelten Kampf stehende Infanterie zurückzuziehen, vergeblich versuchen die braven Kürassierregimenter Erzherzog Leopold, Serbelloni und Benedikt Daun zur Front einzuschwenken und den Angriff abzuwehren. Für Augenblicke beginnt ein wütender Nahkampf, aber nur für Augenblicke. Dem gewaltigen Druck, den Driesen ausübt, kann niemand widerstehen. Baireuth-Dragoner

in der linken Flanke, Puttkammer-Husaren im Rücken und, plötzlich heranrasselnd mit den dreißig Reserveschwadronen, den Prinz Eugen von Württemberg in der Front, — das ist zuviel. Das wilde Getümmel und Schwertgeklirr wird gegen die österreichische Infanterie geworfen; die Hilfe, die Lucchesi bringen wollte, wandelt sich in unabwendbares Verderben. Der heißblütige italienische Graf will den Tag nicht überleben, er wirft sich selbst ins Handgemenge und findet den Tod, den er sucht. Seine zersprengten Schwadronen, gegen die Infanterie geworfen und von den preußischen Reitern heftig verfolgt, tragen Verwirrung in die eigenen Reihen, und in diesem Augenblick greift mit viel tausendstimmigem Hurra auch die preußische Infanterielinie ein, Kolben und Bajonett brechen den letzten Widerstand. Auf der Windmühlenhöhe bei den Batterien halten sich noch als eiserne Legion einige Bataillone der Regimenter Wallis und Durlach. Aber die tapferen Soldaten ihrer Kaiserin kämpfen für eine verlorene Sache. Generalmajor von Meyer mit seinen Baireuth-Dragonern und Karabiniers überreitet sie, und zugleich sind von Borne her die drei Freibataillone unter Oberst von Angelelli im Laufschritt angelangt und werfen sich mit dem Bajonett gegen die Trümmer der braven Bataillone, die sich verzweifelt gegen die Reiter zu wehren suchen, was nicht tot am Boden liegt, fällt in Gefangenschaft. Ein gleiches Geschick bereitet das Grenadierbataillon Schenckendorff den tapferen Weißröcken der österreichischen Artillerie, die ihre Geschütze nicht verlassen wollen.



Aus Rehtwisch, Leuthen. Verlag von Georg Wigand Leipzig.

Das Schloß von Deutsch=Lissa.

Nach einer Originalaufnahme.

Links auf dem Bilde, zwischen Baum und Laterne, wo der Knabe steht, führt die Treppe hinunter, die Friedrich der Große benutzte, um ins Schloß zu gelangen.

Ehre diesen Männern, die für Österreichs Waffenruhm Leben und Freiheit opferten!

Als gegen 5 Uhr die Dunkelheit hereinbrach, war König Friedrich auf allen Punkten Sieger. „Hätte es den Preußen", sagte er später selbst, „zuletzt nicht an Tageslicht gefehlt, so wäre diese Schlacht die entscheidendste des Jahrhunderts gewesen." Als solche, als den größten Sieg des 18. Jahrhunderts, hat sie dennoch die Geschichte anerkannt. In völliger Auflösung flutete die flüchtige Armee des Erzhauses den Ufern der Weistritz zu und versuchte die Übergänge nach Lissa zu gewinnen. Ganze Bataillone warfen ihre Waffen fort. Die nachsetzende preußische Kavallerie machte Tausende zu Gefangenen. Ein Kornet vom Zieten-Regiment griff mit zehn Husaren einen Trupp von hundert Mann auf und brachte ihn vor den König, der den Kornet darob zum Rittmeister ernannte. Von dem tapferen Regiment Rot-Würzburg, das den Kirchhof von Leuthen verteidigt hatte, sammelten sich im ganzen nur ungefähr zweihundertundsechzig Mann, und es waren ihrer eintausendachthundert gewesen! Vom Regiment Baden-Durlach, das bis zuletzt auf der Windmühlenhöhe standhielt, verließen ein Offizier und acht Mann das Schlachtfeld. Wahrlich, Alt-Österreich hatte Jung-Preußen den Sieg sauer genug gemacht.

Die Feldherren des Erzhauses hatten zu den Waffen gestanden wie der letzte Grenadier. Außer dem General der Kavallerie Graf Lucchesi blieben der General-Feld-Wachtmeister Prinz Stolberg und Generalmajor Baron

Otterwolf tot auf dem Platze. Der tapfere Sachse Generalleutnant von Nostitz erlag in preußischer Gefangenschaft seinen vierzehn Wunden. Viele der hohen Führer waren leicht und schwer verwundet, auch der tapfere Leopold Daun hatte eine Quetschung davongetragen.

Auf preußischer Seite blieb der Generalmajor Caspar Friedrich von Rohr. Vierzehn Tage früher bei Breslau hatte ihn die Kugel verschont. Er war ein Riese von Gestalt, man nannte ihn in der Armee „den langen Rohr." Als er seine Grenadierbataillone von Unruh und von Kleist, den Degen in der Faust, gegen den Feind führte, zerriß ihm ein Kartätschensplitter die Brust. Er starb sieben Tage später zu Radaxdorf und liegt vor dem Altar der dortigen Kirche begraben. — Dem Generalmajor Johann Sigmund von Lattorf, der unter Prinz Karl von Bevern am rechten Flügel die Bataillone Asseburg und Bornstedt kommandierte, riß eine Kugel das linke Auge fort. „Er sahe aber," schreibt sein Biograph, „mit dem rechten den Feind die völlige Flucht nehmen, und dies tröstete ihn über seinen Verlust." Männer, Männer!

Prinz Moritz von Dessau, der in übermenschlicher Kühnheit Bataillon auf Bataillon selbst an den Feind führte, bewies hier einmal wieder, daß das Blut des alten Dessauers in seinen Adern floß. Seinem Pferde wurde Gebiß und Zaumzeug weggeschossen; als er ein zweites besteigen wollte, um das Regiment Winterfeldt vorzuführen, brach auch dies, von mehreren Kugeln getroffen, unter ihm zusammen, und ein Streifschuß traf

seinen Schenkel. Kaltblütig bestieg er ein drittes Tier. Noch auf dem Felde ernannte Friedrich den treuen Mann zum Feldmarschall. „Ich gratuliere Ihnen zur gewonnenen Bataille, Herr Feldmarschall!" rief der König heranreitend dem Fürsten zu. Aber Moritz war gerade mit der Neuordnung eines Regiments beschäftigt und überhörte den Gruß. Der König ritt näher. „Hören Sie nicht, daß ich Ihnen gratuliere, Herr Feldmarschall? Sie haben mir so bei der Bataille geholfen und alles vollzogen, wie mir noch nie einer geholfen hat." Mit diesen Worten hat der dankbare König dem Fürsten ein unvergängliches Denkmal in den Büchern der Geschichte gesetzt und ihn mit hinaufgerissen zur Unsterblichkeit. Ach, das Sterbliche in Moritz sollte nur zu bald dem Tode verfallen. Der tapfere Mann hat seine Person nie geschont, und der dichteste Kugelregen war ihm eben recht. Aber ein so schöner Tod, wie seine Kameraden Schwerin und Winterfeldt ihn fanden, ward ihm nicht zuteil. In dem nächtlichen Morden von Hochkirch trug er eine schwere Bauchwunde davon. Seine kräftige Natur überwand auch das, — er genas, um zu sterben. Ein furchtbares Krebsleiden an der Unterlippe ließ ihn schmählich dahinsiechen. Er starb drei Jahre nach der Leuthener Schlacht, und wäre doch noch so nötig gewesen für König Friedrich und sein Ringen! Er war ein Altersgenosse des Königs und wurde nur achtundvierzig Jahre alt.

Aber auch eine Reihe von Zügen namenlosen Heldentums sind uns von jenem Tage überliefert. Der bayrische

General Graf Kreith traf auf einen preußischen Grenadier, dem beide Beine zerschossen waren und der, in seinem Blute schwimmend, die Tabakspfeife im Munde, am Boden lag. „Kamerad," rief erstaunt der General, „wie ist es möglich, daß Ihr in einem so schrecklichen Zustand noch Tabak rauchen mögt, der Tod ist Euch ja nahe!" Kaltblütig nahm der Grenadier die Pfeife aus dem Munde und sagte: „Was ist an mir gelegen, sterb' ich doch für meinen König." — Ein anderer wurde gesehen, wie er, sein verwundetes Bein nachschleppend, auf zwei Gewehre gestützt, dahergehumpelt kam. Es war ein Soldat vom Regiment Forcade. „Dieser Mensch," sagt ein Augenzeuge, „übertraf vielleicht den größten stoischen Weisen. Er rief uns und seinen Kameraden mit dem muntersten Gesichte zu: Es geht alles gut, marschiert nur tapfer zu! Welcher gemeine Soldat würde durch diese Rede nicht Mut bekommen haben, wenn er auch von Furcht ganz besessen gewesen wäre." — In einer zerschossenen Scheune in Leuthen fand man auf Stroh gebettet einen österreichischen Offizier, der zu Tode verwundet war. Er stöhnte vor Schmerzen, aber gleichzeitig klagte sein Mund nicht über sein eigenes Leid, sondern über das seiner Kaiserin. „Ach, was wird die arme Frau sagen, — die arme Frau, was wird sie sagen!"

Auch die weiteren Erlebnisse des braven Fahnenjunkers von Barsewisch, den wir für tot hinter dem Kiefernberg von Sagschütz hatten liegen lassen, zeugen für den seltenen heldischen und kameradschaftlichen Geist, der Preußens Heer beseelte. Er erzählt weiter:



Aus Rehtwisch, Leuthen. Verlag von Georg Wigand, Leipzig.

Schloß von Deutsch-Lissa.

Nach einer Originalaufnahme.

Die Tür rechts unten führt in die Wirtschaftsräume des Schlosses und sie wurde von Friedrich dem Großen benutzt, um in das Schloß zu gelangen. Die vier Fenster rechts oben im zweiten Stock bilden die Fensterfront des Saales, in welchem Friedrich den österreichischen Offizieren begegnete und zu Nacht speiste.

„Ich mochte wohl eine gute Stunde auf der Stelle, da ich vor todt niederstürzte, von einer Musqueten Kugel im Halse getroffen, gelegen haben, als ein Tambour vom Regiment mir anfaßte und riff: „Junker leben Sie oder seint sie todt?" — So wie mir der Tambour einige Male angerühret hatte, und mich umgedrehet, denn ich lag wie ich beim avanciren niedergestürzt war auf dem Gesicht, sagte ich mit großer Mühe, ich wüßte nicht, was mir fehlte. Nun faßte er mir bei der Hand und sagte: „stehen Sie auf, hier können Sie noch follens todtgeschossen werden." Indem er mir aufrichtete, stürzte mir das Blut hauffenweise aus dem Halse und nun fiel ich von neuem nieder, aber der brave Tambour machte mir so gleich die Halsbinde loß und halff mir auf die Füße, und sagte: „Junker, kommen Sie, wir wollen uns hinter der Schantze setzen und dortten will ich Ihnen Ihre Wunde verbinden." Da nun die Kugeln vom Feinde diesen Platz häufig erreichten, so nam der Tambour mir bey der Hand und führete mir hinter dem Wald und hinter der Schantze. Auf dem Wege dahin erhielt ich noch eine kleine Contusion von einer Kayserlichen Gewehr Kugel an der linken Wade, die nicht unerheblich schrinnte. Sobald ich mir gesetzet hatte, band mir der Tambour, nachdem er mir das Blut abgewischet, einen Tuch um den Hals. Unter der Zeit flogen uns 6 bis 7 Kayserliche Canonen Kugeln über dem Kopf, einige fielen sogar gantz nahe bey uns nieder, so war es auch dortten nicht Zeit lange zu bleiben. So machten wir uns wieder auf. Das Gehen war mir

anfänglich, weil die Kugel mir zwischen denen Schultern im Fleisch saß, außerordentlich empfindlich, indem sich die Kugel so zu sagen bei jedem Tritte senkete, und dahero außerordentlich schwer zu tragen war. Wir suchten einen Feldscher, aber wir fanden keinen ehender, biß wir in ein kleines Dorff Namens (Gohlau?) eintraffen. Dortten war ein Vorwerk und ein ziemlich wohl gebautes Land Hauß. So wie ich in der Stube trat, sahe ich sogleich meinen Compagnie Feldscher Wohlgemuth, dem ich dem Morgen nach der Gefangen Nehmung meines Croaten gebeten hatte zu Camersdorff, mir auf der Wahl Statt aufzusuchen und zu verbinden. Dieser war eben im Begriff einen Lieutenant vom Regiment Nahmens von Kreckwitz, welcher an der linken Lende im dicken Fleisch einen Streif Schuß durch einer Canonen Kugel dergestalt erhalten hatte, daß daß Fleisch bis auf den Knochen föllig davon abgelöst war, zu verbinden.

„Wo kommen Sie her, Herr von Barsewisch" sagte der Feldscher. Ich antwortete: „ich habe Ihnen ja heute Morgen bestellet, kommen Sie dahero und verbinden Sie mir, so bald Sie mit dem Herrn Lieutenant seinen Verband fertig seint." Ich mußte dem von Kreckwitz trotz seiner heftigen Schmerzen den Traum erzehlen, welcher sich außerordentlich darüber verwunderte und dem Feldscher, sobald er verbunden war, befahl, mir sogleich zu verbinden, und da er erfuhr, daß meine Wunde bey guter Pflege noch wiederum couriret werden könnte, freute er sich sehr darüber.

Der Wirth des Hauses hatte nicht nur mit uns, sondern auch mit alle Blessirte so nach der Zeit dahin gebracht wurden, ein besonderes Mitleiden. Er setzte uns Alles vor, was in seinem Vermögen war.

Der Lieutenant von Kreckwitz schickte sogleich seinem Bedienten zu Pferde nach dem nahesten Dorff hinter der Fronte und ließ einen Bauerwagen mit Stroh belegt holen, um darauf nach Neumark zu fahren, weil dortten das Lazareth und von unsere Truppen besetzt war. Unter der Zeit erzehlte ich, so viel ich konnte, dem von Kreckwitz, daß wir bereits das 2te und bey meinem Weggehen unser Regiment nach meinem Dafürhalten bereits das 3te feindliche Treffen in der Flucht getrieben hatte, worüber er sich sehr erfreute, indem er von den 7 Canonen deß erstem feindlichen Treffens schon am Graben seine schwere Verwundung erhalten hatte.

Er versprach mir, er wollte vor meiner Pflege und Bequemlichkeit sorgen, ich sollte auch auf dem Wagen, so er holen ließ, mit ihm nach Neumark fahren und bey ihm logiren. Dieses war vor mir nun ein besonderer Trost und eine sichtbare Hülfe, so mir von dem treuen Gott in meiner Not zugeführt wurde. Es wehrte nun nicht lange und es war noch nicht föllig Abend, als der Bediente mit seinem Wagen eintraff. Wir hatten nicht viel Zeit hier zu säumen, indem die feindlichen Husaren eben sowohl als unsere eigenen um dem Dorffe, so nahe an ein Gebüsch lag, schwärmten und beständig mit einander charmucierten.

Indem nun der Wagen vor der Tür stand und der von Kreckwitz sich auf selbigem tragen ließ, so brachten 4 Soldaten einen Lieutenant von Schladen vom Printz Carl'schen Regiment und legten selbigen auf dem Wagen, unserer Vorstellungen ohnerachtet. Da nun der Wagen sehr schmal war und darauf nicht mehr als Zwei Platz hatten, gelegt zu werden, so mußte ich davon abstehen mitzufahren. Aber der wohldenkende von Kreckwitz sagte zu mir: „Junker, es thut mir leid, daß Sie wieder meinen Willen auf dem Wagen keinen Platz finden, versuchen Sie, ob Sie nicht auf mein Pferdt mit uns reiten können." Es blieb mir dahero weiter nichts übrig, als mir sogleich auf dem Pferde helfen zu lassen, indem ich wegen der vielen Schmertzen sehr unbehülflich war und besonders den linken Arm nicht gebrauchen konnte. Wie ich zu Pferde war stand ich viel aus, mit der Zeit aber ging es besser und ich konnte doch dem Wagen folgen.

Wie wir ungefähr eine halbe Stunde unseren Weg fortgesetzt hatten, kam ein Zieten'scher Husar mit einem Gefangenen am Zügel hinter uns her und rufte, wir möchten einwenig stille halten. Da derselbe nun bey uns eintraff, so sagte er: „meine Herrn ich sehe Sie seint Blessierete, hier bringe ich Ihnen einen Regiments Feldscher, dem nehmen Sie mit, der kann Ihnen helfen. Ich habe eine gute Beute von ihm erhalten, dahero wollte ich ihn auch gerne in guter Verwahrung und Gesellschafft ablieffern." Dieser war uns nun ein sehr willkommener Gefangener. Er mußte dahero sein



Originalaufnahme zu Rehtwisch, Leuthen. Verlag von Georg Wigand, Leipzig.

Gefechtsfeld der Reiterschlacht Driesen-Lucchesi.

Das Vorterrain des Bildes zeigt das Gefechtsfeld des großen entscheidenden Reiterangriffs des Generals von Driesen auf den Grafen Lucchesi südwestlich der Straße Groß Heidau-Leuthen. Im Hintergrunde erblickt man den Schönberg mit Siegessäule.

Pferd an dem Zieten'schen Husaren ablieffern und auf dem Wagen, so gut es die Umstände erlaubten stehen und so die Fahrt mitmachen. Der Gefangene war vom Modena'schen Cürassier Regiment, ein Niederländer von der französischen Grentze, sprach dahero kein Wort teutsch. Da er aber die Chirurgie auf der anatomie Schule zu Lion erlernet, so war er in seiner Kunst sehr geschickt und that uns in der Folge gantz vortreffliche Dienste.

Wir hatten bis Neumark zwey gute Meilen und traffen also erstlich bey der finsteren Nacht gegen 8 Uhr dortten ein, da wir aber die ersten Blessireten, so daselbst ankamen, waren: so fanden wir bald ein Quartier und eine breite Stube in der zweiten Etage bei einem Schuster. So bald wir nun etwas Speise so gut es die Umstände erlaubten, und der Apetit es zuließ zu uns genommen hatten, sorgte der von Kreckwitz sogleich vor mir, daß der Wirth ein Bett vor mir besorgte, indem der Regiments Feldscher ihm sagte, daß meine Wunde gefährlich sei und eine besondere Aufsicht und gute Pflege zu meiner Genesung nothwendig sei.

Der Herr Regiments Feldscher untersuchte meine Wunde genau und fand, daß ich mir bei dem Reiten außerordentlich erhitzet, und daß das Bluth dadurch in starker Wallung gebracht war. Er sagte die Kugel müsse sogleich noch diesen Abend, da selbige noch zu fühlen sei, ausgeschnitten werden. Weil ihm aber der Husar außer 100 Ducaten auch seyn silbernes und gantz vorzügliches gutes Verbindzeug und seyne Instrumente

genommen, so beklagte er jetzo diesen Verlust mehr als den seiner Uhr und seines Goldes. Seiner Bemühungen ohngeachtet einige Instrumente zu erlangen, mußte unser Wirth der Schuster zuletzt sein Feder Messer, so sehr schlecht und stumpf war, zu dieser Operation hergeben.

Da der Regiments Feldscher seiner Sache aber gewiß war, so schnitt er mir die Kugel durch den 10ten oder 12ten Schnitt ohnerachtet des schlechten Instrumentes glücklich heraus. Es fand sich, daß es eine ordinaire Musketen Kugel war, welche ich noch bis jetzo aufbehalten habe und in der die vielen Schnitte noch zu sehen. So bald er mir nun verbunden, rieth er mir sogleich zum Aderlassen und machte die Spitze des Messers so scharff, daß er damit anstatt einer Lancette eine Ader am Fuß öffnete und mir dabey versicherte, daß das Aderlassen vor dem Brand und der Heftigkeit des Wund Fiebers das beste Preservatif sey. Ich erhielt auch gleich eine merkliche Linderung meiner Schmertzen, da ich die Kugel in der Hand aber nicht mehr im Rücken hatte.

Unter der Zeit hatte der geschickte und gutdenkende Regiments Feldscher verschiedene Kräuter aus der Apotheke verschrieben und selbige vor meinen würdigen Lieutenant von Kreckwitz zu Umschlägen zu kochen und auf feiner Wunde legen lassen. Die Wunde war gefährlich, doch wann mit denen Umschlägen gehörig fortgefahren würde, so die Inflamation nicht Ueberhand nehme, so könnte sie, da die Sehnen noch mehrenteils feste, wieder föllig courirt werden.

Wo der Lieutenant von Schladen, welcher durch daß Bein dergestalt blessirt war, daß ihm beyde Knochen zerschmettert worden, sein Quartier genommen, weiß ich nicht, ohnerachtet der Regiments Feldscher selbigen auch alle Tage, so lange er sich bey uns aufhielt, zweymal verband.

Den andern Tag nach der Bataille erfuhren wir die söllige Gewißheit von der großen Victoria und nun traffen außerordentlich viel Blessierte unausgesetzt ein, zu erst von unserer und nachher von der Kayserlichen Armee beynahe acht Tage lang. Nun erkannten wir erst recht, waß es vor eine große Gnade des treuen Gottes vor uns war, daß wir eine eigene Stube und einen geschickten Arzt bey uns auf der Stube hatten, denn es waren in und um Neumark biß einige 20 tausend Mann von beyden Armeen an Blessirten und gab viel und großes Elend überall.

Es wurden die Kayserlichen Blessirten in die Schul Gebäude, die Kirchen und Klöster vertheilt, und dem ohnerachtet blieben noch viele übrig, so in Ställe und Scheunen und vor denen Häusern unter dem Schwieb Bogen ihr Lager aufschlagen mußten, um vor der heftigen Kälte und vor dem fallenden Schnee etwas in Sicherheit zu sein.

Se. Majestät der König waren so gleich so gnädig und ließen die Veranstaltung treffen, daß von allen Orten Chirurgen und Pflege vor die Blessirten und Kranke nebst dem gantzen Feld Lazareth herbey geschafft wurden und daß es nicht an Zufuhr und Lebensmitteln

fehlte. Die Kayserlichen Blessirten wurden allein an 15 Tausend geschätzet.

Der wohlgesinnte Herr von Kreckwitz sorgte vor unsern gemeinschaftlichen Tisch, daß er mit Speisen wohl besetzt war, so daß der Herr Regiments Feldscher selber verordnete und bestellte. So bald dieser uns des Morgens verbunden hatte, ging er von Hauß zu Hauß und operirte und verband so vieleBlessirte, als ihm nur immer möglich war ohne Unterschied, Preußische und Kayserliche, und half stätig vor denen häufig ankommenden Kayserlichen auf alle nur mögliche Art sorgen, und unterwies die Feldscher und Barbiere, so er antraff, wie sie mit denen Blessirten umgehen sollten, biß unser General Chirurgus Schmückert eine Eintheilung machten, und alles nach Möglichkeit so besorgten, daß jeder Blessirte wenigstens einmal verbunden werden konnte. Der Regiments Feldscher ließ es sich nicht verdrießen alle Tage 3 bis 400 mit eigener Hand zu verbinden und die Barbier und Feldscher mit Rath und Thät an der Hand zu gehen.

Nach der Zeit nahm der von Kreckwitz noch zwey Frey Corporals vom Regiment, Nahmens von Hertzberg, so durch der Wade geschossen, und von Blücher, so durch die Hüfte geschossen, und einen jungen Baron Gans Edler von Putlitz von dem Ramin'schen Regiment, mit auf der Stube an. Dieser von Putlitz aber kam erst den 4ten Tag und war durch einer Cartetschen Kugel durch den rechten Fuß gantz unten dergestalt gefährlich blessiret, daß alle Knochen deß Hackens zersplittert und der Brand bereits im Fuß war, weil er

2 Nächte und 1 Tag auf der Wahl Statt in der Kälte gelegen.

Der Regiments Feldscher versprach ihm zu couriren, wann er sich entschließen wollte, dem Fuß an der Wade abnehmen zu lassen. Da er aber Dieses zu Anfang nicht nachgeben wollte und der Brand in 48 Stunden, ohnerachtet aller angewanten Mittel, dergestalt zu nahm, daß er bis zum Knie herauf gerückt und er sich auch das Bein über dem Knie nicht zur rechten Zeit wollte ablösen lassen: so sagte es ihm der Regiments Feldscher voraus, daß er längstens den 8ten oder 9ten Tag sterben würde. Da er nun seyn Rettungs Mittel nicht erwählet hatte, so war ihm solches zwar nachhero, da er sahe, daß der Brand stündlich höher tratt, leid und both tausend Thaler, wann er beym Leben erhalten werden könnte. Da es aber nicht mehr möglich, so starb er den 9ten Tag, nachdem ihm der Brand allmählig biß zum Herzen tratt, ganz sanfte nahe an meinem Bette, nachdem ich, so viel ich vermochte, mit ihm die letzten Tage und auch theils die Nächte, so wir nicht schlaffen konnten, im Gebet zugebracht und er sich dahero zu seinem Ende wohl vorbereitet hatte. Er bat mir noch zuletzt, ich möchte es doch seinen Eltern im Mecklenburgischen sobald ich könnte schreiben damit sie doch wüßten, wo Er begraben worden, indem er seyner Eltern einziger Sohn sey, welches ich auch nachhero nicht vergessen habe. Dieser Tod ging mir sehr nahe, weil es ein junger Mensch von etwann 17 Jahr war und an der Wunde alle Stunden seinen Tod näher und

alſo gantz langſam kommen ſah, bey denen noch übrigen geſunden Gliedern ſeines Leibes.

Jetzo will ich nun wieder an mir denken. Den 2ten und 3ten Tag bekam ich einen heftigen Anfall von Wund Fieber, und da die arteria carotes an meinem Halſe gantz vom Fleiſch entblößet war, ſo war es nothwendig, daß ich öfters verbunden wurde, damit die Haut der arteria nicht durch Schärfe und der zu ſtarken Hitze des Wund Fiebers zum Platzen gereitzet würde. Der Herr Regiments Feldſcher verband mir täglich 3 Mahl und vertrieb mir dem 4ten Tag durch den Gebrauch von China daß Wund Fieber, wobey ich mir beſtändig im Bette halten mußte, und zwar darinnen Tag und Nacht ſitzen, damit der Abfluß aus der Wunde gehörig ſtatt fand.

In dieſem Zuſtande befand ich mir 6 Tage und ſpürete bereits den 6ten Tag eine merkliche Erleichterung in denen Schmertzen. Dem 7ten Tag kam aber zu unſeren Leidweſen eine Ordre aus dem Haupt Quartier, daß alle gefangenen Regiments Feldſcher, Feld Prediger und waß ſonſt vor Leute ſo nicht obligat wären, nicht unter die Gefangenen zurechnen, und dahero die Erlaubniß hätten, zu Ihre Regimenter abzugehen. Nun mußten wir unſern trefflichen Regiments Feldſcher, welcher den 8ten Tag in Geſellſchaft noch Mehrern abreiſete, miſſen. Wir dankten Ihm nachdem Er uns zum letzten Mahl verbunden hatte, auf das Herzlichſte und er ward von denen Officiers, ſo Er gedienet nach Möglichkeit beſchenket.

Mir als einem Stuben Gesellschafter gab Er die Lehre, ich sollte mir, so lieb als mir mein Leben wäre keinen unerfahrenen Wundartzt anvertrauen und ja nicht zugeben, daß die Wunde am Halse, wo der Schuß herein gegangen, geschnitten und weiter geöffnet würde, weil an beide Seiten die Adern gantz bloß wären, so er mir beym Verbinden im Spiegel zeigte. Ich dankte Ihm dahero auf das Freundlichste und offerirte Ihm ein kleines Geschenk, so er aber nicht annahm, sondern, wie er sagte, sich mit unser aller guten Aufnahme vorzüglich zufrieden erklärte.

Der von Kreckwitz und ich vermißten unsern geschickten Arzt gleich den ersten Tag, und mußte mir derhalben nach seiner Anweisung im Spiegel selbst so gut ich konnte verbinden. Den zweiten Tag darauf schickte der General Chirurgius zwei Pensionair Chirurgien so dem von Kreckwitz verbanden, und mir auch nachhero verbinden wollten. Da sie aber die Wunde nicht größer als die Stärke der Flinten Kugel fanden, nahmen Sie Ihre Pistorie heraus und wollten solche weiter öfnen. Da ich Ihnen aber sagte, daß ich solches nach dem Rath des Regiments Feldscher nicht zugeben würde, gingen Sie weg und ließen mir unverbunden zurück, daß ich mir also auch den 2ten Tag selber verbinden mußte. Zum Glück schickte der Commandeur unseres Regimentes auf Befehl Sr. Majestät des Königs den 3ten Tag nach der Abreise des Kayserlichen Regiments Feldscher unsern Regiments Feldscher Heimburger und da er zugleich den Orden pour le mérite vor dem von Kreckwitz mit-

brachte, so war er diesem besonders angenehm. Derselbe theilte darauf mit mir die Stube, während der von Kreckwitz unten im Hause bey dem Wirth eine geräumigere Stube zu seinem Aufenthalt erhalten hatte. Doch fand auch noch jetzt die große Gastfreundschaft des von Kreckwitz gegen uns statt, so daß Er auch mir alle Tage mit Speise von seinem Tische versorgen und von seinem Bedienten aufwarten ließ, ihm und dem Kayserlichen Regiments Feldscher verdanke ich nach der Barmherzigkeit und Hülfe des Allerhöchsten meine Baldige und glückliche Herstellung.

Da nun der Regiments Feldscher vor die Blessirten in seinem Quartier zuerst sorgt, so hatte ich daß Glück, daß ich in der Folge von keinem andern als von ihm, und zwar täglich 3 Mahl verbunden wurde, indem Er meine Wunde so gefährlich fand, daß er es keinem Compagnie Feldscher anvertraute mir zu verbinden, indem er sagte, wann die jungen Staabs Chirurgien mir die Wunde und dadurch die arteria Carotes geöffnet hätten, so hätte ich mir sogleich müssen zu Tode bluten. Da ich nun in 2 Tagen nicht gehörig verbunden worden, so war dadurch nicht nur meine Wunde schlimmer geworden, sondern es stellete sich auch mein Wund Fieber recht heftig wieder ein, daß also der Herr Heimburger alle seine Kunst und Geschicklichkeit anwenden mußte, mir beym Leben zu erhalten.

Bey Eingang des Schusses in den Hals war die Kugel durch der mit Pappe gesteiftem Binde und dem Kragen und zweyer Hemden gegangen und davon mit in der



Aus Rehtwisch, Leuthen. | Verlag von Georg Wigand, Leipzig.

Friedrich der Große am Abend der Schlacht von Leuthen.

„Wann werden meine Qualen sich enden?“

Nach einer Zeichnung und Stich von P. Haas.

Wunde genommen. Dieses hatte dahero in der Mitte die Wunde gäntzlich verstopfet und ward erstlich den 12ten oder 13ten Tag durch der Geschicklichkeit des Herrn Heimburger wieder heraus gezogen, nach dem sich die bey Wunden gewöhnlich einstellende Geschwulst etwas gelegt hatte.

Da ich nun nach Verfließung von 8 bis 10 Tagen daß Fieber wieder verloren hatte, so nahm ich in der Besserung durch der gnädigen Hülfe des barmherzigen Gottes und der guten Pflege dermaßen zu, daß ich bereits den 22ten im Stande war, zum Regimente abzugehen, zwar mit einem schiffen und noch nicht föllig zugeheilten Hals." So weit der tapfere Barfewisch.

Ein Glück war es für den Prinzen Karl und seine flüchtige Armee, daß der Banus von Kroatien, dem später die ganze Schuld an dem Verlust der Schlacht aufgehalst wurde, entschlossen genug gewesen war, die Weistritzbrücken zu sichern und nun so gut es ging, eine Art Aufnahmestellung zu bilden. So konnte sich in der Dunkelheit wenigstens der größere Teil der geschlagenen Armee hinüberretten, viele aber ließen sich diesseits des Flusses gefangen nehmen, viele wurden fahnenflüchtig. Als der letzte Versuch, zwischen Frobelwitz und Saara nördlich des Breslauer Berges noch einmal eine Verteidigungsstellung einzunehmen, gänzlich mißglückt war, scheint der Lothringer völlig den Kopf verloren zu haben. Befehle für den Rückzug wurden gar nicht erteilt, nur der Trieb der Selbsterhaltung gebot den Truppen, sich über die Lohe in das ehemalige Lager

vor Breslau zu flüchten. „Der Preuße hat uns so auseinandergestöbert, daß wir nicht wissen, wo die Armee, viel weniger, wo die Regimenter sind,“ sagte ein Blessierter, der spät Abends in Breslau ankam zu einer neugierigen Magd, die ihn über die Schlacht ausfragte. „Wir zitterten vor dem Anbruch des Tages,“ schreibt Prinz Karl in seinem Bericht über die Schlacht, „denn wir mußten fürchten, die Truppen nicht mehr ordnen zu können und von der Rückzugsstraße auf Schweidnitz abgeschnitten zu werden.“

In der Morgenfrühe des 6. Dezember versammelten sich einige Generale und Offiziere im Dorfe Gräbschen südwestlich von Breslau, wo sich der Prinz von Lothringen und Graf Daun befanden. „Der Eine,“ schreibt der sarkastische Fürst von Ligne in sein Tagebuch, „sah aus, als wollte er sagen: Das hätte ich nicht gedacht! Der andere dagegen als: Ich habs vorausgesagt! Von hier gingen wir nach Klettendorf, und wollten sehen, ob denn kein Mittel wäre, die Armee anzutreffen. Man hätte meinen sollen, sie wäre gänzlich verschwunden. Wahr ist es, wenn es damals noch eine gab, so konnte sie nur sehr schwach sein, und noch gegen 11 Uhr sah man fast gar nichts davon. Alle Augenblicke wurde gemeldet, daß preußische Husaren über die Lohe gegangen wären und wir von neuem angegriffen werden würden. Ich war mit dem Herzoge bei Nadasdy, der alle Geduld verloren hatte. Man wußte nicht, was man tun sollte. In dem Hofe des Vorwerks, wo wir uns befanden, schossen die Banalisten nach den Tauben; so sehr hatte alle Ordnung

aufgehört. Endlich kamen doch nach und nach unsere Leute zusammen; die Regimenter, so am wenigsten gelitten hatten, bekamen nun einiges Ansehen, und es war die Rede von einem Marsch nach Schweidnitz."

Als die Dunkelheit völlig hereinbrach, lagerte sich die preußische Armee, Gewehr im Arm, auf den Feldern zur Rechten und Linken der Landstraße nach Lissa, hinter sich die blutig erkämpfte Wahlstatt. Aber der König selbst gönnte sich noch keine Ruhe. Er wollte sich noch in dieser Nacht des Marktfleckens Lissa und der jenseits desselben liegenden Weistritzbrücken bemächtigen, damit der Feind sich dort nicht von neuem festsetze. Friedrich ritt die Front seiner Armee ab und fragte am rechten Flügel, der zunächst Lissa stand, ob noch einige Bataillone Lust hätten, ihm zu folgen. Sofort nahmen die Grenadierbataillone Manteuffel, Wedel und Ramin das Gewehr auf und schlossen sich dem König an, auch die Seydlitzkürassiere ritten mit. Etwa vierhundert Schritt vorwärts traf der König auf einen preußischen Dragonervorposten. Der Kommandant konnte aber über die Stellung des Feindes nicht genügend Auskunft geben. „Nun, wir wollen bald Gewißheit haben," meinte der König und ließ die Kanonen des Bataillons Wedel sechs Schüsse in die Stockdunkelheit hinein feuern. Einige Offiziere ritten darauf vor und brachten bald die Nachricht, daß einige hundert Schritte weit an der Landstraße ein einsames Gehöft liege. „Aha, nun weiß ich, wo wir sind, das ist der Kretscham von Saara. Wir reiten auf der Breslauer Landstraße." Inzwischen war

der Generalleutnant von Zieten mit einem Husarentrupp herbeigekommen und fragte bestürzt, was das Schießen bedeute. Der König erkannte den General alsbald an der Stimme. „Zieten, Er mag bei mir bleiben, aber schicke Er von den Husaren, die Er bei sich hat, einige Mann auf dreißig Schritt voraus, wir wollen laut sprechen und danach können die Husaren sich richten." Im Kretscham von Saara blinkte noch Licht. Da man keine Hand vor Augen sehen konnte, befahl der König, eine Laterne herbeizuschaffen. Der Kretschmer, der seine Laterne nicht gern verlieren wollte, kam selbst, und sobald der König das Licht kommen sah, rief er: „Kommt nur hier neben mir und faßt meinen Steigriemen an." Nun ging es weiter auf einem zu beiden Seiten mit Weiden bepflanzten Fahrdamme. Auf dem Wege entspann sich zwischen dem König und dem neben seinem Pferde gehenden Kretschmer nachstehendes Gespräch mit der Frage des Königs: „Wir sind doch auf der Breslauer Straße, die durch Lissa geht?" Als dies der Wirt bejahte, sagte der König: „Dann ist Lissa nur eine Viertelmeile von uns: — wer seid Ihr denn?" — Der Wirt, der den König nicht erkennen konnte, antwortete: „Ihr Exellenz, ich bin der Kretschmer von Saara." Der König: „Ihr habt wohl auch viel ausgestanden?" Der Wirt in seinem naiven schlesischen Dialekt: „Ach Ihr Exellenz, was wollte ich nicht! Seit 48 Stunden, daß de Österreicher übers Schweidnitzer Wasser gekommen sind, ist's in meinem Hause so vull gewesen, daß ke Apfel zur Erde konnte. Da han se mich angeschirgt (ange-



Aus Rehtwisch, Leuthen. Verlag von Georg Wigand, Leipzig.

Erinnerungskreuz an die Schlacht von Leuthen.

Hinter dem Kreuz befindet sich die Bresche, die von den preußischen Batterien in die Kirchhofsmauer von Leuthen geschossen wurde.

trieben), daß ich's kaum schaffen (aushalten) konnte, und da hatten se soviel Geschläter (Gesindel) um sich, de han mich nu recht gekrängelt (gequält), fast han se mich ausgeplündert." — Der König: „Das tut mir recht sehr Leid! Kamen auch Generale in Euer Haus? Was sagten sie denn? Erzählt es mir doch!" Der Wirt: „J nu so gerne Jhr Exellenz, sinder gestern Mittag hab ich den Prinz Karl in meiner Stube, und seine Adjutanten mitsammen haußen im Hause gehabt. Da war ein Gefrage und Geschicke, Hundert kamen geritten und Hundert wurden wieder weggeschickt, und so färzelten (gingen) se aus und ai, die ganze Nacht. Wie bald Eener weg war, kamen zehn Andere wieder! Jch mußte inende (immer) Feuer in der Küche halten, u de vielen Offiziers drängten sich heran, um sich zu wärmen. — Da gagerten se nu hin u her. Eener sagte: Da käme nu unser König mit seiner Potsdamschen Wachtparade. Eener sagte wieder: Oach: se trauen sich holters nicht zu kommen! Se laafen, lassen wir sie holters laafen! Aber das freet mich, daß se unse König diesen Nachmittag vor ihr tälsch firzeln (dummes Spotten) so boar bezahlt hat." Der König: „Wann seid Jhr denn Euern hohen Gast los geworden?" — Der Wirt: „J nu so gern Jhr Exellenz, heut Vormittag ungefähr 9 setzte sich der Prinz zu Pferde, und schon hint Noachmittag, so um draie, kam er hier mit annem großen Schwarm Offiziers wieder zurück, und immer im starken Trabe vorbei nach Lissa. Da waren se so trötzerlich (trotzig) hergekommen, u nu gings rückwärts den Damm längs herauf, daß sich

Keener umsah. Da merkt ich gleich Unrath; und nach ihm dauerte der Zug, immer so breit der Damm war, bis vor ungefähr anne gute Stunde, da hoatts denn a Ende. — Nichts war in Ordnung, Reuter und Musketierer, das Alles lief durchananander. Unser König mußte se jämmerlich gehuscht han. Aber unser Herr Goht steht dem kleenen Haufen bei, und das han se nu vor ihren Hochmut und ihre Lästerungen; denn Ihr Exellenz, de östreichischen Offiziers sagten och: Unser König werde scho von seinen ersten Generals und Verwandten verlassen, und se wären vosammen gegangen, was ich doch nimmer und in Ewigkeit glooben kann." Der König gab der Unterredung mit den Worten eine andere Wendung: „Ihr habt recht, so was kann man von meiner Armee nicht glauben"; worauf der Kretschmer erschrocken ausrief: „Mei Goht, so sind Se wol gar unser gnädigster König, und ich bitte ja recht schön um Vergebung, wenn ich in meiner Einfalt was erzählt habe, was sich nicht schickte." — „Nein, Ihr seid ein ehrlicher Mann," begütigte ihn der König.

Unter diesem Gespräch, zu dem sich im Finstern die Umgebung dicht herandrängte und aufmerksam auf des Kretschmers Erzählung hörte, war der Zug bis auf ungefähr fünfhundert Schritt an Lissa herangekommen, als plötzlich etwa auf sechzig Schritt vom Zuge Flintenschüsse fielen, die alle auf die nahe an der Erde hängende Laterne gerichtet schienen. Sogleich sprengten alle rechts und links vom Damme auf die trockenen Wiesen, mit dem fast einstimmigen Rufe: „Licht aus!" Schaden

hatte das feindliche Feuer nicht angerichtet, außer daß einige Pferde an den Füßen verwundet wurden. Als hierauf aber wieder alles ruhig blieb, nahm König Friedrich zuerst das Wort: „Aber mein Gott, lieber Zieten, dies konnte uns unmöglich begegnen, wenn die Husaren, wie ich befohlen, immer dreißig Schritt vorgeritten wären." Diese aber, um des Wirts Erzählung zu hören, hatten sich dicht vor und neben dem König gehalten, und waren daher den vor Lissa auf dem Damme aufgestellten Posten nicht eher gewahr geworden, bis dieser an der Unterredung einen preußischen Zug erkannte, Feuer gab und davon lief.

Im Flecken war alles still, doch die Zimmer noch alle hell erleuchtet. Als der König, vor den Grenadieren reitend, sein Gefolge zu beiden Seiten neben sich, auf dem geräumigen Platze vor dem Schlosse, etwa sechzig bis achtzig Schritt vor der Brücke, welche über das Schweidnitzer Wasser führt, ankam, sah man aus einigen Häusern Weißröcke mit Strohbündeln kommen. Die meisten wurden von den preußischen Grenadieren ergriffen und vor den König geführt, auf dessen Frage, was sie hier machten, sie antworteten: „Drüben jenseits der Bruck'n stünde a'n Hauptmann mit etwa hundertundfünfzig Mann, der hätte holters den Befehl, die Bruck'n mit Stroh zu bewerfen, und, sobald die Preußen kommen, die Bruck'n zu verbrennen. Nun hätten sie zwar schon amol die Bruck'n mit Stroh belegt, allein es wären jetzt noch so viele von ihren Leuten darüber gegangen, daß sie es bei dem Koth ganz zertreten hätten. Der

Hauptmann habe daher das Stroh ins Wasser werfen lassen, und vierzig Mann nach dem Dorfe befehligt, damit jeder in der nächsten Kundschaft a Borden Stroh prechtle (zurecht mache)." Einige von den Österreichern mochten indessen doch über die Brücke zu ihrem Kommando entkommen sein mit der Meldung, daß die Preußen schon im Besitz des Dorfes seien, denn während der König mit den Gefangenen noch redete, eröffnete der Hauptmann ein starkes Feuer, infolgedessen auch mehrere Grenadiere in des Königs Umgebung verwundet wurden. Auf den Ruf der preußischen Kanoniere: Zurück, zurück, wir werden Feuer geben! drängten alle Berittenen dicht an die Häuser, um nicht im Finstern ins Doppelfeuer von Freund und Feind zu geraten. Auch aus den Häusern wurde geschossen. Die Grenadiere drangen mit dem Bajonett ein und säuberten die Häuser vom Feind. In dieser Verwirrung, wo jeder sich zu retten suchte, alles schrie und durcheinander kommandierte, verlor der König keinen Augenblick seine Ruhe. Zu seiner Umgebung gewandt, sprach er: „Messieurs, folgen Sie mir, ich weiß hier Bescheid." Er ritt links über die Zugbrücke, die zum Schlosse führte, während seine Adjudanten ihm folgten. Der König stieg vom Pferd, gab seinem Gefolge einen Wink und benutzte links von der Schloßbrücke eine kleine Steintreppe, die zu einer ihm bekannten Tür der Wirtschaftsräume führte. Er durchschritt schnell die Küche und gewann eine Wendeltreppe, die im Innern des Schlosses auf den großen Korridor mündete. Dort oben rannten österreichische



Originalaufnahme zu Rehtwisch, Leuthen.

Verlag von Georg Wigand, Leipzig.

Lagerfeld der preußischen Armee nach der Schlacht.

Unter der Baumgruppe rechts auf dem Bilde soll der preußische Feldaltar gestanden haben. Auch das neue Leuthen-Denkmal, das am 5. Dezember 1907 enthüllt werden soll, wird hier seinen Platz finden. Über diese Felder zog am Abend das preußische Heer unter den Klängen des Chorals „Nun danket alle Gott" seinem Könige nach gen Deutsch-Lissa.

Offiziere mit Leuchtern durcheinander, denn das lebhafte Schießen draußen hatte sie aufgeschreckt. „Bon soir, Messieurs!“ sagte der König mit höflichem Gruß den Hut hebend, „gewiß werden Sie mich hier nicht vermuten! Kann man hier denn auch noch unterkommen?“ Verblüfft und erschrocken beeilen sich die abgeschnittenen österreichischen Herren, dem König zu leuchten und führen ihn in den großen Speisesaal, wo ihrer noch mehrere sind, die alle starr von ihren Sitzen aufspringen, als plötzlich der Gewaltige vor ihnen steht, der ihnen heute gezeigt hat, was ein König von Preußen mit seiner Wachtparade vermag. Der König aber richtet, als sei nichts geschehen, mit der ihm eigenen feinen Höflichkeit an einige der Herren freundliche Worte und beurlaubt dann die überraschte Schar in — die Gefangenschaft.

Als man bei der preußischen Armee die Kanonade und das Schießen von Lissa her hörte, gab es kein Halten mehr: das ganze treue Heer folgte sofort seinem König. Als die siegreichen Kolonnen in festem Tritt über die gefrorene Landstraße in der tiefen Dunkelheit der Nacht dahinzogen, stimmte plötzlich ein Grenadier mit hellem Tenor das weihevolle Lied: „Nun danket alle Gott“ an und all die Tausende stimmten ein in den feierlichen Choral:

Nun danket alle Gott
Mit Herzen Mund und Händen,
Der große Dinge tut
An uns und allen Enden.

So beschloß dies gottesfürchtige preußische Heer den Tag von Leuthen, den es mit einem innigen Bittgesang begonnen hatte, mit einem tiefgefühlten Dankliede. Wir aber, die wir in einer glaubensarmen Zeit leben, wir stehen stumm und bewundernd vor diesem glaubensstarken Geschlecht, das den Blick auf die ewige Allmacht gerichtet in den Kampf zog und zum Dank die Hände hob, wenn es gesiegt hatte.

„Wie aus tiefem Schlafe erwacht," schreibt ein preußischer Offizier in seinen Erinnerungen über diesen großen Augenblick, „fühlte sich jetzt jeder zum Danke gegen die Vorsehung für seine Erhaltung hingerissen, und mehr als fünfundzwanzigtausend Menschen sangen diesen Choral einstimmig bis zu Ende. Die Dunkelheit der Nacht, die Stille derselben, und das Grausen eines Schlachtfeldes, wo man fast bei jedem Schritt auf eine Leiche stieß, gaben dieser Handlung eine Feierlichkeit, die sich besser empfinden ließ als sie beschrieben werden kann. Selbst die auf der Wahlstatt liegenden Verwundeten, die bisher die Gegend mit ihrem Wehklagen erfüllt hatten, vergaßen ihre Schmerzen, um Anteil an diesem allgemeinen Opfer der Dankbarkeit zu nehmen. Eine erneute innere Festigkeit belebte jetzt den durch so viele Anstrengungen erschöpften Krieger, ein lauter Jubel ertönte aus aller Munde, und als gleich darauf das heftige Kanonenfeuer von Lissa her hörbarer wurde, wollte es einer dem andern an Geschwindigkeit zuvortun, seinem Könige beizustehen."

Bald sammelten sich die Generale und Stabsoffiziere

im Schloß. Als der König zu ihnen trat, um die Parole auszugeben, rief er heiter aus: „Nach einer so getanen Arbeit, meine Herren, ist gut ruhen. Dieser Tag wird den Ruhm Ihres Namens und den der Nation auf die späteste Nachwelt bringen." Einer der Herren machte gesprächsweise die Bemerkung, daß die Österreicher kaum noch eine so prahlerische Sprache über die Potsdamer Wachtparade führen würden, als wenige Tage zuvor. Lächelnd antwortete die Majestät: „Ich vergebe ihnen ihre Dummheiten, die sie gesagt haben, zugunsten derer, die sie heute gemacht haben."

Der König hatte vierzehn Stunden im Sattel gesessen und kaum etwas genossen. Man bereitete ihm schleunigst ein Ragout aus den Resten, die von der Mahlzeit der österreichischen Offiziere übrig geblieben waren. Der Schloßherr von Lissa, Baron Mudrach, ließ es sich nicht nehmen, dem König persönlich aufzuwarten. Das frugale Abendessen schmeckte Friedrich vortrefflich. Als er damit fertig war, sah er seinen Wirt mit den großen Königsaugen einen Augenblick fest an und fragte unvermittelt: „Kann Er Pharo spielen?" Baron Mudrach kannte des Königs Abneigung gegen Hazardspiele und stotterte erschrocken: „Früher, — in meiner Jugend," — worauf der König rasch antwortete: „Nun, so weiß Er ja, was va banque ist. Das hab ich heute gespielt."

Als der König am Abend der Schlacht in der Dämmerung über das Feld ritt, rings die Verwüstung sah und das Stöhnen zerschossener Menschen hörte, wurde vor

der furchtbaren Notwendigkeit seine große Seele weich, und er rief aus: „Wann werden meine Qualen sich enden?" Über eintausendzweihundert Mann seiner treuen Truppen lagen tot auf der Wahlstatt, darunter neunundfünfzig Offiziere. Über fünftausend waren leicht und schwer verwundet. Die Regimenter Markgraf Carl und Pannwitz büßten ein jedes über siebenhundert Mann ein, die beiden Bataillone Garde fünfhundert Mann. Fast vierfach so hoch waren die Verluste der österreichischen Armee. Sie verlor zusammen mit ihren bayrischen, württembergischen und sächsischen Hilfstruppen wenigstens zehntausend Tote und Verwundete. Außerdem blieben dreizehntausend Gefangene, vierundfünfzig Fahnen und Standarten und einhunderteinunddreißig Geschütze in den Händen der Sieger. Auf den Feldern bei Leuthen zeigt man heute noch die Stellen der gewaltigen Massengräber, wo Freunde und Feinde zur gemeinsamen Ruhe verscharrt wurden. Nach Menschenaltern noch warf der Pflug des friedlichen Landmannes häufig Gebeine, Münzen, Skapuliere, Kugeln und Kartätschensplitter aus der Erde auf. Einige dieser Reliquien sind in den Sockel der Siegessäule versenkt, die seit dem Jahre 1854 den Schönberg bei Heidau schmückt.

Das Dorf Leuthen selbst wurde hart mitgenommen. Der Turm der katholischen Kirche war ganz zerschossen, die Kirchenglocke zertrümmert, in die Mauer, die den Kirchhof umgab, eine breite Bresche gelegt. Diese ist später wieder zugemauert worden und vor ihr ein Kreuz

aufgerichtet, das von Lebensbäumen umgeben ist. Trotz des Kugelregens, der sich über Leuthen ergoß, ist während der Schlacht nur einer der Bewohner umgekommen: es war ein 86 jähriger Greis, Stoos mit Namen, den eine Kartätschenkugel zerschmetterte. Aber eine seltsame Tatsache erbringen die Kirchenbücher: während sonst alljährlich an sechzig Taufen stattfanden, zählt das Jahr 1758 deren nur drei. Der Wandel der Zeiten hat auch dem durch die Wut des Krieges hart mitgenommenen Dorfe neue Lenze und neue Saaten gebracht, und des Landmanns fleißige Hände haben neu erbaut und gebessert, was der Kanonenball auf seinem fürchterlichen Pfad zerschlug. Auch die zerschossene katholische Pfarrkirche hat einen neuen stattlichen Turm erhalten dank der unermüdlichen Tätigkeit des weiland Pfarrers Franz Kiesel, der 1863 sein Amt in Leuthen antrat und für die Wiederherstellung dieses „Veterans von Leuthen" weit und breit warb.

Zur Verfolgung des Feindes, dessen Nachhut unter Serbelloni bereits am 6. Dezember von Breslau abgedrängt wurde, ordnete der König den flinken und tapferen Generalleutnant von Zieten ab. „Ich recommandiere Euch sehr," schrieb Friedrich an Zieten, „den Feind bei Leibe nicht still stehn noch die Zeit zu lassen, sich zu recolligiren; und ob ich zwar wohl glaube, daß Eure Leute müde und etwas fatiguirt sind, so kann es doch gegenwärtig nicht anders sein und müßet Ihr bedenken, daß der Feind noch weit müder und fatiguirter sein muß, daher Ihr ihn nicht eher ruhn und verlassen,

vielmehr immer poussieren und verfolgen müsset, bis daß Ihr solchen in den Gebirgen sehet. Ein Tag Fatigue in diesen Umständen, mein lieber Ziethen, bringt uns in der Folge hundert Ruhetage. Also nur immer im Sattel und dem Feinde auf den Hacken. "

Noch am 7. Dezember hatten Zieten den Österreichern zweitausend Bagagewagen abgenommen und eintausendfünfhundert Gefangene gemacht. Aber er konnte dem König gar nicht genug tun. Friedrich ruhte nicht eher, als bis die ganze österreichische Armee über die böhmische Grenze getrieben war. Am 23. Dezember überschritt Prinz Karl bei Trautenau die böhmische Grenze. Seine Truppen hatten Nacht für Nacht bei Schnee und Regen ohne Zelte kampieren müssen, und ihr Zustand war ein höchst bedenklicher. Kaum die Hälfte der stolzen stattlichen Armee, die er gegen den König geführt hatte, brachte der Prinz von Lothringen nach Böhmen zurück. Hiervon waren nach den Listen des österreichischen Generalarztes über zwanzigtausend Mann krank. Auch Schillers Vater hat in seinen Lebenserinnerungen den furchtbaren Zustand der Armee geschildert. Im Dienst seiner armen kranken Landsleute arbeitete sich der brave Mann fast auf. — Der Prinz von Lothringen war ehrlich. „Die schöne österreichische Armee," schrieb er dem Kaiser „ist nicht wenig delabriert, vom langen Feldzuge abgerissen, ohne Wäsche, ohne Montur, mit einem Wort, in einem so mißlichen und erbarmungswürdigen Zustande, als sie noch niemals gewesen ist, und muß dennoch wegen der Nähe des Feindes

ohne Zelte lagern." Es war allerdings nicht viel zu verbergen. Und was die Zelte anging, — die hatte Zieten weggenommen.

Kaunitz mußte sich nach der Schlacht von Leuthen wieder gehörig was zurecht flunkern, um seinen Wienern, die durch blasende Postillone und Siegesnachrichten neuerdings verwöhnt waren, die große Niederlage einigermaßen mundgerecht zu machen. Die von ihm lancierte Zeitungsnachricht, die auch in eine damals weit verbreitete Zeitung, den Reichspost-Reuter, gelangte, und dort am 24. Dezember in Nr. 205 abgedruckt ist, verschleiert die völlige Niederlage so gut wie möglich und schließt mit dem klassischen Satz: „Übrigens hat man die vergnügliche Zeitung erhalten, daß der Marschall Keith das Königreich Böhmen gänzlich geräumt und der General Hadik denselben bis nach Sachsen verfolgt habe." — Kaunitz hatte hervorragendes Talent zu einem politischen Zeitungsschmock.

In der Kaiserstadt herrschte eine wahnsinnige Aufregung, als die Unglücksnachrichten durchsickerten. Dieser unerhörte Rückschlag nach so viel Glücksfällen kam zu unerwartet. Die Erbitterung gegen den Prinzen Karl stieg von Tag zu Tag. „Der Schmerz und der panische Schrecken," schreibt ein Augenzeuge der Wiener Vorgänge, der venetianische Botschafter Ruzzini, „ist auf jedem Gesichte zu lesen, und viel größer ist jetzt die allgemeine Verwirrung, als im vergangenen Mai nach der Schlacht von Prag." Trotzdem ließ es sich der Kaiser nicht nehmen, seinen Bruder persönlich einzuholen und

ihm alle Ehren eines fürstlichen Empfanges zu gewähren. Welch ein Unterschied zwischen diesem Empfange des geschlagenen Kaiserbruders, der Fehler auf Fehler gehäuft hatte, und dem des königlichen Bruders nach dem unglücklichen Rückzug im Lager vor Bautzen! Dem Familiensinn des kaiserlichen Lothringers soll Achtung nicht versagt werden, aber wie hoch und ragend über den Menschen seiner Zeit steht König Friedrich da, der dem eigenen Herzen eine blutende Wunde riß und das Wohl des Staates höher einschätzte, als brüderliche Zuneigung. Freilich, — das Los der Größe ist Einsamkeit.

Obgleich in Wien bei harter Strafe jede Verhöhnung des Prinzen streng verboten wurde, wagte man sich dennoch an allen Ecken mit Spottschriften und Spottbildern hervor. Eins derselben erregte besonderes Aufsehen. Das zeigte den Lothringer, Daun und Nadasdy im Kriegsrate sitzend. Daun sprach: „Mit Verstand und Mut." Nadasdy: „Mit Schwert und Blut." Der Prinz aber zeigte auf eine volle Flasche und sagte: „Der Wein ist gut." Das Ganze war eine Anspielung auf die Neigung des Prinzen zum Tieftrunk, der er noch am Tage vor der Schlacht im Kruge von Saara durch ein Gelage gefröhnt haben soll, wo doch Besseres zu tun war. Die Wiener Polizei wurde in Bewegung gesetzt und auf die Entdeckung des Urhebers ein Preis von fünfhundert Dukaten ausgesetzt. Aber am nächsten Morgen fand man an all' den Stellen, an denen das Pamphlet angeschlagen gewesen war, einen neuen Anschlag des Inhalts:

„Wir sind unser Vier;
Ich, Tinte, Feder und Papier;
Keines aus uns wird das andre verraten,
Ich blase auf deine fünfhundert Dukaten."

Es half nichts, so schwer es ihr auch wurde: Maria Theresia mußte die Entlassung des Prinzen betreiben, denn die verbündeten Mächte Frankreich und Rußland bestanden darauf, und er selbst machte keine rechten Anstalten, sein Kommando freiwillig niederzulegen. Prinz Karl ging dann als Generalstatthalter der Niederlande wieder nach Brüssel, und Leopold Daun, nun am Ziel seiner Wünsche, wurde Generalissimus der kaiserlichen Armee. So erlosch des Prinzen Feldherrnruhm, den er einst im Kampf gegen Bayern und Franzosen und besonders 1744 durch den berühmten Rheinübergang errungen hatte. „Sein Rheinübergang," sagte Friedrich in späteren Jahren zum Prinzen de Ligne, „war ein sehr hübsches Stück, aber später lieh er sein Ohr den Schmeichlern, und dann hatte er auch nicht die richtigen Leute um sich."

Auch der Graf Nadasdy, den Prinz Karl als Sündenbock für die Niederlage verantwortlich machen wollte, verließ das Heer. Noch am Abend der Leuthener Schlacht hatte es zwischen ihm und dem Prinzen Karl einen sehr erregten Auftritt gegeben. Der hitzige Ungar ging auf sein Banat in Kroatien zurück, und in ihm ging einer der fähigsten Führer des österreichischen Heeres. Auf die brennende Wunde des verletzten Ehrgeizes hatte man ihm als Pflaster die Feldmarschallswürde geklebt. Er

starb 1783, 75 Jahre alt zu Karlstadt, — drei Jahre vor dem großen König, der ihn stets als flinken Gegner geschätzt hatte.

Am 21. Dezember fiel auch Breslau mit siebzehntausend Mann Besatzung und zwölf Generalen in die Hände der Preußen zurück. „Ein prächtiges Weihnachtsgeschenk für den König," meinte einer der österreichischen Offiziere. Kaum vier Wochen lang hatte sich Maria Theresia des Besitzes der in blutiger Schlacht zurückeroberten Stadt freuen können. Zwar hatte der tapfere Kommandant Sprecher von Bernegg Galgen errichten lassen und gedroht, jeden, der von Übergabe sprechen würde, daran aufzuhängen, aber der König ließ schweres Geschütz auffahren. Das wirkte besser als die Galgen. „Das Glück ist wieder zu mir gekommen," schrieb der König am Tage der Übergabe von Breslau an seinen Bruder Heinrich, „aber schicken Sie mir die beste Schere, die Sie finden können, damit ich ihm die Flügel beschneide."

Die Kunde von der Leuthener Schlacht drang auf dem Sattel von Kurierpferden und in ledernen Postbeuteln bald durch ganz Europa. In Frankreich, dessen Heere feindlich gegen ihn aufmarschiert waren, wuchs das Interesse für den großen König ins Ungemessene. „Man begegnete," erzählt ein französischer Chronist, „in den Gesellschaften, in den Soireen, auf den Promenaden und in den Schauspielhäusern mehr Preußen als Franzosen. Die wenigen, die noch französisches Interesse bezeigten, wurden fast dahin gebracht, Stillschweigen zu

beobachten." In Frankreich, in England, in der Schweiz, in Italien entstand eine solche Nachfrage nach Porträts des Königs von Preußen, daß fleißige Maler und Stecher alle Hände voll zu tun hatten, den Bedarf zu befriedigen. Die Tage von Roßbach und Leuthen hatten seinen Feldherrnruhm an die Sterne getragen. Ließ ihn der Tag von Roßbach, der Sieg über den übermütigen Franzmann, zum Nationalhelden werden, der Tag von Leuthen machte ihn zum Helden Europas und einer Welt.

Friedrich selbst allerdings ließ sich den klaren Blick für die Wirklichkeit der Dinge, der sich dem Genius in ihm immer einte, auch durch diesen ungeheuern Waffenerfolg nicht trüben. Er bewahrte im Glück denselben philosophischen Gleichmut, den er im Unglück bewiesen hatte. „Ich fand ihn vergnügt und glücklich," schrieb damals der englische Gesandte Mitchell nach London, „aber nicht stolz über den großen und fast unglaublichen Erfolg seiner Waffen. Er spricht von dem Siege bei Leuthen mit der Bescheidenheit, die einem Helden gebührt, dessen großer Sinn so wenig durch das Lächeln, wie durch die finsteren Blicke des Glücks überwältigt wird."

Aber auch den Blick des Dankes gegen die Vorsehung da droben in den lichten Höhen vermissen wir an diesem König nicht, den die vorlaute Fama so oft und unberechtigt für einen Freigeist erklärt hat. Wir sagten schon einmal: Er war ein freier Geist, — kein Freigeist. „Wenn je Preußen Ursache gehabt hat," schrieb er an Feldmarschall Keith, „das ‚Herrgott Dich loben wir' anzustimmen, so

ist es bei dieser Gelegenheit. Der Himmel sei gelobt, daß uns dies geglückt ist." Und zu einem alten General, der seine Glückwünsche darbrachte, sagte er: „Das hat ein Höherer getan." „Ja," meinte der General, „und Eurer Majestät vortreffliche Disposition." — „Ach, was will Er mit seinen Dispositionen, na, — es kommt wohl eins zum andern."

Die Nachwelt hat erkannt, wie hoch dieser Sieg einzuschätzen war. Scharnhorst, der Preußens Volksheer schuf, das Heer, das den korsischen Unterdrücker über die Grenzen zurücktreiben sollte, sagt von der Leuthener Schlacht: „Sie wird immer ein Monument des Genius des großen Feldherrn, der Manövrierkunst und der Tapferkeit der Armee bleiben, so lange die Nachwelt sich um unser Zeitalter bekümmern wird."

Und der Korse selbst, der Meister großer Schlachten, hat in der Einsamkeit von Sankt Helena ausgesprochen: „Diese Schlacht ist ein Meisterstück von Bewegungen, Manöver und Entschlossenheit. Sie allein würde genügen, Friedrich unsterblich zu machen und ihn in die Reihe der größten Feldherrn zu stellen. Sie offenbart im höchsten Grade seine moralischen sowohl als seine militärischen Eigenschaften."

Der Meister von Leuthen blieb seinen Gegnern furchtbar und ging aus dem siebenjährigen Ringen mit einer Welt von Feinden als Sieger hervor. Die Prophezeiung des liebenswürdigen Dichters Ewald von Kleist, der unter Friedrichs Fahnen als Major focht, „daß ganz Europa keine Streusandbüchse



Aus Rehtwisch, Leuthen. Verlag von Georg Wigand, Leipzig.

König Friedrich II.

Nach einer Zeichnung von Adolph Menzel.

voll Erde von uns bekommen wird", ist buchstäblich in Erfüllung gegangen.

Der Sieg von Leuthen, dessen 150jährigen Gedenktag wir am 5. Dezember 1907 begehen, wurde zu einem granitenen Grundstein des preußischen Staates, der wiederum das Fundament ist und bleiben wird des großen deutschen Reiches, das sich heute herrlich wie ein Dom wölbt über den Enkeln jener Männer, die auf der blutigen Wahlstatt von Leuthen fochten, über Preußen, Bayern, Schwaben, Sachsen und was sonst aus Deutschlands Gauen seine verdammte Pflicht und Schuldigkeit als braver Soldat mit Säbel und Muskete tat. Wir aber, die Enkel, die wir unter dem Zepter eines Hohenzollern-Kaisers einig zusammenstehen, wollen das Pulver trocken halten und das Schwert blank, eingedenk der Worte, die der große König in sein politisches Testament als Losung für die kommenden Geschlechter schrieb:

„Wenn die Ehre des Staates Euch zwingt, den Degen zu ziehen, dann falle auf Eure Feinde der Blitz und der Donner zugleich."

BIBLIOTEKA W TORUNIU UNIWERSYTECKA

Verlag von Georg Wigand in Leipzig

Die französische Revolution

von Thomas Carlyle

Neue illustrierte Ausgabe

Herausgegeben von Theodor Rehtwisch

Mit 475 Illustrationen, Porträts, Karikaturen und Autographen, nach Gemälden, zeitgenössischen Kupfern, seltenen Originalen und Handschriften

In drei vornehm eingebundenen Bänden Groß-Lexikon-Format kostet das Werk 25 Mark 50 Pfennig

Carlyles französische Revolution ist eines der **glänzendsten und geistreichsten Geschichtswerke der Weltliteratur.** Seine Darstellung hat die Bilderfülle der Epik, den breiten Fluß des Romans und die Spannkraft des Dramas.

Der Verlag hat mit dieser wertvollen und preiswürdigen Veranstaltung in jeder Hinsicht Hervorragendes und Ausgezeichnetes geboten, wie auch der Herausgeber für eine vorzügliche Übertragung, die tief in den Geist des Urtextes eingedrungen ist, volle Sorge trug. Die Auswahl der Illustrationen ist ebenso geschickt als feinfühlig. **Das Studium des fesselnden Geschichtswerkes bietet einen reichen und nachhaltigen Genuß.**

Verlag von Georg Wigand in Leipzig

Von Jena bis Neiße

Militär- und kulturgeschichtliche Bilder aus den Jahren 1806—1819

Tagebuch-Aufzeichnungen des General-Majors **Carl Friedrich von Blumen**

Herausgegeben von Cd. M. von Unruh

gr. 8°, 17 Bogen. Preis geh. M. 3.80, geb. M. 5.—

Mit der Veröffentlichung dieser Aufzeichnungen ist eine wichtige und interessante Quelle zur Beurteilung des innern Lebens der preußischen Armee der Freiheitskriege erschlossen worden, die einen weiten Leserkreis verdient.

Was der 1857 verstorbene General von Blumen vor fast 100 Jahren über damalige Militär-, Staats- und Volksverhältnisse gedacht und empfunden, nach seinen Tagebüchern vor mehr als 60 Jahren, vor dem Ende einer fünfzigjährigen Soldatenlaufbahn, 1845 niedergeschrieben, bietet den intimen Reiz ehrlich rückhaltloser Äußerung, klarblickender Überzeugung und Erfahrung. Dabei entrollt sich ein packendes Bild der Schicksale eines echt menschlich und vornehm denkenden Mannes, den man auf den rastlosen Zügen von Schlesien nach Jena, nach Rußland und Frankreich bis wieder zurück in die Heimat, lesend begleitet und immer lieber gewinnt.

Von aktuellster Bedeutung sind die Aufzeichnungen aus der Okkupationszeit in Frankreich 1815—1818.

Verlag von Georg Wigand in Leipzig

Napoleon

im Frühjahr 1807

Ein Zeitbild von Burggraf und Graf **Hannibal zu Dohna**, Generalmajor z. D.

Mit einem Vorwort des Burggrafen Georg zu Dohna-Finckenstein und mit 14 Abbildungen

Gediegenste Ausstattung. gr. 8°. 10 Bogen.
Preis geheftet M. 4.—, gebunden M. 5.50

Napoleon I. hat nach der blutigen Schlacht bei Deutsch-Eylau eine Zeitlang auf dem Schlosse Finckenstein gewohnt, das damals und jetzt den Grafen zu Dohna gehört. Der Graf Hannibal zu Dohna, ein bekannter Schriftsteller, hat dies auf Anforderung seines Verwandten Grafen Georg zu Dohna zum Anlaß genommen, um einen Essay über Napoleon I. im Frühjahr 1807 zu schreiben. Aus der einfachen Schilderung des Aufenthaltes des Imperators während jener Lenzestage und ihrer historischen Begleiterscheinungen ist aber ein ganzes Werk geworden, das nicht nur das Schloß und die Geschichte seiner Erbauer schildert, sondern zugleich eine außerordentlich fesselnde Charakteristik des korsischen Eroberers gibt, — eine Charakteristik, die der Bedeutung und Persönlichkeit des Franzosen-Kaisers vollauf gerecht wird. Das aktuelle Werk, das mit Illustrationen reich ausgestattet ist, wird daher als Beitrag zur Geschichte jener Zeit überall willkommen geheißen werden, um so mehr, da es außerordentlich anziehend geschrieben ist und niemals in einen trockenen, dozierenden Ton verfällt.

Druck von Breitkopf & Härtel, Leipzig.



Die preußische Armee ging, von Westen kommend, gegen Borne vor, vertrieb von den Hügeln westlich Borne die Vortruppen des Feindes, deployierte teilweise zwischen Borne und Groß-Heidau und brach dann plötzlich in Kolonnen gegen Süden ab, sich hinter den fünf Hügeln entlang ziehend. Nach erfolgtem Aufmarsch erstreckte sich ihre Infanterielinie von südwestlich des Wachberges bis an Schriegwitz heran, fast rechtwinklig zur österreichischen Stellung. Ihre Sturmbataillone avancierten westlich und östlich vom Glanzberg, teilweise auch direkt über die Höhe. Rechts der Infanteriestellung, östlich Schriegwitz, war Ziethen mit seiner Kavallerie aufmarschiert. Rechts von ihm wiederum, gegen den Kaulbusch vorgeschoben, stand zur Flankendeckung der Kavallerie Prinz Karl von Bevern mit sechs Grenadierbataillonen. Auf dem linken Flügel der preußischen Stellung, gedeckt vom Sophienberg und vom Heideberg, stand General von Driesen mit seinen Reitergeschwadern. In Borne lagen die Freibataillone und der Oberst von Angelelli. Der König hielt sich zunächst an der Windmühle des Wachberges auf, ritt aber später bis in die Goy, ein kleines Gehölz zwischen Radaxdorf und Leuthen, vor.

Von Norden nach Süden gehend, war zunächst Nippern und der Busch hinter Nippern von der Reserveinfanterie des Prinzen von Arenberg besetzt. An der Lisiere des Zettelbusches, westlich vor sich die Sümpfe des Briegswassers, lagen Kroaten und Grenadiere. Hinter dem Zettelbusch, zwischen Guckerwitz und Nippern, standen die Reitereigeschwader Lucchesis. Dann folgte eine lange Infanterielinie, die an der Straße Nippern-Frobelwitz-Leuthen aufgestellt war. In Frobelwitz und Leuthen lagen Grenadierkompagnien, die Westausgänge der Dörfer waren mit Batterien besetzt. Südlich Leuthen, an der Straße nach Schriegwitz, stand Graf Serbelloni mit seinen Schwadronen, von denen er über die Hälfte noch im Laufe des Vormittags zusammen mit Daun an den rechten Flügel führte. Quer über die Straße Radaxdorf-Groß-Gohlau im Bogen um den Kiefernberg von Sagschütz herumlaufend und sich mit einem Widerhaken im Kaulbusch verlierend, stand die Infanterie Nadasdys. Seine Kavallerie hielt nördlich jener Straße und brach nachher zur Attacke auf Ziethen zwischen dem Kaulbusch und dem Gohlauer Teich vor.

Zu Rehtwisch, Leuthen   Verlag v. Georg Wigand, Leipzig   Wagner & Debes, Leipzig.

Buch- und Kunstdruckerei
Breitkopf & Härtel
Leipzig